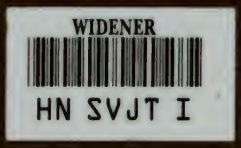

WIDENER
HN SVJT I

Math 3145.32

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE FUND GIVEN
IN MEMORY OF
FREDERIC HILBORN HALL
Class of 1910

1889–1910

OTTO HARRASSOWITZ
BUCHHANDLUNG
:LEIPZIG:

Holland

in den

Jahren 1831 und 1832

von

Ludolf Wienbarg,
der Philosophie Doktor.

Erster Theil.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.

1833.

Ludolf Wienbarg,

Holland

in den

Jahren 1831 u. 1832.

Erſter Theil.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Almanach dramatischer Spiele von A. v. Kotzebue, fortgef. von C. Lebrün, für die J. 1827, 1828, 1829, 1830, 1831, 1832, u. 1833 jeder 1 Rthlr. 16 Gr.
Cäcilia. Ein Taschenbuch für Freunde der Tonkunst, herausg. v. Lyser. 1r Jahrg. 1833 1 Rthlr. 8 Gr.
Heine, H., Buch der Lieder, 8. 1 Rthlr. — Gr.
auf fein Velinpapier. 1 Rthlr. 12 Gr.
— — Reisebilder, 2. verm. Aufl. 3 Theile, 8. 5 Rthlr. 8 Gr.
— — Nachtr. z. d. Reisebildern, 8. 1 Rthlr. 16 Gr.
Lewald, A., Album aus Paris, 2 Thle. 2 Rthlr. 8 Gr.
— — Novellen, 2 Thle. 3 Rthlr. — Gr.
— — Graf Lowzinski. Polnische Novelle — Rthlr. 18 Gr.
— — Przebracki der russische Polizeispion 1 Rthlr. 12 Gr.
— — Warschau. Ein Zeitbild — Rthlr 20 Gr.
Maltitz, Freih. G. A. v., der alte Student, Schauspiel, 8. — Rthlr. 12 Gr.
— Oliver Cromwel, od. d. Republikaner, Trauersp., 8. 1 Rthlr. — Gr.
— Pfefferkörner, 3 Hefte. à 16 Gr. 2 Rthlr. — Gr.
Raupach, Dr. E., Rafaele, Trauersp. 1 Rthlr. — Gr.
— — Laßt die Todten ruhen! Lustsp., 8. — Rthlr. 20 Gr.
auf fein Velinpapier. 1 Rthlr. 4 Gr.
— — Kritik u. Antikritik, Lustsp., 8. 1 Rthlr. — Gr.
auf fein Velinpapier. 1 Rthlr. 4 Gr.
— — die Bekehrten, Lustspiel, 8. 1 Rthlr. — Gr.
auf fein Velinpapier. 1 Rthlr. 4 Gr.
— — die Schleichhändler, Lustsp, 8. 1 Rthlr. — Gr.
— — der Wechsler, Lustsp., 8. — Rthlr. 16 Gr.
auf fein Velinpapier 1 Rthlr. 4 Gr.
— — die Tochter der Luft. Mythol. Tragödie. 1 Rthlr. — Gr.
— — Denk' an Cäsar! Possenspiel. 8. 1 Rthlr. — Gr.

Holland

in den

Jahren 1831 und 1832,

von

Ludolf Wienbarg,
der Philosophie Doctor.

Erster Theil.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1833.

Neth 3148.32

F. H. Hall fund

Holland.

Bentheim.

Ich rufe mir gern den Abend ins Gedächtniß zurück, als ich nach einer lästigen und langweiligen Reise über die westphälische Haide hinter Osnabrück, mich im Städtchen Bentheim, an der Grenze von Deutschland und Holland, eine halbe Nacht ausruhte. Es war ein lieblicher, elfenartiger Mondschein im Frühjahre 1831; der Postillon fuhr mich halb im Schlafe die dunkle Schlucht nach Bentheim hinunter, zu gleicher Zeit blies er einige schlaftrunkene Stoßseufzer auf seinem Horn — es klang mir, wie

Schlaf' wohl mein liebes Deutschland,
Liebes Deutschland, schlaf' wohl.

Die Bentheimer hatten schon ihre Lichter ausgethan und sich aufs Ohr gelegt. Aber im Posthause gab es noch muntere Leute. So eben war ein russischer Feldjäger nach dem Haag durchgegangen, und der Postmeister dampfte noch von

den neuesten Nachrichten, die er vermuthlich aus dem Felleisen herausgerochen. Er nöthigte mich sehr artig in sein Haus. Im Hintergrunde der hohen westphälischen Scheundiele brannte lustiges Feuer, rings herum saßen am Spinnrade der Frau Postmeisterin Mägde mit feldbraunen Gesichtern und westphälischen Schinkenhüften, dicht an der Flamme kauerte ein altes Weib, die einen Faden spann, der immer zerriß, und eine Gespenstergeschichte erzählte, die ihr böser Husten alle Augenblicke unterbrach.

Müde und zerstoßen, wie ich war, ließ ich mir ein Zimmer geben, um einige Stunden zu schlafen. Allein ich konnte kein Auge zuthun. Ich stand daher wieder auf und machte einen Spaziergang im Freien, der mich ans Bentheimer Schloß führte. Die Natur hat bei Bentheim einen Fels hingeworfen, die alten Grafen von Bentheim haben sich darauf feudaliter eingerichtet, und ihre Unterthanen, die treuen Bentheimer, haben sich unten im Thal angesiedelt und machen seit uralters Pergament. Gute Deutsche, die Bentheimer, obgleich sie an der Grenze wohnen. Sie machen Pergament — Schuhleder für die Pfauenfüße des deutschen Hochmuthteufels.

Das alte Schloß von Bentheim ist massiv und fest gebaut. Ich erinnerte mich aus der Zeit,

als ich Heinrichs deutſche Reichsgeſchichte las, daß die von Bentheim ſich oft hinter dieſen Mauern und Thürmen vertheidigt. Sonſt kenne ich die Geſchichte derer von Bentheim nicht ganz genau; ich glaube, ſie ſind aus Grafen zu Fürſten promovirt. Aber das Wappen über ihrem Schloſſe vergeſſe ich in meinem Leben nicht. Es war ein hochgewölbter, blauſtählerner Schild, im Mittelfelde ein ſilberner Halbmond, rings zerſtreut funkelnde Sterne, Alles in natürlicher Größe und faſt übernatürlichem Glanze. Eine ſchöne Nacht. Der Mond ſpiegelte ſich in den Bogenfenſtern des Schloſſes, und vor dem Thor ſtand ein Bentheimer Schildwache. Ein bentheimer Soldat iſt an ſich ſchon keine geringe Merkwürdigkeit, wenn man bedenkt, daß die flora Soldatesca Benthemiana eine der ſeltenſten Gewächſe in Europa iſt und kaum ein Dutzend Exemplare davon auf dieſem Felſen krüppeln.

Aber der oben ſchildernde Bentheimer hatte in meinen Augen noch einen beſondern und faſt rührenden Reiz. Es war ein alter Mann, er ſah ſo alt, ſo grau, ſo mährchenhaft aus im Mondſchein, daß ich ihn Anfangs für das Geſpenſt der deutſchen Reichsarmee hielt, die der alte Fritz im ſiebenjährigen Kriege in die Pfanne hieb. Dann dachte ich wieder, er lebt noch und erwartet nur, als ein

treuer Soldat, den Tod auf seinem Posten. Er kreuzte seine Arme über seinem Schießgewehr, dessen rothverrosteter Lauf keinen Strahl des Mondes mehr auffing, eben so wenig wie seine Augen, die unter langen grauen Wimpern klein und blind in den Nachthimmel hinausstarrten. Er suchte dort oben etwas, oder er sah etwas, vielleicht sah er den Himmel offen, den lieben Gott, mit Caroli Magni Bart und Scepter, sitzen auf kaiserlichem Thron, an seiner Seite die Paladine des Reichs, die Erzengel, den Erzmundschenken, die apostolischen Nuntien St. Peter, St. Paul u. s. w. auf der Himmelswiese die Reichsarmee der Seligen, die seligen Reichsbürger und den ganzen seligen Pöbel, hier und da einhauende Cherubime, welche im Himmel als Polizeibeamte angestellt sind. —

Denn, Lavater, in seinen „Aussichten in die Ewigkeit" mag sich die Sache vorstellen, wie er will, ich behaupte, daß die Polizei im Himmel eben so nöthig, wie auf Erden und vielleicht noch nöthiger ist. Der Bauer, ich will nur von Bauern sprechen, ist weder gewöhnt an den himmlischen Müssiggang seines Pfaffen, noch an den weltlichen seines gnädigen Herrn, und man weiß, wie er's treibt, wenn er hier unter dem Mond an Sonn- und Festtagen nur ein bischen selig ist.

Dort oben aber, wo er einen ewigen Sonntag feiert, wo er nicht mehr pflügt und driſcht, nicht mehr ſchwitzt und keucht, nicht mehr geplackt und geſchunden wird, dort oben, meine ich, wird er vor Seligkeit ſich kaum zu laſſen wiſſen. Gnade Gott, wenn ſein gnädiger Junker ihm in den Wurf kommt, er macht ihn ſelbſt im Himmel todt; daher auch jener mecklenburgiſche Edelmann vom lieben Gott ſich einen geſperrten Sitz im Himmel ausbat.

Oldenſal.

Als es anfing zu tagen, fuhr ich bereits über die Haide von Overyſſel, eingehüllt in meinen Mantel und einen dicken Nebel. Ich verſank in nebelhafte Gedanken. Nebel zeugt Nebel, nebelhafte Bilder, oſſian'ſche Geiſter, nordiſche Götter. Nebel befeuchtet die Pflanzen, Bäume, die Poeten des Nordens, Nebelzug wittert durch die Saga's, die Nibelungen, den Erlkönig, und vielleicht iſt auch die ganze Welt, wie die nordiſche Poeſie aus Nebel entſprungen und wird ſich einmal wieder in Nebel verflüchtigen, wie ein Geſpenſt auf der Haide von Caledonien. Nur in Holland, ſcheint es, hat der Nebel keine poetiſchen Zeugungskräfte, die Holländer haben den ſchönen Nebel, aber, wie man ſagt, keine Poeſie. Ich werde den „luſtigen Geneverſtocker von Schiedam" leſen.

Ein Schluck vor dem böſen Nebel, ſagte der Poſtillon und ſetzte ſeine grüne Knobbrigte an den

Mund. Ein närriſcher Kauz der Poſtillon, eine Art Till Eulenſpiegel, verkappt in den rothen Rock eines königlich hannöverſchen Poſtbeamten. Wie die Sonne aufging, knallte er mit der Peitſche und ſchrie aus vollem Hals, Oranje boven, Oranje boven. Hoho! lachte er ſpöttiſch, hoho! nun wird es Ernſt mit der Sache, nun erklärt ſich der Himmel ſelbſt für die Naſſauer, er hat ſeine große Oranjecocarde an ſeinem grauen Hut aufgeſteckt. Du lieber Himmel, wer heut zu Tage nicht drei Ellen Pommeranzenband auf dem Deckel trägt, wird als Meutking und Brabanter in Holland platt geſchlagen. Mir könnte das eben recht ſein, fügte er mit einem ſatyriſchen Seitenhieb auf ſeinen Höcker hinzu; aber mir thun ſie nichts, ich bin eine geheiligte Perſon und ſcheere mich den Teufel um ihre naßſauren Geſichter. Allein mein Vetter iſt übel mit ihnen daran. Mein Vetter, Herr, iſt ein armer Leineweber in Oldenſal. Der hat ſich da mit den Oldenſalern in eine erzdumme Geſchichte verzettelt. Das macht, daß die Oldenſaler erzkatholiſch ſind, wie hier der ganze Strich nach dem Münſterſchen zu. Deswegen wollten ſie nicht ausziehen gegen die blauen Kittel und ſtellten ſich auf die Hinterbeine, als die Ausrhbung vor ſich gehen ſollte. Ein langer Uhrmacher predigte ſogar offenbaren Aufruhr. Er ſagte ihnen,

es sei an der Zeit, das Joch des ketzerischen Kö-nigs ganz und gar abzuschütteln. Ich kenne ihn, seine Uhren gehen immer falsch. Vetter, sagte ich zu meinem Vetter, seid keine Esel, gebt eure Lüm-mel heraus, sonst schickt euch euer König Willem einige Escadronen schockschwerenöthige Dragoner auf den Hals, und die binden den Jan und den Jantje an die Schwänze ihrer Pferde, und euch fressen sie auf in Zeit von zweimal vierundzwanzig Stun-den. Aber mein Vetter ballte die Faust und dünkte sich klüger, als ein königl. hannöverscher Postillon. Was geschah? Tripp trapp kamen die Dragoner ins Thor geritten und kehrten das unterste zu oberst. Der Uhrmacher hatte sich aus dem Staube gemacht. Das war sein Glück, sie hätten ihn mit seinen langen Beinen aufgeknüpft an den Weiser der Thurmuhr, die er aufzuziehen pflegte. Die hol-ländischen Dragoner, mein Herr, sind böse Gäste, Heuschrecken in Stiefel und Sporn. Wenn unser einer sich zu Tisch setzt, so ißt er so lange, bis er satt ist, diese Leute aber fressen so lange, bis sie wieder hungrig werden. Sehen Sie nur, da trabt einer von ihnen aus dem Dorf. Jes Marie, was hat der Kerl für einen gotteslästerlichen Bauch, was schneidet er für leibgrimmige Gesichter. Vermuthlich hat er sich schon im Dorf verfressen. **Dag Ka-meraad, hoe laat is het?** (wie viel ist die Uhr?)

Bemerken Sie ſeine Butterdoſe, Horolootſchie nennen ſie das Ding. **Een kwart over zeven**, ſagte der gutmüthige Dragoner. **Ik dank u wel.** Freßſack, der du biſt, ein viertel über ſieben und ſchon ſtickend voll. Großer Fritz und wie ſtank er nach Genever.

So plaudernd gab er ſeiner trägen Lieſe etliche Peitſchenhiebe, die aber eher nichts fruchteten, als bis ſie das Wirthshausſchild im Dorfe wahrnahm. Wie der Wagen hielt, ward er ſogleich von kleinen pausbackigten Holländern umringt, im ſteifen ſonntäglichen Putz, nicht muthwillig und tobend, wie unſere Dorfjugend, ſondern kleine vernünftige Abdrücke ihrer Väter und Mütter, welche Pferde, Wagen, Poſtillon und mich neugierig erſt betrachteten. Der Caſtellan ſtand in der Thür, Hut auf dem Kopf, Pfeife in der Hand, und ſagte, **as u belieft, mijn Heer, in mijn huis aftestappen.** Als ich in die Stube trat, credenzte ſeine Tochter mir eine kleine weiße Thonpfeife ſehr zierlich mit ihrer kleinen weißen Hand. **As u belieft, mijn Heer, en Pijpje te smooken**, ſagte ſie. **As u belieft, mijn Heer**, wie putzig, wie närriſch niedlich das klingt in einer hübſchen Holländerin Munde. Und Antje, ſo hieß ſie, war ein **mooi meisje.** Ich ſtreichelte ihr neugierig die weiße Hand und die Wange, ſo kühl, feſt und fein, wie das feine chine-

ſiſche Porcellan, das auf dem Tiſche ſtand. Antje, ſagte ich, merk' auf, ich will dir ein holländiſches Lied vorſingen. Ich kannte wirklich ein ſolches Lied von meinen Kinderjahren her:

Als Antje vor der Thüre ſtand
Und Jan ging da vorbei u. ſ. w.

ſie ward ſehr vergnügt. Als ich meine Zeche bezahlt und Anſtalt machte, aufzubrechen, ſah ich, daß ſie einen großmütterlichen Schrank aufmachte, deſſen Thürflügel mit goldenen Blumen und Schnörkeln verziert waren. Sie zog eine Schieblade auf und griff den ſchönſten rothen Apfel heraus, der noch am Stengel ſaß, trippelte damit zu mir, ſah mich mit ihren hellbraunen Augen freundlich an, und bot mir den Apfel mit den Worten: **as u belieft, mijn Heer, en Appelje van mij aanteneemen.** Ich dachte an Eva, an den alten Adam, ich entſchuldigte Letzteren ſogar ein wenig für ſeinen gottvergeſſenen Apfelbiß, angenommen und vorausgeſetzt, daß Eva eben ſo hübſch war, wie Antje, und daß die Redensart **as u belieft, mijn Heer, en Appelje** in der Sprache des Paradieſes eben ſo luſtig verführeriſch klang, wie in Antje's Sprache.

Till, ſagte ich zu Till, als wir wieder auf dem Wagen ſaßen, Till laß es gut ſein, es gibt in Overyſſel hübſchere Mädchen, als in Weſtphalen.

Ja, ſagte er, weiße Pfeifen und weiße Mädchen, auf deren Fabrication verſtehen ſich die Mijnheers; beide ſind nur klein, aber fett, glatt, wohlthätig für die Lippen, brechen nicht leicht, nehmen nicht leicht was übel, ſind dabei ſchlank und wohl gebacken und ſehr vorſichtig ausgebrannt, über langſamem Feuer, der Holländer läßt Alles ſacht angehen.

In Oldenſal lauteten die Glocken zur Meſſe, aber die Sabbathruhe der Einwohner von Oldenſal war durch kriegeriſche Gäſte geſtört. Pferde trampelten, Pallaſche raſſelten übers Pflaſter, Reiter in aufgeſtreiften Hemdsärmeln ſtriegelten ihre Thiere, trugen mit Heu und Stroh und nur hier und da ſchlich eine andächtige Seele bedrückt und ſeufzend nach der Kirche.

Aa u belieft, mijn Heer, en Pijpje, ſagte der Wirth zu mir, vor deſſen Hausthür Till ankerte. Es fehlte viel, daß es ſo angenehm klang, wie aus Antje's Munde. Der Wirth war eine lange, bleifarbige, tiefbrummende Orgelpfeife, behängt mit ſchwarzſammtnem Camiſol und desgleichen Pluderhoſen, Hut auf dem Kopf, weiße Pfeife vor dem Mund, wie gewöhnlich. Im Vorgrunde der ſaubern Hausflur war ein aufgetrepptes Zimmer vollgepfropft mit zechenden und lärmenden Reitern, im Hintergrunde ſaßen ſchwarze Männer und Frauen, Gebetbücher unterm Arm finſter und

ſchweigend um ein Caminfeuer. Ich ſetzte mich zu ihnen, keine Seele achtete auf mich, außer einer blanknaſigen Kaffeeſchweſter, welche trotz der allgemeinen Landescalamität das Cokettiren nicht laſſen konnte, ich meine die ſpiegelhelle rieſige Kaffeekanne, die in der Mitte des Tiſches prunkte, umringelt von vierzig kleinen Täßchen mit buntjapaniſchen Jäckchen und Liliputerärmchen, welche ſie trotzig in die Seite ſtemmten. Aus dem aufgetreppten Zimmer wurde von Zeit zu Zeit zur Thür herausgeſchrieen, **en glas Genever, en Speel kaarten, en glasje klaare met zuiker, en glasje Bittere** u. ſ. w. Die Wirthin zeigte ſich als freundlich kluge Frau, lief ab und zu und bediente die unwillkommenen Gäſte ohne Murren. Dagegen orgelte ihr langer Herr Gemahl ſehr viele ſchwarze Flüche durch die ſchwarzen Zähne, lief in ſeinen vier Pfählen wüthend auf und ab, und hätte gern, wie es ſchien, ſich ſeines Hausrechtes bedient, wären ihrer nicht zu viele geweſen. Endlich wurzelte er vor ſeiner Frau ſtill, blies ihr den Dampf ſeiner Pfeife ins Geſicht und fragte ſie, wo iſt Grietje? In der Meſſe, ſagte die Frau. In der Meſſe? Und Willem? Im Stall, glaube ich. Blixem! fuhr er auf und warf ſeine Pfeife an die Wand, blixem! weiß ſie nicht, daß ſie nicht in die Meſſe gehen ſoll ohne Willem? Keinen Fuß ſoll ſie aus dem

Hauſe ſetzen ohne mich oder Willem. Wenn nun die verdammten Kerle ſie aufgreifen und anpacken, das Volk kennt nichts als Fluchen, Spielen, Freſſen, Saufen — ſeine Frau hielt ihm die Hand vor den Mund, und rief mit ihrer ſchmeichelnden fetten Stimme mehrmals beſchwichtigend: Papatje, Papatje. Darüber kam die Tochter aus der Meſſe zurück und der Sturm ging glücklich vorüber. Ein blaßkatholiſches Kind mit ſilbernem Kreuz auf der Bruſt. Der Brummbär ſtreichelte ihr zärtlich die ſchwarzen Haare, küßte ſie auf die Stirn und verbot ihr mit einer Stimme, die väterlich liebend durch den rohen Groll ſeiner Seele hindurchbrach, künftig nicht ohne Begleitung ihres Bruders die Meſſe zu beſuchen.

Dann kam Till und nahm Abſchied.

Ankunft im Haag.

Ein Traum, ein ſo himmliſcher Traum mitten in Böotien! Träume, was ſind Träume? haben ſie Flügel, ſind ſie Engel, fliegen ſie mitunter vom Himmel auf die platte Erde? — Ach nein! Träume ſind keine Engel, Träume kommen nicht aus den Wolken, ſie kommen aus dem Magen. Den ſchönſten Traum meiner Nächte verdankte ich dem fetten Stolker, den du geſtern Abend verzehrteſt. — Aber die Geſtalt, die mich ſo himmliſch anlächelte, die mich, die ich — die Geſtalt, die dich ſo himmliſch anlächelte, die dich, die du — genug dieſe Geſtalt war eine ſeraphiniſche Blähung.

Blasphemie! rief ich aus, und ſprang aus dem Bett, ſehr aufgebracht über den platten Einfall, welchen ich im Zorn eine Einblaſung des Eidammer Apoll nannte. So wandelt denn, murmelte ich, kein Menſch ungeſtraft weder unter Palmen, noch unter Butterfäſſern.

Uebrigens war es hohe Zeit aufzuſtehn. Die Uhr der St. Jakobskirche ſtand auf zehn, mein Nachbar zur Rechten, meine Nachbarin zur Linken, klapperten bereits ſeit einer Stunde mit den Theetaſſen, und meine Nachbarin zur Linken war gewiß ſchon bei der zwanzigſten.

Die St. Jakobskirche hat einen langen vierſchrötigen Thurm, darüber einen geſchnörkelten Aufſatz, worin eine Verſammlung großer und kleiner Glocken, die gerade im Augenblicke, als ich aus dem Fenſter ſah, den alten Wilhelmus van Nassouwen herabſpielten, und was der Zufall bedeutend genug fügte, auf den Kopf eines Naſſauers, der vor meinem Fenſter vorüberritt. Es war der Prinz Wilhelm von Oranien, ich hatte ihn ſchon geſehen bei Quatrebras, kampfſchwitzend und in bloßen Hemdärmeln an der Spitze ſeiner Reiter, nämlich im Kupferſtich an der Wand einer Dorfſchenke. Er ſaß leicht und ſchlank zu Pferde, blickte heiter und ſorgenlos in die Welt, wie Göthe's Egmont auf dem Markt zu Brüſſel, vielleicht war der Engländer, den er ritt, daſſelbe edle Thier, das mit ihm über die Barricaden der wüthenden Brüſſeler glücklich hinweggeſprengt war. Nun ritt der Prinz wieder über einen Markt, aber die Sache war nicht ſo gefährlich, Schildwachen präſentirten, ehrſame Bürgersleute nahmen ihren Hut ab und

ließen ihn mit Ehren ruhig durch, es war der Markt im Haag, denn der Prinz, der Engländer, die St. Jakobskirche und ich, wir befanden uns sämmtlich in der Residenz des Königs von Holland, im grünen Haag. Ich sage im grünen, denn Haag oder s'Gravenshage ist eine Stadt, wie andere holländische Städte, und wie London schwarz aussieht, Paris weiß, Berlin roth, so hat der Haag wegen seiner Canäle, Bäume und Häuser einen grünlichen Anstrich, und als ich bei meiner Ankunft über eine Brücke fuhr, begegneten mir Arm in Arm zwei Damen mit grünen Brillen, grünen Kleidern und grünen Regenschirmen, welche sie gegen den Nebel aufgespannt hatten.

Auf dem Sopha ausgestreckt, dachte ich an meinen Traum und legte in Gedanken meine schnelle Reise noch einmal wieder zurück. Wie glänzt man, wie leuchtet man, wie dichtet man, wenn man dahinläuft, sagt irgendwo Jean Paul. Göthe würde gesagt haben, wenn man dahinfährt in bequemer Berline mit vier Rappen bespannt; Byron, wenn man dahintrottirt auf einem langen Engländer. Jeder nach seiner Art. Göthe ist die Poesie in der Hofkutsche, Byron die Poesie zu Roß, Jean Paul die himmlische Fußboten-Poesie, die Poesie per pedes Apostolorum.

Die holländischen Dichter mögen die Poesie

in der Treckschuite vorstellen. — In Holland sieht man selten einen Reiter, nicht einmal einen Probenreiter, noch seltener einen Fußgänger. Alles fährt und schifft. Die holländischen Landstraßen sind aber auch vortrefflich. Selbst über die Haiden von Overyssel und Geldern läuft ein bequemer, gemüthsruhiger Weg; nirgends eine hohe obrigkeitliche Erlaubniß, sich den Hals zu brechen, wie auf der Haide von Westphalen. Hinter Amersfort wird der Weg dielenplatt. Man denke sich, die holländischen Landstraßen sind belegt mit jenen allerliebsten gelben Klinkern, womit man bei uns zu Lande hübsche Häuser aufführt und Keller und Höfe aussetzt. Darüber rollt der Wagen so leicht und stoßsicher hinweg, wie nur über die Basaltstraßen am Rhein, oder die Lavastraßen von Italien. Diese zierlichen, unter den Rädern des Wagens klingenden Wege sind freilich nicht so stark und dauerhaft, wie die steingroben Chausseen in Norddeutschland. So einer von den himmelhohen Frachtwagen, die caravanenartig die Lüneburger Haide durchziehen, würde in Holland seine Spur durch eine lange Verwüstung kenntlich machen. Allein solche Unbill haben die holländischen Wege nicht zu befahren. Alles, was Fracht und Last heißt, wird in Holland zu Schiff gepackt und auf Canälen weiter befördert. Die Canäle sind die eigentlichen Landstraßen in

Holland. Man hört weder das Knallen der Fuhrmannspeitſche noch das Hoho der Kärrner; nur leichtbeladene Fuhrwerke rollen hin und her und ſelbſt die Heu- und Miſtwagen der Landleute ſind leicht, ſchmal und zierlich gebaut. Diligencen gibt es in dieſem kleinen Lande nach allen Richtungen; außer ihnen Treckſcheuten für Perſonen, welche als regelmäßige Waſſerpoſten täglich, ſtündlich ab- und zugehen. Geht es mit den Treckſcheuten auch nicht auf Flügeln des Windes, ſo kommt der reiſende Holländer doch immer um den ſtolpernden Schritt eines büſchelbeinigen Gauls weiter in der Welt; dabei kann er ſein Pfeifchen rauchen und mit ſeinem Nachbarm im Ruf ein kleines gepraatje über Wind und Wetter, Krieg und Frieden anbinden. Vielleicht iſt China das einzige Land auf der Welt, das einen ähnlichen Anblick von Brücken, Canälen, Junken, Schiffern und Reiſenden gewährt.

Mir machte die Reiſe nach dem Haag ein kindiſches Ergötzen. O Butterland! o Käſeland! rief ich, gelobtes Land meiner Kinderjahre, ſei mir gegrüßt. Und auch du, o Jan Korin, alter Feldwebel, mit dem ich ſo oft an der Elbe ſpatzieren ging, als die Franzoſen bei uns waren und ich noch die erſten Hoſen trug, ſei mir gegrüßt, alter Jan Korin, der mir ſo oft erzählt — was mich in die tiefſte Rührung verſetzte — daß die artigen

Kinder in Holland zum Frühstück fingerdicke Butter und ein daumdickes Stück Käse auf ihre Bemme bekämen. Ach Korin, schrie ich damals, wie wollte ich artig sein, wäre ich ein kleiner Holländer; ist Holland weit von hier? Holland ist sehr weit von hier, sagtest du langsam; ma—a—r die Welt ist rund und du kannst einmal dahinkommen.

Jetzt war ich da und glaubte den Geist des alten Feldwebels neben mir in der Kutsche sitzen zu sehen, wie er sein spanisches Rohr ausstreckte und mich auf alle Gegenstände aufmerksam machte, von denen er mir früher erzählt. Es war Alles ebenso, wie ich mir gedacht. Diese Städte mit ihren stumpfen Thürmen und Glockenspielen, ihren Grachten — man sieht in eine Gracht hinein, wie in einen Guckkasten, in der Mitte einen dunkelgrünen Canal mit Torf- und Kartoffelschiffen, eine perspectivische Reihe von Brücken, Bäumen, Krahnen, Häusern, schlafenden verschlossenen Häusern mit hohen verhängten Fenstern, Winkelspiegeln, Klingelzügen, hohen Schornsteinen, den einen noch wunderlicher gebaut, wie den andern, so daß man sagen kann, die Phantasie der Holländer hat sich an ihren Schornsteinen erschöpft.

Diese Dörfer mit ihren schmalen Gassen, ihren kleinen bunten Häusern, diese Bauer- und Milch-

wirthſchaften mit ihren blanken Keſſeln und Heuſchobern, dieſe Landſchaften, verhaßt der Diana, der Göttin des Wildes und Waldes, weil ſie weder Wild noch Wald enthalten, verhaßt dem Apoll, weil ſie ſein poetiſches Gefühl durch Schnupftabacksmühlen beleidigen, verhaßt ſelbſt dem Pan und den Feldgöttern, ſonſt Liebhabern von Vieh, weil ihnen keine Hirtenflöte oder auch nur ein Kuhhorn entgegenſchallt, aus gänzlichem Mangel an Hirten; dieſe Landſchaften, die immer und ewig daſſelbe Geſicht behalten, und unveränderlich mit Gras, Kühen, Canälen und Windmühlen abwechſeln, vielleicht von allen Göttern und Göttinnen nur geliebt von der Himmelskönigin Juno, welche die Welt aus einem ökonomiſchen Geſichtspunkt betrachten muß, da ſie nach Homer Kuhaugen hat.

Alles fand ich, wie ich's mir gedacht. Nur die Menſchen nicht. Der Krieg mit Belgien hatte ſie völlig aus den Angeln ihrer Gemüthsart gehoben, das bedächtige Volk war durch ein neues Gefühl, Ritterthum, Ehre, in ein fremdes Element hineingeplumpt, die Jungen erhitzten die Alten, die Zeitungsſchreiber Alle. Sie machten aus einer Angelegenheit der Familie Naſſau eine Volksſache, gebärdeten ſich ſo iſegrimmig, als ob ſie allen Belgiern nur einen Hals wünſchten, um ihn mit einem Streich abzuſchlagen. Einem

ward unwohl in ihrer Gesellschaft. So traf ich im Wirthshaus zu Amersfort einen Kreis junger Officiere von der Schützterei, oder holländischen Landwehr, die häßlich renommirten und ihren Wein unter Kraftflüchen hinabtranken. Zuletzt brachte der Jüngste von ihnen eine Gesundheit aus: auf Kaiser Nicolaus und daß er bald mit den Polen fertig wird. Alle Gläser klangen — unter ihren Oranjeschärpen schlug kein Herz für die edelste Sache, für welche je Blut geflossen, sie hatten Schwerter angeschnallt, aber sie waren darum keine Ritter geworden, sie fühlten keine Bewunderung, nicht einmal Mitleid für die ritterlichen Polen, welche ihrem Opfertod entgegenjauchzten. Und doch war die Sache der Polen einst die Sache ihrer Väter.

Die Scene machte mich beklommen. Gottlob, rief ich, als ich wieder Gottes freie Luft schöpfte, Gottlob, daß ich nicht im Butter- und Käselande geboren bin, Gottlob, daß ich ein Deutscher bin. Nein, diese Holländer sind keine Deutsche mehr, sie haben aufgehört es zu sein, seit sie, aus unsern Urwäldern vertrieben, in diesem nassen Jammerthal sich niederließen. Feuer, Wasser, Luft und Erde haben sie zu Holländern verarbeitet, ihre Sprache ist versumpft und in Gurgellaute ausgeartet, ihr Geist ist nur der feuchte Niederschlag des

deutſchen mehr, beraubt des himmliſchen Funkens der Begeiſterung, baar und ledig der Phantaſie und des Gemüths. Begeiſterung — wer wollte das trübe und neidiſche Feuer, was ihnen jetzt aus den Augen ſieht, Begeiſterung nennen.

Mit dieſen Worten machte ich mir Luft; aber ich muß geſtehen, daß die Schütter von Amersfort mich eine geraume Zeit unterwegs verſtimmten, bis ich im nächſten Wirthshauſe mit einem alten vernünftigen Holländer bekannt wurde, an deſſen gepudertem Kopf der Wirbelwind der Zeit vorbeigefahren war, ohne ihn über die wahren Intereſſen ſeines Landes zu verdrehen. — In Utrecht ſchlief ich die Nacht, in Leiden verweilte ich ſo lange, als man braucht, um über den blauen Stein am Rathhaus vorüber von einem Thor zum andern zu fahren und jetzt war ich im Haag.

Der Spaziergang im Busch.

Unmittelbar an den Haag stößt ein Gehölz, Busch genannt, in Holland sehr berühmt, weil man darin eine Viertelstunde lang unter nichts als unter Bäumen geht, welche glückliche Vereinigung von Bäumen hier zu Lande sich nur in der Nachbarschaft von Harlem *) wiederholt. In diesem Busch wandelt an heitern Tagen die schöne und elegante Welt vom Haag, und es war ein sehr schöner Tag, als ich am Arm eines Bekannten die bunten Reihen durchstrich, welche sehen und gesehen werden wollten.

Wer ist die vornehme Dame, die hinter uns fährt, sie hat einen Fuchs und einen Schimmel vor dem Wagen und einen Malayen mit aufgespanntem Sonnenschirm hinter sich. — Die Frau

*) het Harlemmer hout ist ein Lustholz vor den Thoren Harlems.

des vorletzten Gouverneurs von Batavia, sagte mein Begleiter. Eine liebe Frau.

Als Mijnheer Kapellen in seiner Jugend sich um ihre Hand bewarb, widerriethen ihre Verwandten die Heirath, weil er ein armer Teufel war. Sie hat ihn aus Liebe genommen, ein unerhörtes Beispiel in den Annalen der patrizischen Ehen, für welche Plutus und nicht Amor den Contract aufsetzt. Jetzt ist er aber ein steinreicher Mann, so reich wie Lucull, nach seiner Statthalterschaft in Klein-Asien. Er bewohnt ein fürstliches Landhaus in der Nähe von Utrecht und besucht nur alljährlich auf kurze Zeit die Residenz, um der königlichen Familie seine Aufwartung zu machen. Haben sie seinen arabischen Hengst noch nicht gesehen? Der wirft seinen Schweif wie ein Pfauenrad, sprüht Feuer aus den Nüstern, tanzt wie Vestris und ist das Entzücken aller unserer jungen Messires, die nichts lieber wünschen, als einmal Gouverneure von Batavia zu werden. Der Gouverneur hat ihn von Gott weiß welchem asiatischen Sultan zum Geschenk bekommen. Pferde und Wagen spielen auf Batavia die Hauptrolle. Kein Holländer läßt sich zu Fuß sehen. Mir ist ein Fall bekannt, daß ein Mijnheer, der seinem Nachbarn in einer sechsspännigen Caroſſe einen Besuch abstattete, noch im Thorweg seines Hauses

ſaß, während die Vorderpferde ſchon in den Thorweg des Nachbarn einbogen. Durch dieſe Unſitte verlieren ſie den Gebrauch ihrer Beine, wie durch die Unzahl ihrer mohriſchen und malayiſchen Sclaven den Gebrauch ihrer Arme und Hände. Die vornehmen Holländerinnen leben dort auf demſelben Fuß, nur auf einem bedeutend größeren (die Holländerinnen haben entſetzlich große und ſchwere Füße), wie ihre Schweſtern in Japan und Hindoſtan. Sie behängen ſich geſchmacklos mit Perlen und Edelſteinen, liegen den langen lieben Tag auf dem Sopha, laſſen ſich die Mücken und Fliegen abwedeln, waſchen ſich viel und werden immer gelber, baden ſich oft und werden immer welker, angeln gern nach jungen Europäern, welche ſie reich und dürre machen, und ſind im Uebrigen ſo geiſtlos und armſelig in der Unterhaltung, daß man in ihrer Geſellſchaft nicht ausdauern kann. Das ſei nicht geſagt von der Gouverneurin, ſie iſt eine ſcharmante Frau, ſie kann auch ſchon lange wieder zu Fuß gehen. Als ſie erſt zurück kam, war ihr dieſes unmöglich. Sie wollte im Haag eine Jugendfreundin beſuchen, auf deren Wiederſehen ſie ſich ſeit langer Zeit gefreut. Der Wagen fährt vor, der Bediente öffnet den Schlag und meldet ſeiner Gebieterin mit dem kläglichſten Geſichte, das Haus liege hinter einer Brücke und

man könne nur zu Fuß hinüberkommen. Dieser Umstand war für sie hinreichend, um den Besuch aufzugeben.

Kein Wunder, sagte ich, der Holländer ist schon von Natur kein Vogel, und wird er nun aus seinen nebelkalten Sümpfen unter die brennende Sonne Indiens versetzt, so muß ihm ungefähr so schlaff zu Muth werden, wie Einem, der mit durchnäßten Kleidern sich an die Gluth des Caminfeuers setzt.

Aber sagen Sie, wer ist der kleine Herr vor uns auf? — Wer? — Der mit dem grandiösen, familien-aristokratischen Schritt aus alter guter Zeit. — Das ist unser Bürgermeister, Mijnheer Kobbes van Kattendyk, ein kleiner lebhafter Mann, sehr beliebt am Hofe, thut viel für's französische Theater, für die Verschönerungen der Stadt. Mein Barbier behauptet, daß er zu wenig Bart und zu viele und zu kostbare Ideen hat. Er meint damit den neuen Canal, den Mijnheer Kobbes van Kattendyk mitten durch die Dünen bis beinahe an die See geführt hat, ein Werk, gegen dessen Vollendung die Herren Wasserstaaten von Delfland eingekommen sind, weil sie behaupten, Holland dürfe nicht ohne die höchste Noth sein kostbares Palladium, die Dünenkette, durchbrechen. Dieser Canal ist auch ohne Ende und Schiffarth,

welche auf jeden Fall wegen Sandbänken und Brandung nicht erzielt werden möchte, für den Kenner und Liebhaber der ſchönen Natur ſehr ſchätzenswerth. Die ſchönen Töchter des Sir Charles Bagot, des engliſchen Ambaſſadeurs, gehen hier jeden Tag ſpatzieren, oder vielmehr, ſie ſchweben ſpatzieren, denn die Jüngſte vor Allen iſt ein ſchwebender Engel. — Ach, ſehn Sie, da geht der ehrliche Bernhard von Sachſen-Weimar, der vor einigen Jahren ſeine Reiſe in die nord-amerikaniſchen Staaten in den Druck gegeben hat; ein alter deutſcher Degenknopf, über deſſen Beſitz die Holländer ſich Glück wünſchen. — Der Prinz Oranien mit ſeinen Söhnen — ach, er möchte ſo gern König von Belgien werden, weil er fühlt, daß er für die trockenen, ökonomiſchen Holländer nicht geſchaffen iſt. Seltſam, das Land iſt ſo naß und die Menſchen hier ſo trocken. Sein Bruder Friedrich iſt dagegen mit Haut und Haar ein Holländer; man kann auch ſagen, er iſt das im Dünnen, was ſein Vater im Dicken iſt. — Das halbe holländiſche Lager iſt hier auf den Beinen. Wer iſt der junge Offizier, mit dem Sie ſich grüßten, ein bildſchöner Mann. — Sagen Sie, der Adonis von Holland, das Wehgeſchrei aller Damen, ſeit er ſeinen Arm verloren; nicht im Krieg, im Duell. Sie ſehn daraus, daß auch

die holländiſchen Offiziere ſich duelliren. Ah bon jour, monsieur le baron, ſagte mein Begleiter zu einem Männchen, das von aller Welt gegrüßt ward und alle Welt mit unendlich vielen haſtigen und poſſirlichen Bücklingen wieder grüßte. Glücklicher Zufall, daß ich Sie treffe, ich wünſche mir Ihre Belehrung über einen Punkt aus den holländiſchen Alterthümern. Geſtern Mittag ſpeiſte ich im alten Dulen an der Wirthstafel, das Geſpräch fiel vom Hundertſten ins Tauſendſte und endlich ſogar auf das alte Thule, jene famoſe Inſel, die ein Kaufmann von Marſeille, ich weiß nicht wie viel Jahre vor Chriſti Geburt, in der Nordſee entdeckt haben wollte und deren Name und Lage ſo vielen Gelehrten den Kopf zerbrochen. Da meinte ein junger Doctor der Philoſophie, unter Thule ſei weder Island, noch Norwegen, noch eine der ſchottiſchen Inſeln zu verſtehen, ſondern — was meinen Sie wohl — Holland, die bataviſche Inſel. Vermuthlich, ſagte er, iſt dieſer griechiſche Kaufmann bei Schevelingen ans Land geſtiegen und zwar zur Zeit eines ſtarken Seenebels, wie er hier zu Lande nicht ſelten einfällt, hat dann einige Nächte im alten Dulen logirt, wie noch jetzt die reiſenden Kaufleute zu thun pflegen und bei ſeiner Abreiſe den Namen eines einzelnen Wirthshauſes für den Namen des Landes gehal-

ten, das vielleicht auch damals noch gar keinen Namen führte. Eh bien, monsieur le baron, was sagen Sie dazu? Der Baron räusperte sich und sagte, die Conjectur ist artig und ingeniös, auf den ersten Anblick sehr glänzend und dabei schmeichelhaft für Holland. Allein so guter Patriot ich bin, so scheinen mir doch bei näherer Betrachtung die angeführten Gründe nicht haltbar genug, um unserm Lande den Ruhm anzueignen, von Pytheas, der ungefähr um die Zeit des Aristoteles lebte, besucht worden zu sein. Das Wort Dul ist allerdings so alt, wie unsere Sprache, und also so alt, wie unsere Vorfahren selbst, welche in diesem heiligen Hain, worin wir jetzt friedlich spatzieren gehen, ihren Göttern blutige Opfer darbrachten. Allein die Wirthshäuser, welche man unter dem Namen Dulen in ganz Holland findet, steigen ohne Zweifel nicht höher hinauf, als bis zur Gründung der Städte und der Stiftung der Schützengilden, welche in diesen Wirthshäusern zusammenkamen, um nach dem Dul, id est, nach dem Ziel, nach der Scheibe zu schießen. A propos, mon ami, beim Schießen — hier fiel er sich in ganz verändertem Ton in die Rede, indem er sich kriegerisch in die Brust warf — à propos beim Schießen, haben Sie meine Kanoniere schießen hören? Die Kerle schießen majestätisch, klassisch sag'

ich Ihnen. Dulce est pro patria mori. Falle ich, ſo ſollen ſie den Kopf der Livia haben, der Ihnen ſo ſehr gefällt. Haben Sie meine ägyptiſchen Papyrusrollen ſchon geſehen? Beſuchen Sie mich doch, mon cher. A revoir, à revoir.

Iſt das ein Offizier von der Artillerie, fragte ich, als der kleine Baron ſich entfernt hatte. Bewahre, ſagte mein Begleiter, ſeine Kanoniere ſind eine unſchuldige Spielerei, die man ihm aus Rückſichten für ſeine Perſon einſtweilen erlaubt. Er iſt reich, von alter Familie, beſitzt ein Paar große Hotels, ſammelt Münzen, Steine, chineſiſche Puppen, römiſche und bataviſche Alterthümer und beſitzt unter Anderm eine ſchöne Büſte der auguſtäiſchen Livia, auch ein Paar köſtliche Holzſchnitte von der Hand Albrecht Dürer's, was er Alles mit dem größten Vergnügen den Fremden und Einheimiſchen ſehen und bewundern läßt, wie auch ein Bild, das ihn ſelbſt vorſtellt, als er noch im Flügelkleide und ein Knabe von ſieben bis acht Jahren war, er trägt als Amor Bogen und Pfeile, einen rothen Rock mit goldenen Treſſen und ſieht unter den gepuderten und gebrannten Locken ſchon eben ſo antiquariſch aus, wie gegenwärtig. Von ſeiner Frau iſt er geſchieden, ſie wollte den Staub und ſeine alte Amme nicht an der Stelle liegen laſſen, wo ſie ſeit Alters lagen,

den Staub nicht auf ſeinen chineſiſchen Puppen, die alte Amme nicht in ihrer gemeinſchaftlichen Schlafkammer. Wie ich höre, iſt ſie aus dem heiligen Schooß der Antiquitäten in ſehr profane Arme geſtürzt, ſie ſoll verheirathet ſein an einen holländiſchen Unteroffizier, der ohne Zweifel ſeine alte Amme nicht bei ſich hat und es auch nicht ungern ſehen wird, wenn ſie ſeinen Antiquitäten, alten Kamaſchen und ſonſtigen alten Scharteken, den Staub ausklopft.

Wir ſchlugen uns aus dem Gedränge und kamen an einen mit hohen Buchen umringten Teich mit der Ausſicht nach dem Hauſe im Buſch, einem Luſtſchloß der oraniſchen Familie, das ſich von dieſer Seite ſehr anmuthig hinter mehrern Brücken darſtellt. Schwäne ruderten im Teich und aus einem Gebüſch ließ ſich plötzlich die Nachtigall hören, einige Schritt weiter ſahen wir die Königin der Nachtigallen, die kleine liebenswürdige Henriette Sonntag oder Gräfin Roſſi, oder Gräfin Roſſignol, wie ich ſie am liebſten nenne. Sie hing am Arm ihres hübſchen Mannes, und ich will nicht darauf ſchwören, daß ſie ſang, ſie ſchien eher mit ihrem Manne zu ſprechen; aber ich hörte ſie ſingen und die langhalſigen Schwäne, die ihr nachruderten und mit den Flügeln ſchlugen, als wären ſie ganz außer ſich vor Vergnügen,

hörten sie offenbar auch singen. Vielleicht hatte die kleine Zauberin nur aus Scherz die Luft und die Gesträuche mit Musik angesteckt. Den Abend aber hörte ich sie wirklich singen. Sie sang im Salon des **schen Gesandten auf allgemeines Bitten das Schweizer Alpenlied: „steh nur auf, steh nur auf," so himmlisch schön, daß ergraute Minister in die Welt hineinlächelten, wie die Kinder, so schmachtend, daß dem Legationssecretair der **schen Gesandtschaft die Brust bis an die Watten stieg, so schmelzend, daß einem dicken Fräulein das schiere Fett von der Wange träufelte, so zum Vergessen, daß Herr Douvrard von Paris seine letzte Speculation, seine Schulden und Saint Pelagie vergaß, und ich selber ausrief: Herr Gott, Madame, wäre ich der Schweizerbu, ich würde meine Lebtage nicht aufstehen, aus purem Vergnügen, sie so schön jodeln zu hören: „steh nur auf, steh nur auf, du Schweizerbu."

Brief in die Heimath.

Du weißt, mein lieber Fritz, wie raſch ich die Gelegenheit ergriff, welche ſich mir anbot, Deutſchland zu verlaſſen und einige Zeit in Holland zuzubringen. Die Kunſt war keine der letzten Rückſichten, welche mich dazu beſtimmte. Ich war neugierig, dieſe handfeſte Schule in ihrer Heimath, ihrer Werkſtatt, ihrem eigentlichen Lebenselement zu ſtudieren. Darnach wirſt du kaum glauben, daß ich bis auf dieſen Augenblick meinen Fuß noch in kein Muſeum geſetzt habe, weder im Haag, noch in Amſterdam. Ich mag noch nicht. Ich bin noch nicht in der Stimmung, Gemälde und Kunſtſachen zu ſehen, ich habe den Kopf von vielen andern Dingen voll, ich habe unter Anderm den Schnupfen. Ich bin jetzt ſchon ſatt vom ewigen Einerlei dieſer Wieſen, Canäle und Windmühlen. Mich zerſtreut ſelbſt der Haager Kirmis nicht, obwohl das bunteſte Gewühl von

Hof, Stadt und Land darin umherwogt. Ich bin mißmuthig. Ich benutze oft die Gelegenheit, welche man an den Küstenorten, wie Haag, glücklicherweise hat, Holland in Holland zu entlaufen, ich steige in die Dünen, wandle am Ufer der Nordsee und verschlage meine Gedanken in Wind und Wellen.

Du fragst mich, was ich zu dem letzten Schritt Eurer Stände sage: Ach, Fritz, geh mir weg mit Deinen Ständen und, willst Du mir einen Gefallen thun, so laß mich künftig in Ruhe mit Deinen Ständen. Mag jedes deutsche Ländchen sein Ständchen haben und bekommen, wie jedes Städtchen sein Theaterchen, und jedes Dorf sein Puppenspiel in Gottes Namen, wenn es den Leuten Vergnügen macht. Allein, eins möcht' ich, solltest Du Deinen Leuten ins Ohr raunen: schreit nicht so, thut nicht so wichtig, tretet nicht so herculisch auf, schont die Bretter, lauft nicht mit drei Schritten über die Bühne, stoßt nicht den Himmel ein, laßt den Blocksberg stehen, den alten Philister, rennt den Schwarzwald nicht um und vor allen Dingen macht Serenissimo auf seinem Lehnstuhle nicht unnöthige Besorgnisse.

Lieber Fritz, was hilft und nützt alles „Aus der Haut fahren," wenn man doch immer im alten Balg stecken bleibt.

Siehſt Du's denn nicht, daß dieſe einunddreißig Conſtitutionsflicken uns noch lächerlicher machen in unſerer bunten Jacke?

Begreifſt Du's denn nicht endlich, verzeih mir, Fritz, wir haben ſo oft darüber geſprochen, und du haſt mir zugeſtanden, daß der provinzielle, hausbackene Liberalismus dieſer Leute eben ſo unerfreulich und kleingeiſtig iſt, wie der adelige Servilismus, und daß er, ſtatt dem Vaterlande in ſeinem Aufſchwung zu helfen, ſich nur gut gezeigt hat, um das alte unausſtehliche Kannegießerweſen in Deutſchland zu erneuen und hier und da einen Gaſſenlärm, einen Schloßbrand, eine Adreſſe und dergleichen zu Wege zu bringen. Aber das Volk, ſagſt du, muß doch einſtweilen ſeine Vertreter haben, damit es wiſſe, wo die Gelder abbleiben, welche ihm die Regierung auspreßt und damit die Regierung nicht mehr bekomme, als billig und nöthig iſt. Alter Junge, ich merke, Du wirſt fett auf Deinem Landgut und guckſt Deiner Frau mitunter in den Topf. Ihr reichen Schelme da wollt nicht gern herausrücken. Aber ich ſage Euch, wenn ich erſt an die Regierung komme, ſo will ich Euch ein anderes Evangelium lehren. Ich träume ſchon ſehr viel davon. Vorige Nacht hatte ich den glücklichen Einfall, mich zum König von Preußen auf einige Zeit krönen

zu laſſen, vorvorige Nacht ſtand ich auf dem Straßburger Münſter und hielt einen langen Stock in der Hand, der reichte ſo eben von den Alpen bis an die Oſtſee — Du kannſt denken, daß ich nicht ſchlecht damit in Deutſchland aufgeräumt habe.

Du fragſt mich, ob und was ich leſe in Holland. Sehr wenig, lieber Fritz. Drei Damen haben mir drei Bücher geliehen, darin blättere ich von Zeit zu Zeit. Hier folgen ſie: 1) ein ziemlich dicker Quartant in bekanntes Leder eingebunden, dem äußern Anſehen nach kanoniſchen Inhalts, in der That aber eine chronique scandaleuse, ein minitiöſes Echo aller der kleinen Erbärmlichkeiten hieſiger Salons. 2) Eine Art Taſchenalmanach, eingebunden in rothen Maroquin, goldner Schnitt, die Blätter gehen aber leicht auf und man lieſt den gewöhnlichen Inhalt: für Liebe und Freundſchaft, die ruſſiſche Maſurka und andere neue Tänze und Tanztouren. 3) Ein ſeltſames und ſeltenes Buch im Umſchlag von weißer Seide mit eingeſtickten Blumenaugen; es ſtehen darin viel räthſelhafte Mährchen und Träume, in welchen Süd und Nord ſich wundervoll begegnen, Alles mit ſilbernen Buchſtaben auf roſenrothes Seidenpapier gemalt, und nach Art und Weiſe des künſtlichen Mittelalters mit Schneeglöckchen und Lotosblumen, Engelköpfchen und Teufelsfratzen,

Marien- und Helenengeſichtern und dergleichen polariſchen Figuren abenteuerlich verziert. Fritz, es ſteigt mir zuweilen, wenn ich darin blättere, eine dunkle Erinnerung in der Seele auf, eine Ahnung, als hätte ich die eine Geſchichte vom verzauberten Prinzen ſchon einmal geleſen, oder gar belebt und als wäre ich ſelbſt der verzauberte Prinz geweſen und hätte den grünen Nixenpavillon in der Oſtſee bewohnt und die allerſeligſten Tage mit ihr zugebracht. Anfangs wird es mir grün und blau vor den Augen, dann ſehe ich klarer, dann funkelt es durch die grünen Wellen wie Morgenröthe, dann ſchimmert das reinſte Gaslicht durch Wände von Kryſtall und Smaragd, dann bin ich ſelig und glaube, daß die Prinzeſſin es auch iſt, und dann höre ich plötzlich den furchtbarſten Knall, die ſmaragdenen Scherben fliegen mir ins Herz und ich liege wie ein elender entzauberter Menſch auf ödem Fels im Meer und Du, mein alter treuer Fritz, ſtehſt bei mir und verbindeſt meine Wunden.

Tolles Zeug! — Jan, en flammetje! As u belieft, mijn Heer. Jan bringt mir ein brennendes Schwefelholz und ich zünde ſeelenruhig meine Cigarre an. Einige Schritt von mir ſitzt ein dicker Mijnheer und angelt nach der Amſterdammer Zeitung, die ihm vor fünf Minuten aus

der Hand fiel. Eben so lange sitzt er da und angelt, ohne die Zeitung erhaschen zu können. Ich springe auf und gebe sie ihm. Kann man sich als Fremder mehr Verdienste erwerben um Alt-Niederland? Die Holländer stecken mich an mit ihrem Patriotismus. Es ist auch unglaublich, wie viele Opfer sie in dieser Zeit auf dem Altar des Vaterlandes niederlegen. Von freiwilligen Gaben zur Pflege und Unterstützung des Lagers sind die Spalten ihrer Zeitungen gefüllt; Wein, Branntwein, Taback, Leinen, wollene Decken und was nicht alles Mögliche, denn es gibt fast keinen Gegenstand, auf welchen ihre patriotische Fürsorge nicht fällt. Diese geht so weit, daß sie sogar ihren alten Generalen Nachtmützen schenken, wenigstens dem alten Papa Chassé, wie ich so eben lese. Hier sind die Worte, welche schwarz auf weiß gedruckt in der Zeitung stehn, lies sie Deiner Frau vor:

bij het ministerie van Binnenlandsche zaken is ontvangen:

van —

van —

van vier Dames te Rotterdam eene witte gebreide wollen muts, bestemd voor den Liutnant General Baron Chassé, waarin gewerkt de woorden. „Leve Chassé 1831."

Das Volk ist so naiv, daß es keine Miene verzieht, wenn es dergleichen liest. Jeder hält eine weiße, warme, wollene Nachtmütze für ein sehr wohlthätiges Geschenk für einen alten General, der einen kahlen Kopf hat, besser, als ein Paar luftige Lorbeerblätter, die an der Stirne frösteln. Und darin haben sie Recht. Ich glaube, Fritz, ich lege mir auch eine weiße gebreitete, wollene Mütze zu, obgleich ich weder alt, noch kahl, noch General bin; denn die Nächte, lieber Fritz, sind in Holland sehr feucht und kalt und daher habe ich auch den Schnupfen, wie gesagt.

Brief eines holländiſchen Matroſen.

Von Allem, was die holländiſche Literatur in dieſer Zeit geliefert, und deſſen iſt ſehr viel, da Gedichte und Broſchüren über den Krieg ſcheffelweiſe aus der Preſſe kommen, von Allem gefällt mir am beſten der Brief des Matroſen Hobein an ſeinen Vater, der, wie ich höre, im Haag Lampenputzer am Theater und ſeines ſonſtigen Gewerbs ein ehrſamer Altflicker iſt. Ich will dieſen Brief wörtlich mittheilen. „Lieber Vater," ſchreibt er, „lieber Vater und Schweſter, ich bin noch friſch und geſund und habe euren Brief vom 5ten Februar erſt am 2ten April Morgens früh erhalten; auch habe ich Iſrael (Bruder) geſehn und geſprochen, er iſt wohl einen Kopf höher und viel ſchwärzer als ich, und ich bin eine Nacht mit ihm auf dem Strich geweſen, er kannte mich, aber ich kannte ihn nicht mehr; er hat mir geſagt, daß er bereits an euch geſchrieben hat, ſo daß ihr nun

Alles wißt. Gegenwärtig bin ich zu Philippine, da haben wir gefochten, wie die Fiſcher, um ſie zu fangen, aber wir geriethen ſo nahe ans Fort, daß wir in die Klemme kamen, das Gefecht ging los und wir gaben den Meutlingen von unſern Kor-teletten zu ſchmecken, allein, ehe wir uns deſſen verſahen, blieb unſere Schaluppe auf dem Grund ſitzen, warum wir ſie verließen und durch den Schlamm wateten, bis wir ans Anland (het schor, angeſchwemmtes Land) kamen, wir gaben ihnen aufs neue ein Pack vom halben Laken, und denkt euch, Vater, wir waren unſerer nur dreißig Mann und ihrer waren wohl dreihundert, und doch hatten ſie das Herz nicht, an die Schaluppe zu kommen, denn wir hielten den Strich ſehr gut. Nachmittags um 5 Uhr ſtieg das Waſſer ſo hoch, daß wir das Anland und die Schaluppe hätten im Stich laſſen müſſen, allein die Mannſchaft wollte das durchaus nicht, und um ſie zu kriegen, war kein anderes Mittel, als nach ihr hinzuſchwimmen, weil ſie nach ihnen zutrieb. Ich bedachte mich einen Augenblick und wagte es, ſchwamm darauf los und habe die Schaluppe an den Wall gebracht unter dem unaufhörlichen Feuern der Meutlinge, ſo daß es Kugeln um mich her ins Waſſer regnete, und ich jeden Augenblick dachte, nun kriegſt du eine vor den Kopf, aber ich kam glücklich durch

und wohlbehalten bei der Schaluppe an. Ich zog das Ankertau ein und ruderte die Schaluppe an den Wall und ließ die Mannschaft in die Schaluppe gehen. Wir setzten die Segel bei und gingen darauf an Bord, (des Kanonenboots), aber wenn wir nun wieder anfangen, wollen wir das Ding noch besser machen, das ist nun das dritte Mal, daß wir mit ihnen zu thun haben, an Bord sollen sie uns nicht kommen, und wenn sie kommen, so gehen sie, wie mit dem Boot No. 2, hübsch gebraten zum Himmel. Nun, Vater, bitt' ich an Alle zu grüßen

euer euch liebhabender Sohn.

Meine Adresse ist auf dem Boot No. 33 vor Philippine."

Das nenne ich mir einen wackern Matrosen. Von einer solchen That weiß ich gewiß, daß nur ein Mann Manns dazu ist. Dagegen läßt mich der erste grausenhafte Vorfall vor Antwerpen noch immer in Zweifel, ob der Held desselben ein Held war oder nicht, vor Allem, nachdem sich das rechte Licht über diese Geschichte verbreitet hat. Es ist nämlich eine Thatsache, daß die holländischen Seeoffiziere, welche damals vor der Schelde lagen, untereinander sich den Eid abgenommen hatten, eher mit ihren Schiffen in die Luft zu fliegen, als sich gefangen dem Feind zu übergeben. Die hol-

ländiſchen Zeitungen erwähnen nichts hierüber, allein die Sache iſt unbezweifelt: Van Speik hatte dieſen Eid mit beſchworen, und es ſcheint mir, das Geſpenſt deſſelben hat ihn gleich aufs äußerſte gebracht und ſeine Kräfte zum Verſuch der Gegenwehr gelähmt. Die Holländer vergleichen ihn in ihrem Enthuſiasmus mit Reinier Klaasſohn, mit Herrmann de Ruyter, zwei würdigen und markvollen Geſtalten ihrer Geſchichte. Allein alte vernünftige Holländer thun Einſprache gegen dieſen Vergleich. Reinier Klaasſohn ſchlug ſich auf dem Meer zwei ganzer Tage lang unausgeſetzt mit vier ſpaniſchen Gallionen herum, ſein durchlöchertes Schiff drohte, jeden Augenblick zu verſinken; da warf er ſich mit der Mannſchaft auf die Knie nieder, bat Gott um Verzeihung und ſprengte den lecken Kaſten in die Luft. Herrmann de Ruyter, dieſer tapfere Schlachter von Herzogenbuſch, Anhänger Wilhelms von Oranien, wehrte ſich im Thurm von Löwenſtein, in welchen er ſich mit fünf und zwanzig Mann geworfen hatte, gegen dreihundert Spanier, bis auf das letzte Gemach im Thurm, bis auf den letzten Mann, den er bei ſich hatte, bis auf die letzte Muskel ſeines Arms und dann erſt ließ er den Thurm mit Todten und Lebendigen und ſich ſelbſt in die Luft fliegen.

Sieht man nun das Conterfei dieſes jungen Mannes — ich habe außer den Kupferſtichen, die ihn vorſtellen ſollen, zwei Gemälde im Palaſt des Königs geſehen, worauf ſeine That abgebildet — ſo fühlt man ſich noch weniger geneigt, der Vermuthung beizutreten, als wäre in ihm ein künftiger großer Admiral untergegangen. Er ſieht gar nicht ſo aus, als wäre er vom alten Schrot und Korn der holländiſchen Seehelden, er ſieht fade aus, und dieſes iſt eben nicht der Fehler von Martin Hargerts Tromp, oder des großen de Ruyter's Seelöwengeſichtern.

Wie man aber auch den Mann beurtheilt, ſo bleibt gewiß, daß ſeine raſche That elektriſch wirkte, die Holländer ermuthigte, die Belgier ſtutzig machte.

Die Nordsee.

Beim Anblick der Nordsee fühle ich theetrinkendes, civilisirtes Geschöpf, daß ich noch einige Blutstropfen meiner normännischen Ahnen in mir rinnen habe. Ich kam vom königlichen Antikencabinet, mir war so klassisch ruhig zu Muth, ich hatte die schönsten griechischen Idealformen vor Augen, ich ging nach Scheveningen, ich sah die See, die brandende, brausende Nordsee und verweht waren meine griechischen Ideale und ich fühlte mich im Kern meines Wesens ganz ein anderer Mensch als ein Grieche. Der Athem der See fuhr mir durch die Brust, ihre Wellen brachen sich an meinem Herzen, wie an ihrem Ufer.

Woher dieser Zauber? Der Süden kennt ihn nicht, der Franzose fühlt ihn nicht, der Grieche ahnte ihn nicht. Ueber seiner ionischen See, seinem Mittelmeer schwebt epische Ruhe — blauer Himmel, blaue Fluth, glückliche Inseln, goldene

Aepfel, hesperidiſche Gärten. Die Nordſee iſt lyriſch, leidenſchaftlich, voll Klippen, Untiefen, Stürme, Strudel, Gefahren, Abentheuer. Im ioniſchen Meer ſieht der Schiffer von Inſel zu Inſel den wirthlichen Rauch der Hütten aufſteigen, in der Nordſee ſchweift der Blick über eine unermeßliche wüſte Fläche, und Land und Menſchen ahnen ſich nur in weiter Ferne. Im ioniſchen Meer ziehen die Schiffe wie ſtille Schwäne durch die Fluth, in der Nordſee kreiſen ſie wie Möven mit flatternden Flügeln am Horizont.

In beiden lebt die Seele der Menſchen und die Seele des Nordens iſt, wie ihre See, wetterwendiſch, ungeſtüm, ſehnſüchtig, ſich verlierend ins Unermeßliche. Die Nordſee wird nie zum Mittelmeer und der Nordmenſch nie ein Grieche troß Winckelmann und Goethe.

Ich habe die See in allen ihren Zuſtänden und Beleuchtungen geſehen, bei Auf- und Untergang der Sonne, bei Mond- und Sternenlicht, im hellen Glanz des Mittags, leiſe athmend, wie im Traum, brüllend wie in der Wuth, gähnend wie ein nordiſcher Rieſe, der Langeweile fühlt, mit Schweiß und Schaum bedeckt, als käme ſie aus dem Kampf, himmelhochjauchzend, zu Tode betrübt, immer anders, immer dieſelbe.

Wie oftmals habe ich mich geſchaukelt auf ihrem Rücken, als nackter Reiter die weißen Rößlein getummelt. Bald wollten ſie mich am Strand abſetzen, bald mit mir in die Waſſerwüſte durchgehen. Kam ich mir doch vor, wie Alexander, der den Bucephalus bändigt.

Alexander und ich — großer Gott!

Naivitäten.

Närrisches Volk das! Bin ich in Rotterdam, laufe umher, sehe den Tag über, was zu sehen ist, den Erasmus auf dem Markt, der in Erz gegossen, obgleich er nur ein pappener Kerl war, der Hafen, der von Schiffen wimmelt, die breiten schönen Canäle, die hohen festen Häuser, die Straßen, die hoch liegen, weil sie über Canälen erbaut sind, die Kaffeehäuser, wo die Holländer an kleinen Tischen herumsitzen und sich mit Dampf beschießen, die geschmackvolle Börse mit ihrer transparenten Uhr — der Weiser leuchtete auf halbelf, als ich aus der Stadt am Ufer der Maas entlang ging, um mich von der Hitze des Tages in kühler Nachtluft zu erfrischen. Das Wasser ladet mich ein zum Baden, der Mond flimmert über die Wellen und ich monde mich wie ein Fisch, indem ich ruhig ausgestreckt im Wasser liege, die Augen zumache, die Füße ein wenig heraushalte und nur leise unter

mir mit den Händen wiegle. Auf einmal höre ich Fußtritte herankommen. Eine Weiberſtimme ruft mir zu: „guden Avend mijn Heer.“ — Ich antworte nicht und ſehe nicht hin. — „Guden Avend mijn Heer, het Waater is ſeekerlijk lekker.“ — Ih rühre mich nicht und antworte nicht. — „Mijn Heer, hu laat is het wel?“ — Ich ſage nichts. — „Muder,“ flüſterte eine ängſtliche Kinderſtimme, „mijn Heer is dood.“ „Bin je dood, mijn Heer?“ rief das Weib mir zu, indem ſie näher an das Ufer trat; „mijn Heer, as ù belieft, bin je dood? bin je dood, mijn Heer, as ù belieft?“ Ich mußte laut auflachen. Hat der Gugguk je ſo etwas geſehn, einen Menſchen, den man für todt hält, zu fragen, ob er todt iſt, wenn's gefällig.

Ein andermal wanderte ich arglos in den Straßen von Amſterdam. Ich ging eben über eine Brücke, als mir ein tückiſcher Stiefelwichſer hinterrücks mit der Bürſte in die Stiefel fuhr, mein Bein feſthielt und ſchrie, „as ù belieft mijn Heer ù Laarſen s' choon te maken,“ was ſo viel ſagen will, als: beliebt es, mein Herr, daß ich Ihre Stiefeln blank mache. Stiefelwichſer und Gurkenverkäufer ſieht man in Amſterdam auf Schritt und Tritt, ſie machen nebſt den Juden einen Haupttheil der Amſterdamer Bevölkerung aus. Ich habe hinterher jeden Stiefelwichſer als meinen per-

ſönlichen Feind aufs Korn genommen, und alle erdenkliche Vorſicht angewandt, um den Nachſtellungen dieſer Leute zu entgehen. Dennoch erwiſchte mich ein Teufelskerl bei meinem zweiten Beſuch in Amſterdam, als ich ahnungslos das thun wollte, was Rubens ſeinen Ganymedes in der Luft verrichten läßt.

In naturalibus gerirt man ſich in Holland äußerſt zwanglos, ja es gibt in dieſem Punct in allen holländiſchen Städten muſterhafte öffentliche Anſtalten, deren man ſich mit privilegirter Unverſchämtheit bedient. Die Freiheit iſt eine der älteſten Privilegien der Niederlande, im Norden ſowohl, wie im Süden. Die Brüſſeler haben dieſelbe ſogar perſonificirt in der Perſon ihres berühmten Manneckepis. Dieſer iſt ein kleines Puppenkerlchen, vor Aller Augen auf der Straße in der Niſche eines Bürgerhauſes aufgeſtellt, beſitzt verſchiedene Klaidungsſtücke, welche ihm die Weiber aus dem Volk an ſolchen Tagen anziehen, wo er fungirt, das heißt, wo er, nicht wie der heilige Januarius in Neapel Blut, ſondern Waſſer, mitunter ſogar Wein laufen läßt.

Das ſind unſchuldige Sachen. Weniger unſchuldig, obgleich nicht weniger niederländiſch naiv iſt der Umgang beider Geſchlechter. Ein Fremder, der davon hört, begreift kaum, daß die holländi-

ſchen Städte nicht mehr uneheliche Kinder auf die Geburtsliſte bringen. Von den Waffelmädchen ſpreche ich gar nicht, obgleich, wer den Holländer nicht in der Waffelbude geſehen hat, eine Hauptſcene aus der Gallerie des holländiſchen Volkslebens nicht kennt. Ich ſpreche auch nicht von den Kirmiſſen und überhaupt nicht von der unterſten Volksclaſſe, ſondern vom Mittelſtande und den ehrbaren Leuten, die einen eigenen Stuhl in der Kirche haben und einen blankgebonerten Klingelzug vor ihrer Hausthür. Ich befand mich freilich niemals in ihren Geſellſchaften und kann daher nicht als Augenzeuge berichten, allein ein deutſcher in Holland anſäſſiger Kaufmann, von dem ich weiß, daß er nie ein Wort zu wenig oder zu viel ſagte, hat mir ein Bild von denſelben entworfen, das ich nicht in jedem Zuge genau wiedergeben kann, da er ſeine eigene Frau damit wegjagte. Anfangs — das iſt das Weſentliche — geht es ziemlich langweilig und ehrbar unter den Gäſten her. Dann ſetzt man ſich zu Tiſch, es kommen die Weinbouteillen oder der Punſchnapf, die Gäſte erheitern ſich, es laufen derbe Scherze herum (hier fehlen die Citate), die jungen Mädchen ſetzen ſich den jungen Männern auf den Schooß oder ſträuben ſich nicht lange, wenn ſie herbeigezogen werden, Mund und Hände ſind nicht faul, das trinkt, ſcherzt, küßt, wagt,

preßt so frei, derb und unbefangen in Gegenwart der Mütter und kleinen Schwesterchen, als säße es Paar für Paar in einsamem Mondschein oder im luftigen Stübchen einer Waffelbude hinter zugezogenen Gardinen.

„Sie begreifen, mein Herr," sagte der Kaufmann, „dies sind Freiheiten, die in jedem andern Lande sehr ernsthafte Folgen haben würden. Allein zum Glück für die Ruhe der Mädchen bleiben die Männer zuletzt noch vernünftiger, als sie selbst. Es sind gesetzte Schäker, die Holländer, sie greifen das Capital nicht an, sie leben von den Interessen. Die Mädchen beklagen sich sogar nicht selten über ihre Kälte, ihr steifes Wesen, vor Allem, wenn sie Clauren und andere deutsche oder französische Romanenschriftsteller gelesen. Sie wollen dann auch ein wenig à la Mimili geliebt sein, allein ihre Schäfer verstehn sich nicht weder dazu noch darauf. Nur ein einziges Mal habe ich die Carricatur eines schmachtenden holländischen Jünglings gesehen."

Die Erzählung des Kaufmanns ergötzte mich, ich machte einige scherzhafte Bemerkungen und mir muß auf der Straße noch der Scherz aus den Augen gesehen haben, denn ein niedliches Waffelmädchen, das mir begegnete und Waffeln auf dem Teller trug, fragte mich mit schelmischem Blick,

ob mir etwas besonders an ihr gefiele. Von einem holländischen Mädchen auf der Straße freundlich angelacht und im Vorbeigehen mit einem Scherzwort begrüßt zu werden, das begegnet jungen Leuten so gewöhnlich, daß es mir nur in den ersten Tagen, aber nicht späterhin auffiel. Das gehört zu den liebenswürdigen Naivetäten dieser schlittschuhlaufenden Kinder.

Allgemeiner Blick auf die Beſchaffenheit des Landes.

Land, Waſſer, Sumpf, was ſoll man ſagen. Von der Natur zum Paradieſe der Kraniche und Fröſche beſtimmt, iſt Holland im Lauf der Jahrhunderte durch die zähe und ſchlüpferige Geduld eines kleinen germaniſchen Völkchen, das Kiemen ſtatt der Lungen gehabt zu haben ſcheint, in einen fruchtbaren und ſtark bevölkerten Wohnſitz der Menſchen umgewandelt. Man werfe einen Blick auf die Karte. Holland bildet, wie Unteregypten, ein Delta, nämlich ein Schein-Delta. Eingefaßt von den Armen des Rheins verdankt es auch, allem Anſehen nach, ſein ſchlammiges Daſein dem Schlamm, den dieſer Strom auf ſeiner langen Fahrt von den Alpen zur Nordſee mit ſich wälzt. Noch auf Karten des Mittelalters ſieht man überall Seen, Moore und Sümpfe unordentlich durcheinander zerſtreut. Freilich, des Waſſers iſt ſeit jener Zeit eher mehr, als weniger geworden. Die Süderſee iſt aus feuch-

ten Wieſen und einem Landſee entſprungen, das harlemmer Meer hat reißend um ſich gegriffen, viel Land iſt außerdem ertrunken; allein dagegen iſt ein großer Theil der Sümpfe und Moore ausgetrocknet, Ziel und Regel in den feuchten Wuſt gebracht und ein Element, das den Menſchen zu verſchlingen drohte, nicht allein nothdürftig gebändigt, ſondern zur Quelle der Reichthümer und des Wohlſtandes umgeſchaffen. Und ſo ſieht man hier mitten in Europa eine höchſt curioſe, egyptiſch-chineſiſche Kunſtwelt, Verſtand und Geduld über und unter der Erde, ein durchgreifendes Syſtem von Dämmen und Deichen, Schleußen und Canälen, höchſt einfacher Natur, aber nicht deſto weniger bewundernswerth durch das Maſſive und Koſtſpielige ihrer Anlage und das verſtändige Zuſammenwirken der Jahrhunderte, welches man dabei gewahr wird.

Will man ſich eine anſchauliche Vorſtellung dieſes Waſſerreiches machen, ſo faſſe man folgende Hauptzüge ins Auge.

Der größte und beſte Theil des Bodens von Holland liegt unter dem Spiegel der See zur Fluthzeit, liegt daher zwiſchen den beiden Extremen der durch Ebbe und Fluth alle ſechs Stunden veränderten Waſſerſtände, würde alſo alle ſechs Stunden unter Waſſer und alle ſechs Stunden wieder aufs

Trockene geſetzt werden, ohne das Vorhandenſein jenes natürlichen Bollwerkes der Dünen und andererſeits der künſtlichen Dämme und Deichewo mit, die Einwohner die Ufer ihrer Flüſſe, der Süderſee u. ſ. w. beſchirmen. Und dennoch würde Holland in kurzer Zeit rettungslos verſinken und in ſein altes moraſtiges Element zurückkehren, wüßte man nicht täglich die große Menge Waſſers herauszuſchaffen, welche ſich täglich von innen ſammelt aus Thau, Nebel, Regen, Quellen, Durchſinterung des Bodens u. ſ. w. Für dieſen Zweck benutzt man auf die einfachſte und ſicherſte Weiſe das Phänomen der Ebbe und Fluth, als worauf der größte Theil der hydrotechniſchen Anſtalten dieſes Landes weſentlich baſirt iſt. Die Polder, ſo nennt man die tiefliegenden Wieſen, welche einer künſtlichen Entwäſſerung bedürfen, verdanken dieſen Act und ihre Erhaltung Schleußen, welche eingerichtet ſind, wie Ventile an Pumpwerken. Sie öffnen ſich nach der Seite des Meeres oder der großen Ströme, ſobald der Waſſerdruck von innen erfolgt und das Strom- oder Meerwaſſer dieſen Druck nicht durch einen Gegendruck aufhebt, alſo zur Zeit der Ebbe. Das andringende Waſſer der Fluth hingegen ſchließt die beweglichen Thore der Auswäſſerungsſchleußen, ſo daß kein Seewaſſer in die Polder tritt, und das Binnenwaſſer Zeit er-

hält, ſich während dem Verlauf der Fluth in den gezogenen Gräben und Canälen zu ſammeln. Ein nicht geringer Theil der holländiſchen Polder hat ſogar eine noch tiefere Lage als der Waſſerſtand der Nordſee zur Zeit der Ebbe, ſie ſind entſtanden aus alten ausgetrockneten Mooren, Sümpfen, Seen u. ſ. w. und ihr Waſſer läßt ſich nur durch Windmühlen in die Canäle auswäſſern, aus welchen es durch Auswäſſerungsſchleußen ins Meer ausgeſtoßen wird.

Alle Gewäſſer der Seeprovinzen, eingeſchloſſen von der Maas, dem Leck und dem Y bilden eine Zahl von Bewäſſerungs- und Entwäſſerungsſyſtemen, deren Centralpunkt das ſogenannte harlemmer Meer iſt, ein großer Binnenſee, der vormals im offenen Zuſammenhang mit dem Y und der Süderſee ſtand und daher dem Spiel der Ebbe und Fluth ausgeſetzt war, jetzt aber durch die großen Schleußen von Sparendam und Halfweg abgeſchloſſen und von Ebbe und Fluth gänzlich befreit iſt. Vermöge dieſer Schleußen, welche zur Ebbezeit geöffnet und hinterher ſogleich geſchloſſen werden, iſt der Waſſerſtand des harlemmer Meeres gefeſtigt und um ein Beträchtliches niedriger gelegt worden.

Jede dahin auswäſſernde Landſchaft, als Rheinland, Delfland, Schieland u. ſ. w. (uitwatering)

bildet ſein eigenes Waſſerreich, deſſen Waſſerbürger alle dahin gehörigen Grundbeſitzer ſind. Dieſe erwählen einen Rath ſachverſtändiger und ſtarkbetheiligter Männer, Hemradschapi genannt, welchem ſie ihre hydrotechniſchen Intereſſen mit großen Vollmachten anvertrauen. Er wacht für die Dauer und Sicherheit der Dämme und Schleußen, und läßt alle beobachteten Mängel und Gebrechen ohne Zeitverluſt in Stand ſetzen. In die Koſten theilen ſich alle Grundbeſitzer. Soll etwas von Bedeutung unternommen werden, ſo wendet ſich der Rath an den Waterſtaat, welcher ein beſonderes Miniſterium bildet, und die Hemdrathſchaften centraliſirt. Gleiche Noth, gleiche Gefahr vereinigt alle Kräfte für dieſe wichtigſte Angelegenheit des Landes, dieſes kleinen Landes, das ſo große Dinge durchgeſetzt hat. Die Noth hält ſie beſtändig in Athem. Sie gleichen Matroſen auf einem lecken Schiffe, die Tag und Nacht pumpen müſſen, um nicht unterzugehen.

Allgemeine Charakteriſtik der Bewohner.

Unter dem Namen Holländer begreift man heutzutage die Einwohner ſehr verſchiedener Provinzen, ſogar den Friſen, der einem beſondern Volksſtamme angehört, wenn auch deſſen Sprache durch die holländiſche auf wenige Dörfer zurückgedrängt worden. Die Holländer und Friſen waren in alter Zeit beſtändige Feinde und manchen Grafen von Holland, der ſich Rechte über das „freie Frisland" anmaßen wollte, hat eine friſiſche Streitaxt vom Pferde gehauen. Die Herzöge von Burgund und Könige von Spanien wurden allerdings Herren des Landes, aber berührten daſſelbe nur ſehr vorſichtig und gleichſam mit der Spitze des Scepters. Ludwig von Naſſau vertrieb im Jahr 1568 die Spanier und ſeit der Zeit gubernirte eine Nebenlinie des Hauſes von Oranien in Frisland. Von dieſer ſtammt der jetzige König, deſſen Vater und Großvater, denn nach dem frühzeitigen Tode Wilhelms des Zweiten, des letzten Oraniers,

kam die friſiſche Linie der Naſſauer mit Wilhelm dem Dritten nach Holland, wodurch das Band der Provinzen Holland und Frisland noch feſter geknüpft wurde. Etliche charakteriſtiſche Hauptzüge theilt der Frisländer ohne Zweifel mit ſeinem Nachbarn, dem Holländer und vorzüglich dem Bewohner von Nord-Holland, der in Sitte und Tracht dem Friſen ſehr nahe ſteht. Der Friſe iſt Waſſerländer, Deicher, Schiffer, wie der Holländer, beſchifft mit dieſem die Süderſee, und hat noch den Dollart *) und ein Labirinth von Binnengewäſſern vor ihm voraus. Allein der Friſe iſt ſtärker von Leib, ſtarrer und unabhängiger von Gemüth, eigenthümlicher in ſeinem Weſen, erfindungsreicher und mehr zum Grübeln und ſelbſt zur Wiſſenſchaft aufgelegt, als der Holländer. Was gleich in die Augen fällt, iſt, daß der Friſe ein großes mechaniſches Talent hat, das dem Holländer wenigſtens in dem Grade abgeht. Eigentliches Kunſttalent hingegen ſcheint der Friſe nicht zu beſitzen.

Von den Bewohnern der Provinz Utrecht und Geldern unterſcheidet ſich der Holländer weniger, aber doch merklich genug. Die Gelderſchen ſind ſeit alter Zeit Landbauer, die Holländer Schiffer

*) Der Dollart entſprang im Jahr 1777 aus „ertrunkenem Lande," bei welcher Ueberſchwemmung dreiunddreißig Dörfer zu Grunde gingen.

und Krämer. Zu Lande zeigten ſich daher die Gelderſchen immer muthiger und unternehmender, als die Holländer. Der zahlreiche aber arme Adel von Geldern war als ritterlich bekannt, daher auch die Holländer ſpottweiſe zu ſagen pflegten:

hoog van moed,
klein van goed,
een zwaard in de hand
is't wapen van Gelderland.

Auch in den Charakter des Seeländers miſchen ſich einige beſondere Züge. Als Inſulaner und Bewohner der fruchtbaren Eilande, welche die Mündungen des Rheins, der Maas und der Schelde durchfluthen, wird er mehr vom friſchen Seehauch geſtählt, belebt und geröthet. Die Waſſergeuſen waren Seeländer und, wie wäre es den Holländern ergangen ohne Waſſergeuſen, da ſie zu Lande faſt immer unglücklich waren. Maarten Tromp war ein Seeländer aus der Stadt der Waſſergeuſen, Brielle, und de Ruyter ward geboren auf der Inſel Oostvoorne an der Küſte von Südholland, Beide im Angeſicht der offnen See, die dem Holländer hinter Dünen verſteckt liegt.

An Körperkraft zunächſt ſind die Bewohner aller dieſer Provinzen den Bewohnern der Provinz Holland überlegen. Der Holländer verträgt keine anhaltende beſchwerliche Arbeit, er iſt

nicht gewöhnt an den Schweiß des Pfluges und der Senſe, und erliegt ſehr bald unter den Strapazen einer kriegeriſchen Unternehmung. Marſchiren iſt ſeine Sache eben ſo wenig, wie Grasmähen, daher er auch in früherer Zeit Tauſende von deutſchen Lanzenknechten, wie jetzt noch Tauſende von deutſchen Bauerknechten und Grasmähern aus ſeiner Taſche beſoldet. Selbſt Brauknechte, Zuckerſieder, Kornſchichter, Ankerſchmiede und dergleichen Leute ſind häufig Deutſche, Schiffszimmerleute, Maurer und andere dagegen, die es mit der Arbeit ſacht angehen laſſen, Einheimiſche. Der Bauer, Tagelöhner, Dienſtbote, welche bequeme Tage machen ſie ſich in Holland, in Vergleich mit den unſrigen. — Kann ich an dieſe doch nur mit Jammer denken. Wie ſie ſich abmühen und wie Mancher ſich die letzte Faſer vom Leibe ſchwitzt, um ſein Brod zu verdienen. Hundearbeit das, ein deutſcher Bauer zu ſein.

Bequemlicher alſo, oder von ſchwächeren Muskeln ſind die Holländer. Urſprünglich Hirten und Fiſcher, doch auch in römiſcher Zeit und bei Quatrebras, tüchtige Reiter, ſpäter Kaufleute und Krämer und in dieſem Geſchäft einzig in ihrer Art. Die Gabe des Calcüls, bedächtiger Speculation, vorausſehender Klugheit macht keiner ihnen ſtreitig. Jeder Zoll ein Kaufmann.

Faſſe ich aber das Allgemeine zuſammen, was der Gemüthsart Aller zu Grunde liegt, ſo möchte ich als ſolche Grundfaſer im Charakter des „Alt-Niederländers" eine grobe, aber eben darum ſtarke und ausdauernde moraliſche Kraft bezeichnen. Aehnlich charakteriſirte ſie Napoleon. Als nach ſeiner Rückkehr aus Holland etliche Senatoren Scherzworte über die Holländer laut werden ließen, ſagte er zu ihnen, meine Herren, Sie mögen witziger, geiſtreicher und liebenswürdiger ſein, als die Holländer, aber ich wünſche Ihnen die Moralität derſelben. — In der That, ein Volk, das mit der größten europäiſchen Macht einen ſiegreichen Kampf durchkämpfte, einen noch größeren mit der Natur, mit Waſſer, Erde und allen Elementen fortwährend auszukämpfen hat, kann nicht anders, als moraliſch ſein; Moralität iſt die geſchichtliche Grundlage ſeiner Freiheit, ja die nothwendige Bedingung ſeiner Exiſtenz. Ihre Canäle und Waſſerbauten, ihre Häuſer und Gärten, ihre Sauberkeit, Oekonomie, ihr vorſichtiges, bedächtiges, ernſtes und nüchternes *) Weſen ſind nichts als

*) Ich bin achtzehn Monate in Holland geweſen und habe kaum ſo viele Menſchen im betrunkenen Zuſtande geſehen, obgleich faſt Jeder täglich — ich möchte ſagen vom Miniſter bis zum Karrenſchieber — ſeine Paar Schnäpſe trinkt.

sichtbare Zeichen, Beweise und Ausflüsse der nationalen Moralität. Grob aber nenne ich dieselbe, weil sie mit grobem Egoismus vermischt ist, weil Noth und Bedürfniß ihre Erzeugerinnen, kalter Verstand ihre Triebfeder, Wuchergeist und Geldsucht ihre Begleiter, Argwohn, Mißgunst und oft nur zu grausame Parteilichkeit ihre Folgen sind. Es ist eine Moralität ohne Zartheit, ohne Wärme, ohne Liebe, ohne Großmuth, mit einem Wort, eine unliebenswürdige egoistische Moralität, welche die holländische Nation unter ihren Brüdern in Europa charakteristisch auszeichnet.

Der Haag und ſeine Merkwürdigkeiten.

Man ſtellt ſich den Haag gemeiniglich vor als einen Verein prächtiger Landſitze des Hofes, der Diplomaten und holländiſchen Großen; allein der Haag iſt eine ordentliche Stadt und Hofſtadt, nur von holländiſchem Ausſehen. Was ihn von andern Städten im Lande unterſcheidet, ſind die Paläſte des Königs und der beiden Prinzen, das alte Schloß der Grafen von Holland, ſpäterhin von den Statthaltern bewohnt, und drei ſchöne Baumgänge, die auf der Seite mit ſchönen Häuſern bepflanzt, in rechten Winkeln zuſammenſtoßen. Im Uebrigen der gewöhnliche Anblick, ein Graben rings um die Stadt, Canäle, verſchloſſene Häuſer, klein und groß, gut und ſchlecht, wunderliche Schornſteine, hohe Unterfenſter und Hausfluren, Winkelſpiegel und herabgelaſſene Vorhänge vom Keller bis unter das Dach. Dabei iſt es eine offene Stadt, in ſo fern der Haag keine Thore hat

und zum Theil über den Stadtgraben hinaus erweitert iſt, über welchen Brücken führen.

Erſt in dieſem Jahrhunderte hat der Haag den Namen einer Stadt erhalten, bis dahin war es ein Dorf, das aber Guiccardini ſchon im ſechzehnten Jahrhundert das größte und ſchönſte Dorf von Europa nannte. Der älteſte Theil des Ortes iſt ohne Frage der Raum, der das alte Schloß umgibt und vornämlich dieſes ſelbſt. In früheſter Zeit hauſeten die Grafen von Holland im benachbarten Dorfe Graveſand, das in den Dünen liegt und noch einige Ruinen aus jener Zeit aufzuweiſen hat. Der Haag, holländiſch s'Gravenhage, der Grafen Hag oder Gehäge, diente ihnen Anfangs als Jagdſchloß, etwas ſpäter aber, als beſtändiger Wohnſitz, den ſie von Zeit zu Zeit durch neue Gebäude erweiterten und für ihren Hofhalt bequemer und wohnlicher machten, wobei ſie weder auf Pracht ausgingen, noch auf die Symmetrie der verſchiedenen Theile große Rückſicht nahmen. Wie dieſe Gebäude jetzt dem Beſchauer vorliegen, gewähren ſie, beſonders in mondlicher Beleuchtung, einen ehrwürdigen und alterthümlichen Anblick, der in einem Lande, wie Holland, um ſo mehr auffällt, als die gothiſchen Ueberbleibſel der Baukunſt hier ſo ſelten ſind, wie in Deutſchland häufig. An einer Seite ſpiegelt ſich das Schloß

in einem Baſſin oder Teich, in dem Schwäne rudern und in deſſen Mitte eine kleine Inſel mit Acazien und andern Geſträuchen ſich erhebt. Eigentlich iſt dieſer Teich ein zum Baſſin erweiterter kleiner Fluß, der einige Stunden weit aus den Dünen herquillt und nur an dieſer Stelle ſichtbar wird; er hat das Merkwürdige, daß er durch Kunſt unter der Stadt weggeführt iſt und bei ſeinem Eintritt ſogar unter einem Canal durchläuft, eine Seltſamkeit, die manchem Ausländer, der ſich Jahre lang im Haag aufhält, ſelbſt manchem Einwohner der Stadt nicht bekannt wird. In einem Theile des Schloſſes halten die Generalſtaaten ihre Sitzungen, ein geräumiger, neuausgebauter Saal, mit auf beiden Seiten in die Höhe führenden Stufen, worauf die Mijnheers Deputirte ſich niederlaſſen; in entgegengeſetzter Richtung der grüne Tiſch des Präſidenten auf der einen, und der Thron des Königs auf der andern Seite. Ich habe den Sitzungen mehrmals beigewohnt, was mich beim erſten Eintritt in Erſtaunen ſetzte, war der kleine Raum, den der Baumeiſter für die Zuſchauer ausgeſetzt hat, zwei Gallerien, in deren einer kaum zehn Menſchen Platz finden, ohne ſich die Arme wund zu reiben. Der Hof hingegen und das diplomatiſche Corps haben elegante und hinlänglich geräumige Seitenlogen, die mit rothen

Vorhängen verſehen ſind. Ich habe Donker Kurtius und mehrere Deputirte der zweiten Kammer gehört; die Meiſten laſen ab, die aber einen freien Vortrag hielten, ſprachen ohne Anſtoß, ohne Zeichen der Verlegenheit, laut und bündig, obgleich für das Gehör nichts weniger als anmuthig, da ſie, wie auch die holländiſchen Kanzelredner und tragiſchen Schauſpieler thun, ihre ohnehin mißtönende, dumpfe Gurgelſprache durch ſchleppende Betonung und heiſeres Organ noch unangenehmer machen. Was ſie ſagen, iſt aber meiſtens wohlbedacht, redlich ernſt gemeint, lichtvoll geordnet und in landüblichen Phraſen ehrenfeſt und verſtändlich ausgedrückt. Eine Bemerkung: der holländiſche Deputirte hat den großen Vortheil, daß er lange ſprechen kann, ohne zu langweilen, und eben ſo lange zuhören, ohne daß ihm langweilig zu Muthe wird. Langeweile iſt nämlich eine Pein, die der Holländer ſelten ausſteht, gerade nicht, weil er beſchäftigter iſt, als andere Leute; es gibt im Gegentheil in keinem Laude ſo viele Nichtsthuer, Leute, die von ihren Renten leben u. ſ. w.; ſondern weil es gar nicht in ſeiner Natur liegt, ſich zu langweilen, weil er eher die Leere im Magen, als die Leere im Kopfe fühlt, und keine Phantaſie hat, die eine laufende Beſchäftigung verlangt. Von eigentlicher Beredtſamkeit der Tribüne kann nun

wohl in Holland kaum die Rede ſein, beſonders nachdem die belgiſchen Deputirten abgetreten ſind, welche durch ihre größere Lebhaftigkeit, ihre Oppoſition, ihre politiſchen Intriguen den Verhandlungen der Kammer einigen Sauerteig beiſetzten und redneriſches Intereſſe gaben, vor allem, wenn, wie dies abwechſelnd geſchah, die Redner ſich der franzöſiſchen Sprache bedienten. Donker Kurtius, dieſer Deputirte, der beim Ausbruch der Unruhen in Brüſſel zuerſt den langgenährten Haß ſeiner Landsleute gegen die Belgier zu hellen Flammen anblies und die Maßregeln gegen Brüſſel, die ſo ſchmählig verunglückten, hauptſächlich mit betrieben hat, iſt der beſte Redner der Kammer; ſein leidenſchaftlicher Haß gegen die ſüdlichen Provinzen hat ihm manche feurige Rede eingegeben, worüber die Wände des Saals, wenn ſie Ohren gehabt, ſicherlich ihr Erſtaunen gezeigt hätten. Gegenwärtig aber iſt der Saal leerer und ruhiger geworden und der Zuhörer mag ſich ſtundenlang von der Gallerie herabbücken, ohne eine Blume der Beredtſamkeit zu erhaſchen, oder nur einen Geiſtfunken in der Luft fliegen zu ſehen. Man ſieht auch nicht ein, wozu den holländiſchen Deputirten die Beredtſamkeit gegenwärtig nutz iſt. Da nämlich die Mijnheers eins ſind, da die Oppoſition ein- und untergegangen iſt in die Meinung des Miniſte-

riums, da die Kammer immer Geld hat, wenn der Miniſter etwas verlangt und nie die Hand zumacht, wenn der Miniſter die ſeine ausſtreckt, kurz, da die Kammer ſich feſt entſchloſſen hat, durchaus keine disharmoniſche Saite im Innern anzuſchlagen, ſo lange die Harmonie nach außen nicht hergeſtellt iſt, ſo würde die Beredtſamkeit, dieſe Stimmgabel der Köpfe und Herzen auf der holländiſche Tribüne eine ganz überflüſſige Rolle ſpielen. Sie braucht ſogar nicht einmal ſo viele Worte zu machen, wie ſie wirklich thut, denn, wie Tacitus in ſeinem Dialog von den Rednern ſagt: **quid opus est longis in senatu sententiis, cum optimi (optimates) cito consentiant.**

Ueberdies beſteht die zweite Kammer dem größten Theil nach aus dem ariſtokratiſchen Element reicher Mijnheers, auf deren Wahl, nach den beſtehenden Wahlgeſetzen, die Regierung bedeutenden Einfluß übt. So lange die jetzigen Wahlgeſetze fortbeſtehen, wird nicht leicht irgend eine Abſicht des Miniſteriums in den Kammern ſcheitern und die Conſtitution wird hier, wie anderswo, nur das geduldige Saiteninſtrument ſein, worauf die ſouveraine Gewalt ihre Volkslieder ſetzt und ſpielt. Selbſt die Staaten-General des vorigen Jahrhunderts, unter den letzten Statthaltern, gewährten kein freieres und ſtolzeres Bild,

ſie hatten den ſtarren unabhängigen Selbſtwillen der alten Ariſtokratie der Laune des Hofes zum Opfer gebracht, waren Thon in der Hand des Töpfers, oder mit einem holländiſchen Bilde zu ſprechen, fetter Käſe, worauf die Sonne ſcheint. Nur bis zum Utrechter Frieden ſind ſie die wahrhaft hochmögenden Herren, und nur bis zu dieſer Zeit trugen die Sitzungen, die ſie in dieſem Schloſſe hielten, das Gepräge der Erhabenheit, das die repräſentirte Machtfülle eines ſtarken und unternehmenden Volks auszeichnet. Das ſind die Erinnerungen, die das alte Schloß für die Geſchichte denkwürdig machen, angerechnet von jenem Augenblicke, als aus deſſen Mauern der Fehdehandſchuh dem König von Spanien und beider Indien hingeworfen und von Seiten der vereinigten nördlichen Provinzen die Unabhängigkeitserklärung erlaſſen wurde, ein volles Jahrhundert hindurch, in welchem der hohe ſteinerne Audienzſaal, ringsumher behangen und verziert mit eroberten ſpaniſchen Fahnen und Standarten, die Geſandten aller europäiſchen Mächte, türkiſche ſelbſt und perſiſche, feierlich aufnahm und der Senat der Mijnheers-Könige über Krieg und Frieden, Bündniſſe und Hülfsleiſtungen entſchied. Tempi passati. Wie erſtaunt und ungläubig würden die alten Herren mit Ringelkragen, Degen und goldener Kette in

den Verſammlungsſaal der heutigen Lieben Getreuen hineinſtarren, unter die beſternten Wilhelmsritter, die unterthänig ehrfürchtige Blicke nach dem Baldachin ſeiner Majeſtät, ſouverainen Königs der Niederlande, richten.

Wenden wir uns alſo, wie die Zeit und die Macht, von dieſem abgeſtandenen alten Schloſſe nach dem neuen, nach der Königsburg. Machen wir den Weg dahin in Geſellſchaft. Wir wandern zunächſt über den inneren, mit düſtern Arcaden umgebenen Schloßhof, eilig der Treppe am Thurm vorüber, auf welchem das Glücksrad der Lotterie ſich dreht und unter welchem Oldenbarnevelds blutiges Haupt ſich kreiſelte. In der Schloßcapelle murmelt ein katholiſcher Prieſter eine Seelenmeſſe, die Dortrechter Synode würde ſich noch im Grabe umkehren, wenn ſie es hörte. Wir gehen durch ein Thor, darüber das holländiſche Wappen in Stein; mit ein paar Schritten ſind wir der Brücke entlang und gewahren zur Linken einen Palaſt, den die Leute Prinz-Moritz-Haus nennen, weil derſelbe für jenen abenteuerlichen Helden von Braſilien erbaut und eingerichtet ward. Gegenwärtig befindet ſich darin die Gemäldegallerie und das Kunſtmuſeum des Königs, erſtere im obern, letzteres im untern Stock. Von der Gemäldegallerie wird noch öfter die Rede ſein. Das Kunſt- und Seltſam-

keiten-Cabinet iſt angefüllt mit den auserleſenen und koſtbaren Gegenſtänden aus China und Japan, den Inſeln der Südſee und des indiſchen Meers, Perſien, Indien, Afrika und Amerika. Den Schluß macht eine Sammlung holländiſcher Alterthümlichkeiten, die manche hiſtoriſch bekannte Perſon durch eine ſymboliſche Reliquie lebhaft ins Gedächtniß rufen. Altbataviſche indeß ſind keine, oder doch nur zweifelhafte darunter. Die großartigſte Erinnerung ruht ohne Zweifel auf dem Commandoſtab des großen de Ruyter, er hat den Namen der ſieben vereinigten Provinzen auf der Themſe, wie auf dem Tajo, im Gebraus der Wogen und Donner der Kanonen zuerſt in Achtung geſetzt und mehr als alle Commandoſtäbe der Prinzen von Naſſau zuſammengenommen die bataviſche Republik geſchützt und auferbaut. Nicht weit von ihm liegt der blutige durchlöcherte Wams, das der Stifter der Republik am 10. Juli 1584 trug, als er durch Balthaſar Gerards im Prinzenhof zu Delft meuchlings erſchoſſen ward. Daneben liegen die großen roſtigen Piſtolen und das elende Stückchen Blei, das den größten Mann ſeiner Zeit in der Mitte ſeiner Laufbahn und hochliegenden Pläne hinwegraffte. — Setzen wir uns aber nicht auf jenen Armſtuhl, ſo ſehr uns auch die Gegenwart ſolcher Erinnerungen erſchüttern mag, der gefangene Oldenbarneveld ſaß

darauf und erhob ſich nur von ihm, um aus dem Gefängniß nach jenem Platz zu wanken, wo des ermordeten Wilhelms leiblicher Bruder ihn durch den Scharfrichter ermorden ließ. Balthaſar Gerards ward von Pferden jämmerlich zerriſſen — er wollte nicht auseinander — er war eben ſo zäh an Leib, wie an Seele — den Prinzen Moritz zerriß das Volk beinah vor Liebe und Enthuſiasmus, das niederträchtige Volk, das in allen Ländern ſich ähnlich ſieht, wie ein faules Ei dem andern.

In friſcher Luft verfliegen die fatalen Gedanken. Wir treten in eine dreifache Allee, die Kaiſer Karl der Fünfte anlegen ließ. Es iſt die Frage — und das iſt wieder ein fataler Gedanke — ob Karl in den geſammten Niederlanden nur ſo viel Bäume gepflanzt, als er Köpfe hat abſchlagen laſſen. Die Zahl der unter ihm enthaupteten, verbrannten und verjagten Ketzer beläuft ſich, wie man ſagt, auf hunderttauſend. Alba brachte es nur auf achtzehntauſend, dennoch haben er und ſein Herr, Philipp der Zweite, in den Niederlanden ſich weit verhaßter gemacht, als Karl der Fünfte. Warum? Karl der Fünfte, obgleich er den Unterkiefer von einem Haifiſche hatte, ſah menſchenfreundlicher aus und betrug ſich populärer, als ſein Sohn Philipp, der übrigens weit ehrlicher war, und unter andern

nicht die Frechheit hatte, junge Bäume in den Niederlanden zu pflanzen. Und doch wollte ich es diesem Karl willig verzeihen, daß er als Spanier auf die Sprache der Menschlichkeit sich eben so schlecht verstand, wie auf die deutsche Sprache, hätte er nur den Schrei der deutschen Bauern besser verstanden und sich ihrer Sensen und Mistgabeln bedient, um die **summa papavera** im deutschen Lande abzumähen. Zur Zeit des Bauernkrieges fehlte Deutschland nur ein Ludwig **XI.**

Vorüber ist vorüber. Besehen wir jenen Palast, der uns auf dem Wege liegt, ein Hercules mit der Keule steht über dem Portal und contrastirt ein wenig mit der goldenen Inschrift: königliche Bibliothek. Ich kann derselben nicht erwähnen, ohne zugleich die Artigkeit der angestellten Beamten zu rühmen. Als einen der Bibliothekare lernte ich zu Anfang meines Aufenthaltes im Haag den bekannten Professor Ernst Münch kennen, er hat sehr viel geschrieben und wird noch sehr viel schreiben. Eigentlich war er vom König in die Niederlande berufen, um an der Universität Löwen geschichtliche Vorträge zu halten und in Verbindung mit den Lehrern des philosophischen Collegiums die Fackel protestantischer Aufklärung in die belgisch-katholische Finsterniß zu werfen, woran ihn auch nichts verhinderte, als der Widerwille der Studen-

ten, die ihn nicht hören wollten und bald darauf der belgiſche Aufſtand. Sein College, der Ober-bibliothekar, iſt ein alter Mann mit geiſtlich wür-digem Geſicht und Anſtand, wirklich auch Prieſter und regelmäßig die Meſſe leſend. Seine gelehrte Bildung verdankt er einem Jeſuiten-Collegium in Frankreich, von wo er zur Zeit der Revolution nach Holland flüchtete. Als alter Franzoſe hat er keine Idee von deutſcher Literatur, als katho-liſcher Geiſtlicher keine Idee von proteſtantiſcher, als perennirender Emigrant keine Idee von neuer Literatur überhaupt. Ich konnte bemerken, daß er und Münch nicht beſonders gut mit einander malten. Der alte ſilberhaarige Jeſuitenzögling ſchien dem proteſtantiſchen Profeſſor ſeine politiſch-liberale Schriftſtellerei, dieſer ihm unwiſſende Ver-achtung der neuen Geſchichte vorzuwerfen. Münch fühlte ſich daher in dieſer Stellung eben nicht ſehr behaglich und nahm in der Folge gern den Ruf nach Stuttgard an. Und ſo ſieht man aus dieſem Beiſpiel, daß ſelbſt in der ſtillen Halle einer Bib-liothek, im weltentlegenen einſamen Heiligthum der Wiſſenſchaft die zwieträchtige Zeit einherwandelt und Collegen, Bibliothekaren, Gelehrten, denen die Welt in früherer Zeit nur einen großen Un-terſchied zu betrachten darbot, den von gebundenen und ungebundenen Büchern, das tägliche Zuſam-

menleben mit einander widerwärtig, ja unerträglich macht.

Die Bibliothek ist sehr ansehnlich, enthält insbesondere eine fast vollständige Sammlung von Büchern, Broschüren und Handschriften, die zur Landesgeschichte gehören.

Sie enthält zugleich das Cabinet der Medaillen und geschnittenen Steine des Königs. Ich machte dessen Bekanntschaft erst im letzten Winter, wo ich denn bei fast täglichem Besuch nicht selten in Nebel, Regen, Schnee und Schmutz vor der Thür anlangte und schnell, nach Ablegung meines Mantels und einem Druck der Thürklinke mich an die Wärmeregion des Ofens und in den schönern ewigen Frühling der südlichen Kunst himmlisch behaglich hineinwarf. Verstohlene glückliche Stunden, die ich hier unter den Kameen und Intaglios der alten Griechen und Römer zubrachte. O diese Alten, die nie veralten, wie sie im Kleinsten das Größte, im zehnten, zwanzigsten Theil einer Spanne das Weltgeheimniß der Schönheit zu enthüllen Kunst und Genie besaßen. Solche „mehr als Juwelen und Perlen" muß man gesehen und mehr als gesehen haben, um zu begreifen, welchen Schatz im Sinne des Alterthums Polykrates, Tyrann von Samos, in die Fluthen warf, als er, um die neidischen Götter mit seinem

Glück zu versöhnen, von allen Schätzen, die er besaß, nur seines Siegelrings mit köstlichem Stein sich entäußerte.

Das haager Cabinet ist freilich nicht so reich, wie das pariser, allein, und darauf kommt es an, es besitzt einige Steine von so seltener Schönheit, daß es mir unmöglich scheint, als könnte irgend ein anderes Cabinet dieser Art, auch das reichste in der Welt, einen intensiv höhern Kunstgenuß gewähren. Namentlich fand und bewunderte ich solche in jenem Theil der Sammlung, der eine Zeit lang im Besitz unseres Goethe war, und von ihm, wie man sich erinnern wird, im fünften Theil von „Dichtung und Wahrheit aus meinem Leben" so anmuthig und geschmackvoll, als umständlich und unterrichtend weiter beschrieben worden. Diese kleine aber kostbare Sammlung hat interessante Schicksale gehabt. Friedrich Hemsterhuis, dem sie ihre Entstehung verdankt, machte der Fürstin Gallitzin, seiner vieljährigen Freundin, damit ein Geschenk, diese stand sie für einige Zeit an Goethe ab, worauf dieselbe, von Goethens Händen geordnet, mit der Tochter der Fürstin Gallitzin, einem kleinen deutschen Fürsten zu Theil ward, der sie zuletzt an den reichen König von Holland verkaufte. Goethe hat diese seine Lieblingssammlung, durch welche er zuerst in das Studium der geschnittenen

Steine, dieſer verkleinerten Bildſäulen vom Markte zu Rom und Athen, eingeführt wurde, auch ſpäterhin nicht aus den Augen verloren, wie er's überhaupt nicht machte mit Dingen und Perſonen, die ihn einmal auf ſeinem Lebensgange förderlich waren. In „Kunſt und Alterthum" 4r Band. 1s Heft, machte er ihre Vereinigung mit dem Cabinet des Königs von Holland bekannt und als dieſer, ſein zweiter königlicher Freund und Verehrer in Holland, ihm die Beſchreibung des Cabinets (notice sur le cabinet des médailles et des pierres gravées de sa Maj. le roi des Pays-bas, mit ſpäteren Supplementen) zuſandte, verfehlte er nicht, dies im ſelbigen Blatt, 3s Heft, mit Betrachtungen über die Geſchichte des königl. Cabinets dankbarlich anzuzeigen.

Goethe iſt geſtorben, ach wär' er jetzt erſt geboren. Goethe, ein Kind unſerer Zeit, welche eiſerne Hand würde er aus der Wiege ſtrecken.

Ausgeleuchtet hat die Sonne ſeines Jahrhunderts, das ſchöne griechiſche Kunſt- und Südlicht, das Winckelmann am deutſchen Himmel heraufführte; es iſt verflogen, wie ſein Widerſpiel, das kalte Fouqueiſche Nordlicht und wie der romantiſche Mondſchein der Schlegelianer und Tieckianer, der, Gott weiß, in welcher alten deutſchen Burg- und Kloſterruine ſteckt und verwittert. Wer aber führt

uns wie Winckelmann die Sonne des neuen Jahrhunderts am deutschen Himmel herauf, wer ist der Sonnengott des neuen Tages, der, gleich Goethe, im goldenen Sonnenwagen sitzt und die schnaubenden Rosse spielend bändigt? Hähne genug, die den Tag ankrähen, die auf dem faulen Mist des Eigendünkels dem alten Tage und der untergegangenen Sonne spöttisch nachkrähen. Häute genug, die fröstelt und schauert, Nasen genug, die Morgenluft wittern, Spreu genug, die im Morgenwinde, im französischen, umherfliegt. — Und über den greisen Sonnengott des vorigen Jahrhunderts sind sie hergefallen, haben ihm, als er unten am Horizont in die blassen noch im Sterben schönen Abendwolken hinabfuhr, Koth in den Wagen geworfen. Die Elenden! Mißgönnten sie ihm sein behagliches Ende, hatten sie so wenig Achtung vor seinen silbernen Haaren, so wenig Mitleid mit dem, vor dem sie Ehrfurcht fühlen sollten? Oder wie konnten sie dem Greise anmuthen, seine Natur zu verwandeln, sich, sein langes Leben, sein Jahrhundert zu verläugnen, die Jugend gegen das Alter zum Streit zu führen, sich einen neuen Begriff vom Volk und deutschen Philistern zu machen, die schöne einheitliche Kunstform seines Lebens zu zerschlagen und auf *ihre* Art und Weise aufs neue die Massen zu bearbeiten? Und welche Massen?

Wo war, wo iſt denn das deutſche Volk, das einen Dichter, wie Goethe, aus der Sphäre der Weltpoeſie gegenwärtig und mächtig in ſeinen Kreis zu bannen vermocht, wo wuchſen die Thaten, die einen Dichter (wie ihn) begeiſtern, wo grünten die Kränze, die eine Schläfe, wie die ſeinige zieren ſollten? Verdenkt man es ihm, daß er nicht, wie Klopſtock, erhabene Bardieten, prahlende Herrmannsſchlachten ſang, oder keine Gleim'ſchen Grenadierlieder oder keine Arndt'ſchen Vater-Blücherlieder dichtete. Glaubt ihr, daß Goethe ein Dichter war, dem erhabene Leere, nüchterner Phantaſierauſch, negative Begeiſterung zuſagte. Wähnt ihr, daß er ſeine Unſterblichkeit an Windeierlegen vergeuden ſollte. Und was glaubt ihr, und wäre der alte Goethe 1830 in des alten Lafayette's Haut gefahren und hätte im Taumel der jungen Freiheit ſeine unſterbliche Leier am Apoll von Belvedere zerſchmettert, und hätte mit vor Alter und Freude zitternder Hand Deutſchlands Reichsfahne aufgepflanzt auf die Zinne des großherzoglichen Schloſſes zu Weimar, worin er ſo oft Thee getrunken, und hätte gerufen, herbei, ihr Deutſchen, herbei! und hätte gefleht und beſchworen, herbei, ihr Enkel Herrmanns, herbei! und hätte mit ſteigender Angſt, wie das wahnſinnige Klärchen in den Gaſſen von Brüſſel, zu den Waffen, ihr Leute,

herbei, ihr Bürger! gerufen — was, denkt ihr, was hätten ihm die Spieß- und Pfahlbürger von Hamburg und Frankfurt, von Wien und Berlin dazu gethan und geantwortet, und wie viele glaubt ihr wohl, wie viele Enkel Herrmanns hätten sich unterwegs an den Bajonetten der Preußen und Oestreicher aufgerannt?

Ach! —

Verlassen wir, lieber Leser, einen Ort, der mir theils an sich, theils durch seine Erinnerungen an Goethe theuer geworden. — Wir treten wieder in die Allee, deren Ausgang gegenüber der wohnliche und sehr bescheidene Palast des Prinzen von Oranien steht. Von da gelangen wir durch eine schmale Gasse in eine der neuern Hauptgassen des Haags, die auf die Dünen und den Scheveliger Baumweg führt. Mitten unter gewöhnlichen Bürgerhäusern, mit denen es nach vorn Mauer an Mauer zusammenhängt, ragen die Flügel des königlichen Palastes hervor, gleichsam als wollten sie ihre ältern bürgerlichen Nachbarn aus den Zeiten der Republik durch diese zutrauliche Stellung mit sich aussöhnen. Von der hintern Gartenseite fällt der Palast besser ins Auge. Er mag immer unter den Werken der neuern Baukunst in Holland, nächst dem Stadthause zu Amsterdam, die erste Stelle verlangen; was denn freilich nicht

viel bedeutet, da das Baugenie der Holländer zu keiner Zeit eine äſthetiſche Richtung genommen, ſondern ſich, zum praktiſchen Zweck, an Schleußen und Schiffen eher als an Häuſern, Kirchen und Paläſten dargethan hat. Vergebens wird man ſich in den holländiſchen Städten nach „einem erhabenen Gedanken des Michael Angelo" oder nach einem ſchönen Denkmal ſogenannter gothiſcher Baukunſt umſehen. Wer das Stadthaus von Amſterdam, auf kurze Zeit für den Aufenthalt des guten Louis Bonaparte zur Reſidenz eingerichtet, und den Dom von Utrecht in Augenſchein genommen, dem bleibt in beiderlei Gattung von Gebäuden nichts zu ſehen übrig. Kehren wir aber zum königlichen Palaſt zurück. Ein paar Schütter gehn davor auf und ab. Der König liebt es, ſich von ſeinen Bürgern bewachen zu laſſen. Eine hohe und weite Säulenhalle nimmt den untern Raum des Mittelgebäudes ein, Wände und Fußböden von Marmor. Wenigere Lakaiengeſichter und goldbetreßte Nichtsthuer ſieht man hier auf den Treppen und in den Vorzimmern, als in den Reſidenzſchlöſſern kleiner deutſcher Fürſten. Die Prunkzimmer, vor allen der Salon, ſind glänzend, die Wohnzimmer des Königs und der Königin weniger prachtvoll, als gemüthlich, wie es Beider Art und Natur mit ſich bringt. Nichts kann einfacher und heimlicher

ſein, als das Arbeitszimmer der Monarchin. Rings an der Wand hangen die Bildniſſe ihrer Kinder. Angefangene Zeichnungen, Stickereien, Bücher liegen hier und da auf den Tiſchen, und ſchlägt man eins von denſelben auf, ſo wird man den Goethe oder ſonſt ein deutſches Buch finden. Eben ſo anmuthigen Eindruck machen die geſchmackvollen Wohnzimmer, in denen die königliche Familie ſich vereinigt.

Unter den Gemälden, welche die Wände des großen Familienzimmers bedecken, iſt mir über dem Sopha eine raphaeliſche Madonna von überſeliger Schönheit aufgefallen.

Die Diplomaten.

François de Thou, französischer Gesandte im Haag, begegnete in seinem Wagen dem spanischen Gesandten, Don Entevano de Gamarro, und schrie seinem Kutscher zu, dem Wagen des spanischen Don nicht auszuweichen. Daraus entstand zwischen den beiden Gesandten ein heftiger Streit, der auf der Straße nicht aufhörte, und nur durch die Dazwischenkunft der Generalstaaten beigelegt wurde.

Das waren die alten Herren, denn die Geschichte passirte im Jahr 1657. Dazumal stand die Diplomatie in ihrer Blüthe und der Haag war das Beet, wo sie am meisten ausschlug. Der Haag war der Focus der europäischen Diplomatie, wo alle ihre Fäden und Strahlen zusammenschossen. Von dieser Zeit, wo so viele Gesandte, Fremde, Abenteurer (Cagliostro, Casanova u. s. w.) nach dem Haag strömten und „der Marschall von Türenne," so hieß das berühmteste Wirths-

haus, ein Taubenſchlag der Fürſten, Grafen und Miniſter war, gibt der Haag gegenwärtig nur ein ſehr ſchwaches Bild. Die Zeiten haben ſich verändert, der Haag iſt nicht mehr, was er war und auch die Diplomatie iſt es nicht mehr.

Heinrich der vierte, mit dem das franzöſiſche Volk kein Hühnchen zu pflücken hatte, weil daſſelbe ſeine Hühnchen ſelbſt pflückte und Sonntags in den Suppentopf warf, Heinrich der vierte gab dem Schach von Perſien, der mit dem Sultan im Kriege lag, den Rath, eine ſchöne Frau als Botſchafterin nach Conſtantinopel zu ſenden. Der Schach that, wie ihm gerathen und die Sache war eilig abgethan und der Schach hatte Frieden.

Wie, wenn unſere Könige dem Schach von Perſien nachahmten, denn die Völker bedürfen keine accrédités auprès des Souverains, und zu ihren Botſchaftern ſchöne Damen wählten. Ich wüßte gleich eine, die ich ſchicken würde, wenn ich König wäre, auch eine, die ich nicht ſchicken würde.

Ach, die männlichen Diplomaten machen nichts als Wirrwarr in Europa, und ich will lieber ganz von ihnen ſchweigen und nur die Londoner Conferenz für mich ſprechen laſſen.

Scheveningen.

Scheveningen ist ein Fischerdorf, eine halbe Stunde vom Haag entfernt. Der Weg dahin führt durch die Dünen, ist aber mit Klinkern gepflastert und von mächtigen Buchen beschattet, eine Anlage von Vater Kats, einem berühmten Staatsmanne und Dichter des siebzehnten Jahrhunderts.

Auf einer alten Karte von Scheveningen, die auf dem Haager Stadthause hängt, sieht man die Kirche, welche gegenwärtig am Ende des Dorfs liegt, ungefähr in der Mitte desselben: diese fehlende Hälfte des Dorfes ist, wie die Chronik berichtet, durch eine mächtige Fluth am Ende des sechzehnten Jahrhunderts plötzlich abgerissen und Beute des Meeres geworden, sie lag aber auch außer den Dünen und daher unbeschirmt vor der Wuth des Meeres. Im Grunde hatte das Meer Recht auf einige Repressalien; was die Scheveninger sind und haben, so wenig es sein mag, ver-

danken ſie dem Meer, ſie werfen ihre Netze ſeit mehr als tauſend Jahren in die See und trotzen der ſtarken Brandung, welche ſie von ihrem Gewerbe abzuſchrecken ſucht. Der Fiſchfang muß ſehr bedeutend ſein, ich zählte an einem Sonntag über ſiebzig Pinken und außerdem funfzehn bis zwanzig kleinere Schiffe, welche der Reihe nach am Strande lagen und ſtatt der Segel mit Fiſchernetzen zum Trocknen behängt waren. Die Männer ſind ſchlank und kräftig gebaut, man glaubt mitunter neapolitaniſche Schiffer zu ſehen. Wenn ſie nicht fiſchen, ſieht man ſie unter einem hölzernen Dach am Strande ſitzen, das ſie vor Regen und Sonne in Schutz nimmt, ſie ſitzen, liegen, ſprechen, gähnen, ſchlafen, rauchen, ſehen nach dem Wind, ſingen die Barcarole aus der Stummen, oder faſſen ſich zur Abwechſelung beim Kragen. Vom Gewinn des Fangs erhalten ſie nur ein Viertel, der Rheder ſtreicht die Hälfte für ſich ein und das letzte Viertel geht auf für Ausbeſſerung ihrer Schiffe. Denn die Scheveliger ſind ein armes Volk, die wenigſten Fiſcher ſind Eigenthümer der Fahrzeuge, mit welchen ſie auf den Fang gehen. Dieſe gehören etlichen reichen Leuten in Scheveliugen und dem Haag, welche den Hauptgewinn ziehen und ruhig hinter dem Ofen hocken, während die armen Teufel in Re-

gen, Wind und Wellen hinaus müſſen. Dabei ſind ihre Famlien ſehr zahlreich, ihre Weiber ungewöhnlich fruchtbar, Alles iſt ſchwanger oder ſäugt, und wenn ſie des Morgens in der Frühe hoch aufgeſchürzt in der See ſtehen und ihre Lappen, Lumpen und Windeln waſchen, ſo liegt ein Kinder-Bethlehem hinter ihnen im Sande, gräbt, ſpielt, krauelt und krabbelt, ſteckt die Beinchen in die Luft und ſaugt an dürren Fiſchen. Sieht man von den Dünen herab in das kleine rothe Neſt hinein, das an der See im Dünenkeſſel liegt, ſo begreift man nicht, wie ſo viele tauſend Menſchen darin wohnen und unter Dach und Fach kommen mögen; will man aber wiſſen, wie, ſo ſtreiche man des Nachts, wenn der Mond ſcheint, durch die fiſchduftigen Gäßlein an den elenden Hütten dieſer Leute vorüber. Da iſt es nichts Seltenes, einen nackten Fuß aus der Thür ſtecken zu ſehen, der einem großen Jungen oder Mädchen angehört; wo dann ſicher vier bis fünf Familien zwiſchen die Lehmwände einer armſeligen Fiſcherhütte zuſammengepreßt ſind. Dieſe Noth hat die Scheveliger vor etlichen Jahren beinahe zum Aufruhr gebracht; ſie wollten nicht mehr fahren, verwünſchten ihr armſeliges Gewerbe, die Habſucht der Rheder, welche ſie noch außerdem zwingen, Speck, Butter, Käſe und andere Lebensmittel aus ihrem

Lager, oder, wie ſie's nennen, aus ihrem Winkel zu kaufen, die Sturmglocke ging, die Rheder kamen in Angſt und der Domine, das iſt der Geiſtliche von Scheveningen, mußte alle Federn ſeiner geiſtlichen Beredtſamkeit ſpringen laſſen, um ihre aufgehobenen braunen Fäuſte in den Schranken des chriſtlichen Gehorſams zurückzuhalten. Mir hat die lächerliche und traurige Geſchichte ein alter Seehund von Fiſcher erzählt, der am Ufer neben ſeiner Pinke lag und Netze flickte. Während er ſprach und über die plötzliche Angſt und Geſchmeidigkeit der harten Rheder grimlachte, lief ihm der Tabacksſaft in die ſilbergrauen Haarzinken, die auf Kinn und Lippe emporſtarrten. — Betelkauen, Fuſeldampf, Branntwein machen ihnen das Leben erträglich, wie der Kartoffelbau auf den Dünen ihnen daſſelbe möglich macht.

Ihre Weiber ſind häßlich, umgekehrte Sirenen, mit bogenförmigen Fiſchmäulern. Sie tragen die Fiſche in geflochtenen Körben auf dem Kopf, halten dieſen mit gebogenen Armen weniger anmuthig, wie die athenienſiſchen Kanephoren, und ſetzen ſich, wenn ſie zur Stadt gehen, in kleinen Trab, wobei ſie mit ihren unverſchämten Hinterbacken glockenſpielartig hin und her wackeln. Doch ſind mir auch mehrere junge Mädchen und Weiber begegnet, die weiß und hübſch waren und

ausſahen wie die Puppen, welche ſie ſelbſt von ſich an Fremde und Badegäſte verkaufen. Dieſe närriſchen Dinge ſind belegt mit Muſcheln, welche durch ihre verſchiedene Farbe Schuh, Strümpfe, Rock, Hoſen, Mieder, Hüte vorſtellen, ein Ueberzug, worin dieſe Kinder der See höchſt luſtig naturgemäß erſcheinen.

Alte und Junge ſind ſchmutzig wie die Kamſchadalen. Die Knaben fahren auch, wie dieſe, mit Hunden. So ein Schevelinger Hunde-Diomedes, der, mit rothwollener oder buntgeſtreifter Mütze auf dem Kopf, nackter Bruſt und hängenden Hoſen auf ſeinem kleinen zweirädrigen Wagen ſteht, und durch Schnalzen, Schreien, Singen, Flöten, Peitſchen ſeine vier oder ſechs räudigen Köter zum Laufen anſpornt, wäre allemal ein Anblick zum Lachen, dauerte es Einen nicht oft um die armen Köter, welche ſchwitzend und heulend ihre rothe Zunge aus dem Hals hangen laſſen.

Alles in Schevelingen riecht nach der See und nach getrockneten und faulen Fiſchen.

Der Strand mit den Dünenhügeln, dem Kirchthurm des Dorfes, der hinter ihnen hervorragt, dem Leuchtthurm oder Feuerbecken, der oben auf den Dünen ſteht, hat nicht ſelten den Pinſel der großen holländiſchen Seemaler, wie Backhuiſen, van de Velde und Anderer beſchäftigt,

beſonders wenn die Ankunft oder Abreiſe eines Prinzen von Oranien von oder nach England dargeſtellt werden ſollte. Gegenwärtig iſt die Anſicht des Strandes noch mit zwei Gebäuden vermehrt mit dem Luſthauſe der Königin und dem Badehauſe, beide in den Dünen, unmittelbar über dem Strand. Das Badehaus iſt ein großer, geſchmackvoller Palaſt, es nimmt ſich, wie es da einſam auf den kahlen Sandhügeln, der brandenden See gegenüberſteht, ſeltſam und feenartig genug aus. Badegäſte gab es den Sommer wenig oder gar nicht. Die Prinzeſſin von Oranien bewohnte einige Säle. Spiel, Bälle, Redouten gibt es nicht; nur Seewaſſer, Sand, Sonnenſtiche und Badekarren.

Die Dünen.

Von den Dünen hatte ich mir eine ganz falsche Vorstellung gemacht, ich dachte sie mir als ein für die National-Oekonomie völlig todtes Capital. Dieses sind sie keineswegs. Ich will nicht einmal der vielen Hasen und Kaninchen gedenken, auf welche man vom Helder bis an die Hoek von Holland Jagd macht, ich bemerke nur, daß diese Jagd nach der Meinung holländischer Gelehrten den alten Kaninefaten, das ist Kaninchenfressern, den Namen gab. Wahrhaft nützlich machen sich die Dünen durch Wiesenwachs und Kartoffelbau. Es blüht eine Kartoffel in den Dünen, welche mit der Castanie wetteifert, und man sieht Wiesen, worauf die fettesten Kühe weiden. Nichts überraschender, als vom kahlen Rücken einer Düne plötzlich in ein langes grünes Thal hinabzusehen, wo Bäche rieseln, Kühe brüllen, Pferde und Füllen springen

und wiehern. In der That, wer seine Güter in den Dünen hat, ist besser daran, als wer sie im Monde hat, wie Don Ranudo und mancher deutsche Graf.

Die Leute leben da freilich sehr einsam, allein an Unterhaltung fehlt es ihnen nicht. Das Meer rauscht, die Wolken ziehen, die Nebel tuschen die entfernten Gegenstände, der Sand tanzt auf den Hügeln und von Zeit zu Zeit streifen Jäger und Hunde vorüber, und die Dünenbauern selbst gehen auf die Jagd und lassen sich die Kaninchen eben so wohlfeil schmecken, wie die alten Kaninefaten, ihre Vorfahren.

Ich habe fast tägliche Wanderungen in diesen Sandhügeln gemacht und daher sind sie mir ziemlich bekannt und fast lieb geworden. Was der Wuth der Westwinde nicht beständig ausgesetzt ist, findet man bekleidet mit mehrerlei Arten Moos und insbesondere mit den Halmen zweier Sandpflanzen, welche mit dem krausen Wirrwarr ihrer Wurzeln und Haarwurzeln den feinkörnigen Muschelsand so tief und dicht durchflechten, daß der Kartoffelarbeiter oft Mühe hat, diesen mit scharfem Spaten zu durchstoßen. Genannten Sandpflanzen muß man die Erhaltung der Dünen zuschreiben, welche ohne dieselben längst in alle Winde verweht wären. Die eine wächst

büſchelartig aus einer Knolle, deren Stiel oder Wurzel lothrecht im Sande ſteckt, der Holländer nennt ſie **halm.** Die andere Art, eine Quecke, treibt nur einzelne grüne Schoſſen ans Licht, ihre ſchlanke, ſtarke, in Knoten abgeſetzte Wurzel läuft wagerecht im Sande und wird durch feine lange Haarwurzeln an jedem Knoten feſtgehalten. Dieſe Wurzeln durchkreuzen ſich labyrinthiſch unter einander, es hält daher nicht leicht, ſie unzerriſſen herauszuziehen, ſie ſollen mitunter eine Länge von zwanzig Fuß erreichen. Ich beſitze eine abgeriſſene von acht bis zehn Fuß, ich, denn ich habe mir ein Vergnügen daraus gemacht, ſämmtliche Dünenpflanzen eigenhändig aus dem Sande aufzukratzen und einzuſammeln. Ich kenne daher die Flora der Dünen beinahe ſo gut, wie Alexander Humboldt die Flora der Cordilleras de los Andes.

Ich habe ſogar der Bildung der Dünen, ihrem Namen und ihrer Geſchichte nachgeſpürt, und will darüber Alles auskramen, was ich gelernt und gedacht habe. Die Dünen — — **Duin, Dun** iſt ein celtiſches Wort, bedeutet Höhe, wie es ſcheint, ſo **Lugdunum** Dünſicht — die Dünen ſind offenbar durch mächtige Stürme der Vorzeit aufgeworfen, wozu der aufgeregte Meergrund ſeinen Sand herſchüttete. Dieſe Stürme kamen aus Nordweſt, oder vielmehr aus Weſt-Nordweſt, weil

alle bedeutenden Windgruben, nackte Stellen, große Thäler nach dieſer Richtung liegen. Die Dünen werden von den römiſchen Schriftſtellern, welche von der bataviſchen Inſel ſprechen, namentlich von Tacitus und Plinius, durchaus nicht erwähnt, weder dem Namen, noch der Sache nach. Darauf beruht die hergebrachte Meinung hier zu Lande, welche die Zeit ihres Urſprungs hinter Karl den Großen ſetzt. Nach dieſer Zeit werden ſie wirklich in alten Handſchriften genannt, obwohl nicht als etwas Neues. Ich vermuthe, ſie ſind älter, wenn auch nicht ſo breit und hoch, wie ſie daliegen. Wie war es möglich, denke ich, daß die bataviſche Inſel ohne das Dünen-Bollwerk einem an Zahl nicht unbedeutenden Volksſtamme zur Wohnung hat dienen können, da, wie bekannt, dieſe Inſel tiefer liegt, als die See. Brächen die Dünen in dieſem Augenblick durch, ſo wäre ich ein Kind des Todes und Hunderttauſende mit mir. Ohne ſtarke und hinlänglich hohe Seedeiche läßt ſich an keine Bevölkerung in Holland denken. Die Bataver, die Kaninefaten, welche längs der Küſte wohnten, müßten ſolche Deiche, die Dünen, bei ihrer Ankunft aus dem Lande der Katten vorgefunden haben, um nur ihre erſte Niederlaſſung bewerkſtelligen zu können. Auch weiß man nicht, daß ſie große Deichbauer geweſen ſind, man lieſt vielmehr, daß ſie

erſt von den Römern die Anfänge der Waſſerbaukunſt gelernt haben. Dieſe Leute ſagt man, wohnten auf Hügeln zerſtreut im Lande umher. Dadurch retteten ſie ſich allerdings vor dem Erſaufen. Aber wie retteten ſie ſich vor dem Verhungern, wenn das Land Jahr aus Jahr ein unter Waſſer ſtand? Und wo kamen die ſchönen Kaninchen her, welche die Kaninefaten fraßen, wenn es keinen Hochſand an der Küſte gab, worin dieſe Thierchen niſten und hecken konnten? Und wie reimt ſich damit die Sage von dem alten großen Walde, welcher in der Entfernung einer Stunde von der Küſte das Land von einem Ende zum andern bedeckt haben ſoll, und als deſſen Ueberreſte man noch den haager Buſch und das Holz von Haarlem angibt?

Ich meine, es gab ſchon vor Ankunft der Bataver einen Sandwall längs der Küſte. Dieſer hat ſich nur im Laufe der Jahrhunderte erhöht und ausgebreitet. — Unter Haarlem ſind die Dünen am breiteſten und höchſten; dort iſt auch die Küſte am tiefſten ausgeſchnitten. Beim Haag ſind die Dünen eine gute halbe Stunde breit; je weiter nach unten und jemehr das Land nach Weſten gewinnt, deſto ſchmaler und niedriger wird die Sandkette. Auf den vorſpringenden Inſeln der Maas ſind die Dünen ſtellenweiſe ſchon ganz ver-

weht, ein Beweis, daß ſie dort ſehr niedrig und ſchmal aufgeworfen waren. Dort hat man auch unter den verwehten Dünen einen alten künſtlichen Deich aus der Römerzeit entdeckt oder entdecken wollen. Vielleicht ſind die Dünen in jener Gegend mehr als einmal verweht und aufgeworfen.

Man unterſcheidet drei Reihen, 1) die Küſtenreihe, 2) die mittlere, welche die breiteſte und höchſte iſt und 3) die äußere letzte, welche vielleicht der Zeit nach die erſte und älteſte iſt. Dieſe hat ein mehr haidenartiges Anſehen, auf keiner der beiden andern wächſt das gewöhnliche Haidekraut, welches ſie fortbringt. Zwiſchen ihr und der mittleren Reihe liegen faſt ununterbrochene Wieſen und eine gute Zahl einzelner Bauerhäuſer und Hofſtätten.

Man könnte außerdem die lange Sandbank, welche ſich an der Küſte von Holland hinzieht und größeren Schiffen das Anlanden bei Schevelingen, Katwyk u. ſ. w. unmöglich oder gefährlich macht, als vierte Dünenreihe hinzufügen. Sie iſt vermuthlich die große Streuſandbüchſe, welche der holländiſchen Küſte mit jeder neuen Fluth friſchen Sand zuführt und dieſelbe von Jahr zu Jahr höher legt. Feindin der holländiſchen Schifffahrt, hat ſie den Texel und die Mündungen der Maas und des Rheins verſandet und außerordentliche

Koſten zur Anlegung großer und tiefer Canäle noth-
wendig gemacht. Die Mündungen der Schelde
ſind dagegen von dieſem Uebel weit mehr verſchont
und für die größten Schiffe offen und fahrbar ge-
blieben. Ein beneidenswerther Umſtand für Ant-
werpen, der in Verbindung mit der vortheilhaften
Handelslage der Stadt und deren geräumigem und
ſchönem Hafen Antwerpen zu einer der erſten Han-
delsſtädte der Welt machen wird, ſobald es näm-
lich den eiferſüchtigen Holländern nicht zum zweiten
Mal gelingt, durch die Schließung der Schelde
ein unerhörtes Verbrechen zugleich an der Natur
und an der Geſellſchaft zu erneuen, oder auch
durch übertriebene Anſprüche, durch ihre Tonnen-
und Lootſenrechte und andere ungebührliche Beſchrän-
kungen der freien Stromfahrt der Stadt Antwer-
pen die natürlichen und rechtmäßigen Vortheile ihrer
Lage zu ſchmälern.

Hut= und Mützencapitel.

Ländlich, ſittlich. Die Holländer behalten in der Kirche den Hut auf dem Kopf. Dies thun ſie nicht wie die Juden aus einem religiöſen Aber, ſondern aus Vorſicht gegen die feuchte Kirchenluft. Das laſſe ich mir gefallen. Der liebe Gott ſieht uns überhaupt in der Kirche nicht auf den Kopf, ſondern ins Herz. Allein der holländiſche bürgerliche Normalhut iſt ſchwerfällig, ungeſtaltet, baderartig, oben breit, unten ſpitz u. ſ. w. Das verzeihe ihnen der gute Geſchmack, den man eben ſo wohlfeil fabricirt, wie den ſchlechten Geſchmack.

In ſehr alten Zeiten trugen die Holländer gar keine Hüte, auch keine Mützen. Sie gingen, was wir nennen, im bloßen Kopf, aber die Menſchen hatten damals außerordentlich viel Haare auf dem bloßen Kopf. Damals nannten ſie ſich Bataver, Kaninefaten oder Kaninchenfreſſer, Marſen u. ſ. w. Später, unter ihren Grafen, trugen die Holländer

eine Zeit lang rothe und graue Mützen. Die mit den rothen Mützen nannten sich die Huks, die mit den grauen die Kabeljauer; wenn sie sich begegneten, schlugen sie sich todt und daher waren diese Mützen sehr gefährlich zu tragen.

Dann kamen die burgundischen und spanischen Hüte in die Mode. Mit diesen Hüten sieht man sie noch auf den Bildern von Rembrand, Franz Mieris und der andern Maler jener Zeit. Darunter sahen die Holländer kecker und listiger aus, waren es auch vielleicht. Eine besondere Abart des spanischen Huts, war der Hut der Wassergeusen, darauf war ein Halbmond genäht mit der Umschrift, lieber türkisch als papistisch. Er muß die zerhackten sturmdurchwehten Gesichter dieser einarmigten und einbeinigten Seepanduren Wilhelms des Ersten sehr malerisch beschattet haben.

Weniger malerisch, aber desto ehrbarer saßen die dreikantigen Hüte auf den Köpfen der Holländer. Gott weiß, wie das Ungethüm des dreikantigen Huts aus dem schönen spanischen Hut entsprossen ist. Ganz Europa trug im 18. Jahrhundert das Joch dieses Tyrannen, er setzte sich auf einen Thron von Haarpuder, nahm den Zopf als königliches Scepter in die Hand und übte einen unausstehlichen Druck auf alle Köpfe aus. Darauf bekam er die Jacobinermützen in Paris zu seinen

Todtfeinden, und ward in den Sturz der Bourbonen mit verwickelt. Da es aber früher revolutionaire Köpfe, als revolutionaire Mützen gab, so muß man ihm die Fähigkeit zugeſtehen, revolutionaire Ideen bis auf einen gewiſſen Grad der Reife ausbrüten zu können. In Holland kam ſogar die kurze Revolution vom Jahr 1785 ausſchließlich unter dieſen Hüten zu Stande; die Patrioten, welche den Statthalter verjagten, der Statthalter, welcher ſich von den Patrioten verjagen ließ, hatten dreikantige Hüte auf dem Kopf — die Preußen, welche den Statthalter an der Spitze ihrer Bajonette wieder zurückführten, ebenfalls. Man kann ſogar nicht ohne Schein die Behauptung aufſtellen, daß für Holland die dreikantigen Hüte ihrer demagogiſchen Natur nach daſſelbe ſind, was die rothen Mützen für Frankreich, die ſchwarzen Kappen für Deutſchland und die weißen Hüte für Polen. Der dreikantige Hut hat die bataviſche Republik gekannt, und ſo lange es noch einen dreikantigen Hut in Holland gibt, ſtirbt die republicaniſche Erinnerung nicht. Wenn ein dreikantiger Hut auf dem Kopf eines der alten ſtämmigen Leute aus jener Zeit über die Straße wandelt, ſo ſcheint er mit ſtiller Verachtung auf ſeine entarteten Brüder, die runden Königsdiener herabzublicken.

Mir begegnet faſt täglich auf meinen Spatzier-

gingen in den Dünen ein hoher alter Mann, dem das lange Silberhaar ehrwürdig auf die Achseln herabfällt. Er trägt sein Bambusrohr im gehörigen Winkel von 75° in der Hand und seinen dreikantigen Hut mit nicht weniger Stolz, wie ein alter Hirsch sein Geweih. Man sieht, daß er seinen Liebling fleißig bürstet, daß er ihn schont — wenn er mich grüßt, läßt er ihn nur freundlich nicken, ohne ihn mehr als mit den Fingerspitzen weich zu berühren. Dennoch hat er ihn nicht vor der Verwüstung der Zeit schützen können. Der alte Hut ist schon sehr alt, kahl und voller Furchen, welche Gram und Zeit in seine breite Stirn gezogen haben, die Tage seines Glanzes sind längst vorüber, er ist unter Brüdern keinen Gulden mehr werth, nimmt der Alte vermöge einer ausdrücklichen Verfügung in seinem letzten Willen ihn nicht mit ins Grab, so fürchte ich, der alte Hut wird noch einmal auf den Kopf eines Lausejuden in die Synagoge wandern müssen. Ich sah ihn heute mitleidig darauf an. Der Alte schien es zu bemerken und mißzudeuten. Er grüßte wie gewöhnlich, aber er lächelte wehmüthig bitter, seine Lippen rührten sich, er murmelte etwas in den Bart, ich glaube, er murmelte: junger Mensch, halte dich nicht auf über meinen Hut; dieser Hut ist mir heilig, dieser Dreimaster, wie die junge Welt ihn

ſpottweiſe nennt, iſt ein Wrack aus dem Schiffbruche der Republik und darum verſpotte ihn nicht.

Ich weiß nicht, ob der Greis etwas Aehnliches murmelte. Es iſt aber gewiß, daß ich in Gedanken meinen Weg fortſetzte, auf die höchſte Düne ſtieg und im Angeſicht der wilden demagogiſchen See in die Worte ausbrach:

Verſchwunden iſt der Name Republik
Venedig iſt erdrückt und Holland duldet
Den Königsthron und trägt den Purpurmantel.

Das erſte Mal, ſo viel ich weiß, daß ein dreikantiger Hut mich an Lord Byron erinnerte.

Bataviſche Republik.

Motto: Venient in mentem legentibus nunc Arminius, nunc Civilis, gemini illi Belgarum turbines, Orangiique illorum temporum. Strada.

Bataviſche Republik — ach, der Name Republik klingt immer ſchön, und ich bedaure mit dem edlen Lord den Untergang des Namens. Aber der Himmel hüte mich, dem Untergang der bataviſchen Republik mein Bedauern zu ſchenken. Wie ſah es darin aus mit der Freiheit, dem Bürgerthum? Wie folgt. Einige altadelige Meſſires ſtellten das platte Land vor, einige fette Bürgermeiſter ſtellten die Städte vor, die Prinzen von Oranien ſtellten ſich ſelber vor und das Volk ſtellte nichts vor. Da hat man in wenig Worten ein Bild jener erbärmlichen Ariſtokratenwirthſchaft, welche ſich bataviſche Republik nannte.

Das Volk ſtellte nichts vor — es hatte und

nahm keinen Antheil an den Angelegenheiten des Staats, es wurde nicht gezählt weder auf dem Lande noch in den Städten, weder am Hofe des Statthalters, noch in der Verſammlung der Provinzialſtaaten, noch in der Sitzung der Herren Staaten-General.

Das Volk machte Käſe und Butter, holte Kaffee und Zucker, wucherte mit dem Korn der Oſtſee, nahm dreitauſend und einige hundert Procent vom Pfeffer, plünderte den Oſten, brandſchatzte den Weſten, füllte ſeine Säcke mit Ducaten und bekümmerte ſich eben ſo wenig um die Verwaltung, als um die Vertheidigung des Staats. Die Republik fütterte dagegen zum Schutz des Landes eine Menagerie ausländiſcher Beſtien, Soldaten genannt, aufgegriffen aus den Höhlen des Elends, des Laſters, der Verzweiflung von ganz Europa, durch Spießruthen und Corporalſtöcke in Zucht gehalten, zu Schilderthieren und Wachthunden abgerichtet oder im Fall unbezähmbarer Wildheit nach Java übergeſchifft und gegen die unglücklichen Javaneſen losgelaſſen, die zu ihrem Unglück die Freiheit lieber hatten, als die weißen Holländer und ihre oſtindiſche Compagnie.

Lieſt man die Annalen des Tacitus, ſo lernt man, daß ſchon in älteſter Zeit die reichen Gutsbeſitzer überwiegenden Einfluß in der Volksgemeinde

ausübten. Ihr Civilis machte ſie vom Joch der Römer frei, ſo lang es ihm gefiel; als es ihm nicht länger gefiel, unterhandelte er mit Cerealis und ließ die Römer wieder Beſitz nehmen von der Inſel. Dies geſchah in einem Augenblick, wo es in ſeiner Macht ſtand, das ganze römiſche Heer durch Schwert und Waſſer zu vernichten. Tacitus erzählt, Cerealis habe die Klugheit gehabt, des Civilis Landgüter zu ſchonen, während er alle übrigen plündern und verbrennen ließ. Das läßt ſich hören. Civilis hatte große Talente, Feuer der Unternehmung, Glück, allein man darf ihn nicht zugleich mit Herrmann nennen, wie ſelbſt deutſche Geſchichtſchreiber ſich unterfangen. Civilis hatte nicht den Todeshaß gegen die Römer, nicht die Todesbegeiſterung für die Freiheit, welche in Herrmanns großer Seele loderten. Die Römer zeigten ſich übrigens als gnädige Herren, ſie nannten die Bataver ihre Freunde und Brüder, warfen eine Menge Caſtelle in der Inſel auf und zogen die Bundesreiterei ihrer Freunde und Brüder jeder andern in Europa vor.

Zur Zeit der fränkiſchen Grafen, welche über Holland regierten, ſieht man den Nacken des Volks geduldig unter das Joch der Feudalverfaſſung geduckt. Die Grafen von Holland waren unumſchränkte Gebieter, ſie vereinten in ihrer Perſon

die dreifache, gesetzgebende, richterliche und ausübende Macht. Große Vorrechte waren den angesehenen Vasallen vorbehalten, es gab unter diesen Vorrechten solche, die mir einzig in ihrer Art scheinen. So führten die Herren von Wassenaar unter andern Titeln die Titel von Wasserherren und Federgrafen, ersteren, weil sie von allen Brennern und Brauern in Rheinland, Delfland und Schieland für die Erlaubniß, Wasser zu schöpfen, eine jährliche Abgabe, das sogenannte Gruitgelt erhielten, letzteren, weil in den besagten Wasserreichen kein Eigenthümer ohne ihre ausdrückliche Erlaubniß Schwäne im Teich halten durfte. Andere große Geschlechter, wie die Egmont's, die Brederode's, standen nicht zurück und der zahlreiche, wenn auch nicht kriegerische, nicht ritterliche Adel theilte sich mit der Geistlichkeit *) in den Besitz des Landes. Während nun um diese Zeit die südlichen Niederlande, die Brabanter, die Flamländer von ihren Fürsten und Grafen sich Privilegien auf Privilegien ertrotzten, über die gewonnenen mit unruhiger Eifersucht wachten, und ein für die Geschichte und unsere Zeit höchst interessantes dramatisches Leben entfalteten, sieht man Holland anfangs

*) Es gab allein an siebzig Abteien, worunter sehr reiche, wie jene von Rheinsberg bei Leiden.

ſchläfrig, dann aber mehrere Jahrhunderte hindurch von zwei mörderiſchen Parteien zerriſſen, die gleich in ihrem Urſprunge nichts mit der Freiheit gemein hatten, in der Folge aber durchaus blind, zwecklos und ſinnlos wurden. Der ſogenannte Brod- und Käſekrieg, der in Friesland hauſete, führte ſein Verſtändniß doch ſchon im Namen mit ſich; allein die Parteien der Huks und Kabeljauer haben Jahrhunderte lang gebrannt und gemordet, gefreſſen und geangelt*), ohne zu wiſſen, was ſie thaten und was ſie wollten. Man wirft den Brabantern ihre unruhige und blutige Geſchichte vor — am Ende ſollen ſie ſich noch vor den Holländern ſchämen.

Die Befreiung von Spanien, welche den Holländern geglückt und den Brabantern mißglückt iſt, 1) weil Holland im Norden liegt und nicht wie Brabant an das katholiſche Frankreich grenzt, 2) weil Holland unter Waſſer geſetzt werden kann — die Befreiung von Spanien, welche den Holländern nicht deswegen geglückt iſt, weil ſie ſich muthiger zeigten, als die Brabanter, oder weil ſie in Perſon ſo viel männlich trotzenden Muth an den Tag legten, wie die dithmarſer Bauern, welche den Junker Sleeg zu Hauſe trieben und die Heere

*) Huk iſt ein Angelhaken.

des Königs von Dännemark vernichteten — die Befreiung von Spanien, ſage ich, hat nur den Adel freigemacht und nicht das Volk. Der reichſte, klügſte und großartigſte aus dem Adel, der Schüler des Macchiavelli, Wilhelm von Naſſau, ſtürzte den Thron des Königs von Spanien in den nördlichen Niederlanden über den Haufen und brachte die Trümmer deſſelben für ſich und ſeine Nachkommen auf die Seite. Dieſe haben ein paar Jahrhunderte daran gezimmert, um wieder einen ordentlichen Thron daraus zu machen, und man weiß, es iſt ihnen geglückt. Der wiener Congreß hat aus holländiſchem Ducatengolde ihnen die Krone dazu geſchenkt.

Schon der Prinz Moritz, der Sohn und nächſte Nachfolger Wilhelms, ſaß, ohne König zu ſein, ſehr hoch und ſehr feſt. Er winkte nur und Oldenbarneveld's greiſes Haupt flog in den Staub, eben ſo raſch und wohlexecutirt, als hätte Alba's Henker in Brüſſel daſſelbe abgeſchlagen. Oldenbarneveld's Verbrechen war ſehr groß, zumal in einer Republik, er wollte die Bürger mann- und wehrhaft machen, um der rohen Soldatengewalt und der Willkür des Generalcapitains, Prinzen Moritz, die Stange zu halten. Derſelbe Prinz beförderte Hugo Grotius auf das Schloß Löwenſtein, das Spandau der Republik.

Deſſen Verbrechen war nicht minder ſchreiend, zumal in einer Republik. Er hielt es mit dem Doctor Arminius und der Prinz war des Arminius Feind und hielt es mit dem Doctor Gomarus und mit der Dortrechter Synode ekeln Andenkens. Glücklicher Weiſe entkam der Verbrecher durch die Liebe und Liſt ſeiner Frau.

Funfzig Jahr ſpäter hatte Cornelius de Wit Gelegenheit, einen lateiniſchen Spruch aus dem Horaz zu citiren:

Justum et tenacem propositi virum
Non civium ardor prava jubentium,
Non vultus instantis tiranni
Mende quatit solida

rief er aus, als er auf der Folterbank lag und geſtehen ſollte, er habe dem Prinzen Wilhelm nach dem Leben getrachtet. Unterdeſſen wurde ſein Bruder Johann, der in einer Zeit von zwanzig Jahren das Staatsſchiff durch Sturm und Wetter geführt, vom aufgehißten Pöbel aus dem Gefängniß geriſſen, gemartert, geſteinigt und über die Gaſſen geſchleift, bis er ſeinen Geiſt und damit ſeine Macht aufgab. Mehr wollten die Orangiſten nicht, ſie hatten Wilhelm den Dritten, ſpätern König von England, zum Statthalter erwählt.

Johann de Wit ſaß über der Gefangenpforte des alten haager Schloſſes, hinter den eiſernen

roſtigen Gittern, welche ich im Vorübergehen ſo oft betrachtet. Oldenbarneveld ſaß auch dort oben, auf jenem breiten Stein vor der Treppe ward er enthauptet. Dies Schloß hat den hiſtoriſch intereſſanten Blutgeruch der alten königlichen Schlöſſer.

Neueste Geschichte.

Von der Flucht des letzten Statthalters, eines dick- und schwachköpfigen Mannes, der völlig unter preußisch-englischem Einflusse stand, bis auf die Flucht des Königs Ludwig und die Abdankung Napoleons hat sich Holland allen Metamorphosen der französischen Republik unterziehen müssen. Seit 1795 wurde keine Staatsaction in Paris aufgeführt, die nicht, ins Holländische übersetzt, auf dem Haager Theater nachgespielt wurde. Der Spaß kostete den Holländern schweres Geld. Gleich zu Anfang Hundert Millionen Gulden, für welchen Preis die Mutterrepublik ihre Tochter feierlich anerkannte. Aber die Franzosen klopften Anfangs nur an die schweren überfüllten Geldsäcke. Sie hielten sich an die goldnen Ritter und ließen dem Volk die Stüver in der Tasche. Das Volk stand sich nicht übel dabei, ausgenommen, daß der Tabak etwas theurer wurde, und daher

gab auch das neue franzöſiſche Drama ſein erſtes Debüt ſo ziemlich zum Beifall des Volks, wenn auch zum Mißfallen der erſten Ranglogen; während früher die Sache umgekehrt ſtand, als noch die altfranzöſiſche Hoftragödie mit Treſſen und Puder auf der ſtadthalterlichen Bühne ſich ſpreizte.

Am beſten ſchien die neue Ordnung oder Unordnung der Dinge den verjagten Patrioten, die beim erſten Kanonenſchuß der Freiheit ins Land zurückgekehrt waren. Feurige Leute und große Volksredner. Sie predigten von Tonnen, Tiſchen und Stühlen die Wiedergeburt der Dinge, nahmen ſich in und außer der Nationalverſammlung der unveräußerlichen Menſchenrechte eifrig an. Ich habe Leute geſprochen, die zu jener Zeit ſich im Strom befanden. Sie haben mir erzählt von Verſammlungen, an deren Schluß keine einzige goldene oder ſilberne Schnalle an Schuh und Hoſen übrig blieb, wo Alles, was die Verſammelten an Geld und Koſtbarkeiten bei ſich trugen, in einem Guß der Begeiſterung auf den Altar des Vaterlandes niederregnete. Ich bin jedoch nicht völlig von der Thatſache überzeugt. Ich denke mir immer, daß Einer oder der Andere, der Thür am nächſten, einer ſo koſtſpieligen patriotiſchen Rührung durch unvermerkte ſchnelle Flucht ſich entzogen haben mag.

Zum Glück aber für die Beinſchnallen und die goldenen Stockknöpfe der Holländer hatte die Nationalverſammlung keine lange Dauer. Ihr folgte ein geſetzgebender Körper und eine executive Gewalt, ein Directorium, das aus fünf Leuten zuſammengeſetzt war. — Dann wurden aus Fünfmännern Zwölfmänner mit erweiterter Macht. Ihnen untergeordnet neue Miniſter, Adminiſtrationsräthe. Dieſe Staatsform ſchreibt ſich vom Jahr 1801.

„Man hatte durch dieſelbe," ſagt ein Holländer in einer neuen Flugſchrift, „eine centrale Regierung, woran es uns ſeit Jahrhunderten gebrach, zweckmäßig feſtgeſtellt, die Ausübung fürſtlicher Macht an eine Zwölfzahl Leute aus den verſchiedenen Theilen des Landes aufgetragen und rückſichtlich ihrer Wahl und Nachfolge alle Einrichtungen getroffen, die man für am meiſten geſchickt hielt, um ſich eine ſorgfältige Beherzigung der Staatsintereſſen zu ſichern und die bürgerliche Freiheit gegen alle Willkür zu ſchützen."

„Aber," fügt er hinzu, „es dauerte nur kurze Zeit, und man glaubte zu bemerken, daß der Staatskörper noch an einem Gebrechen leide und namentlich die abwechſelnde Vorſitzerſchaft große Uebelſtände herbeiführe und mit der Zeit noch größere herbeiführen werde. Das Mittel dagegen

glaubten Einige zu finden in einem beſtändigen Vorſitzer des Directoriums. Aber Napoleon, der inzwiſchen erſter Conſul und in der Folge Kaiſer der Franzoſen geworden, hatte bereits ganz andere Abſichten auf Holland, und gab uns, vorläufig unter dem wenig paſſenden Namen eines Rathpenſionarius, nicht einen beſtändigen Vorſitzer oder ein Haupt der Regierung, ſondern — den Vorſchmack einer Alleinherrſchaft."

In der That war der Rathpenſionarius Schimmelpenning mit einer faſt abſolut fürſtlichen Macht bekleidet. Es ſollte ihm allerdings ein Staatsrath zur Seite ſtehen, aber ein von ihm ſelbſt zu ernennender, den er um Rath anzugehen hatte, ſo oft es ihm gutdünkte, und deſſen Geſetzesvorſchläge er nach Willkür bekräftigen, oder in den Wind ſchlagen konnte.

Doch die Zeit des Rathpenſionarius war ſehr gemeſſen. Bald nach deſſen Beſtallung machte Napoleon den Holländern ſein königliches Geſchenk. Die Verfaſſung blieb unter Ludwig ungefähr dieſelbe. Die königliche Herrſchaft unterſchied ſich von der rathpenſionirlichen nur durch den tiefern Schatten, welchen der Glanz des königlichen Throns in das Dunkel der Volksfreiheit und der unveräußerlichen Menſchenrechte warf.

Nach seines Bruders Flucht einverleibte Napoleon das kleine Land seinem römischen Weltreich. Dem verblieb es bis auf die Leipziger Schlacht. Der Sohn des letzten Statthalters, in Holland eben so wenig bekannt, aber mehr willkommen, als Ludwig der 18te in Frankreich, kehrte aus England zurück und ward vom Stadthause zu Amsterdam zum König von Holland ausgerufen.

Nach der Schlacht bei Waterloo ward Belgien mit Holland vereinigt und eine neue Verfassung für das Königreich der Niederlande aufgestellt. Souverainität, zwei Kammern u. s. w.

Ueber die unglückliche Vereinigung zweier so spröden, ja feindlichen Bestandtheile hat die Zeit gerichtet. Im Griechischen heißt eine unselige Ehe γαμος ἀγαμος, Unehe. Das ist das Wort dafür. Der Hof wünschte sie, der Wiener Congreß befahl sie, die beiden Völker vollzogen sie mit Verdruß und Widerstreben; oder vielmehr sie vollzogen sie nicht: der Belgier schrie **non**, der Holländer brummte **neen**, aber die taube Gewalt legte ihre Hände zusammen und die blinde Weisheit sprach ihren Segen über sie aus.

Wer von Beiden, ob der Holländer oder der Belgier, durch die Vereinigung eigentlich gewonnen oder verloren hat, ist schwer zu sagen. Es

unterliegt keinem Zweifel, daß Belgiens Handel und Fabriken einen neuen und sehr bedeutenden Aufschwung nahmen. Antwerpen, zum Welthandel hundert Mal gelegener, als Amsterdam und Rotterdam, Antwerpen, die unverwüstliche Stadt, machte Riesenschritte. Die Wellen der befreiten Schelde tanzten vor Lust, während die alte Amstel von Tag zu Tag trauriger und stiller einherschlich und in grämlicher Eifersucht sich verzehrte. Dagegen sah sich Belgien mit der holländischen Staatsschuld belastet und von den entsetzlichen holländischen Steuern und Abgaben heimgesucht, deren Fluth auch über das goldreichere Holland verderblich und scheidewasserartig hinträufelt, und insbesondere den kleinen Besitz und das tägliche Brod der großen Menge wegfrißt.

Gegenwärtig, da der unvermeidliche Bruch geschehen ist, sollten die Holländer nicht noch obendrein zu allen ihren frühern Verlusten den Knochenfraß eines fortdauernden Kriegszustandes hinzufügen. Schon hat der Krieg sie unermeßliche Summen gekostet, und, wie sie selbst am besten wissen, ihre Geldsäcke haben nicht den Zauber der Unerschöpflichkeit, wie Fortunati's Säcklein. Der Nationalreichthum ist seit dem Jahr 1795 furchtbar angegriffen. Frankreich, die Republik und das Kaiserthum, kam ihnen zu stehen auf drei-

malhundert Millionen Gulden baares Geld. Das iſt noch das Wenigſte. Die Verluſte anderer Art ſind unberechenbar. Allein in den Jahren 1796—1799 hat Holland nicht weniger als fünfundzwanzig Linienſchiffe und neununddreißig Fregatten an England eingebüßt; wie denn ſeitdem faſt alle übrigen holländiſchen Kriegsſchiffe daſſelbe Loos traf. Ihr auswärtiger Handel, den man vor dem Jahr 1795 auf einen jährlichen Betrag von dreihundertfunfzig Millionen anſchlug, ging ſeit der Continentalſperre bis zum Jahr 1812 ſo gut als völlig zu Grunde. Der Fluch, den ſie einſt über die Schelde ausſprachen, verwirklichte ſich an ihren eigenen Strömen und Gewäſſern. Dieſe waren ſo gut als geſperrt, und die Schiffe, die vormals über die weite Erde ſtreiften, vermoderten unthätig im Hafen. Batavia, die Gewürzinſeln, alle ihre reichen Colonien in Oſt- und Weſtindien wurden eine Beute der Engländer. Sie haben freilich ſeitdem Colonien und Handel wieder erhalten, allein ohne dieſelben Früchte, wie ehemals, daraus zu ziehen, da nicht nur England ſeit der Zeit ſeinen Dreizack noch allmächtiger ausgebreitet hat, ſondern auch Belgien miterndtete, wo ſie früher allein erndteten. — Noch ſchlechter ging es mit der Wiederbelebung ihrer Fabriken und Manufacturen. Dieſe haben ſich faſt gar nicht erholt.

Der Belgier, viel kauffinniger und handhabiger als ſein Nachbar, hatte leichtes Spiel in dieſer Rückſicht. So lange beide unter einem Scepter vereinigt waren, mußte der Holländer dem Belgier einen Ruhm nnd eine Quelle der Reichthümer überlaſſen, die er ihm kaum ſtreitig machen wird, da ſie offene Feinde geworden ſind. Wie die Perſon des gewandtern Belgiers, gegenüber der Perſon des Holländers, ſo ſtand das belgiſche Fabrikat dem holländiſchen gegenüber. Und ſo fand ſich ſelbſt der Holländer gezwungen, überall, wo der Belgier und das Belgiſche in ſeinem Lande ſich zeigte, ihm die größere Ueberlegenheit zuzugeſtehen, und demnach, ſo bitter es auch die Eigenliebe fühlte, ſelbſt den Wetteifer als fruchtlos fahren zu laſſen. Nächſt der Handelseiferſucht hat kein Stachel das holländiſche Volk mehr gegen das belgiſche aufgereizt, als dieſer. Alles, klein und groß, theuer und wohlfeil, mußte direct von Brüſſel kommen. Es gab ſogar Stutzer im Haag, die wöchentlich mit der Poſt ihre feine Wäſche nach Brüſſel ſandten, um ſie dort modiſcher und zierlicher ſteifen und einlegen zu laſſen. Noch gegenwärtig ſind ſolche Gewerke in Holland, die Geſchmack verlangen und der Mode unterworfen ſind, in den Händen von Belgiern oder Deutſchen. Man wird wenigſtens nur ſelten finden, daß ein

geschickter Stahlarbeiter, Posamentirer, Kunstdrechsler, daß ein beliebter Schuhmacher oder nun gar ein eleganter Schneider in Amsterdam, Rotterdam, Haag u. s. w. Holländer von Geburt ist; wogegen man allerdings recht brave Glasschleifer, Steinhauer, Tischler seit Alters unter den Einheimischen antrifft. Aber auch diese eingebürgerten Deutschen, Belgier, Franzosen konnten nicht gegen die Brüsseler anarbeiten, so ausschließlich hatten dieselben das Gebiet des Kunstgeschmacks an sich gerissen.

Ueberlegt man nun diesen Zustand der Dinge und den nachtheiligen Einfluß, den die Verbindung Hollands mit Belgien auf den holländischen Fabrik- und Handelsstand äußerte, so muß man glauben, daß diesen nichts Gelegeneres sich ereignen konnte, als der Aufstand von Brüssel und der hierauf erfolgte Abfall der südlichen Provinzen. In der That war es so. Darnach muß man es aber unbegreiflich finden, daß Holland seinen Nachbarn nicht in Frieden fahren ließ, und daß die Versuche, welche die Regierung machte, die abtrünnige Südhälfte des Königreichs mit Gewalt der Waffen zum Gehorsam zu zwingen, so lebhaft von der Nation unterstützt wurden. Das ist ein Widerspruch, der, wie jeder andere, keinen Verstand hat, und bei so verständigen Menschen,

wie die Holländer sind, ganz besonders auffällt. Allein der unklugste Widerspruch hat seine guten Ursachen, und wenn man auch oft das Wie nicht begreift, so kann man doch nicht selten hinter das Warum kommen. Warum aber die Holländer über ein glückliches Ereigniß in Harnisch geriethen, trotz dem, daß sie sich im Stillen dazu Glück wünschten, warum sie eine unerhörte Thätigkeit entwickelten, unerhörte Opfer brachten, um sich mit Gewalt ein Kreuz wieder aufzubürden, das ihnen abgefallen war, begreife ich, nach Allem, was ich gesehen, gehört und erfahren habe, ziemlich gut, obgleich ich gestehen muß, daß ich allerdings nicht begreife, wie die sonst so kaltblütigen und bedächtigen Holländer der Wirkung dieser Ursachen so stark ausgesetzt waren, um darüber ihr nächstes Interesse zu vergessen. Der Holländer haßte den Belgier; ich liebe ihn auch nicht. Der Holländer haßte ihn von Grund seines Herzens, und das will etwas sagen, denn, wenn auch in der Liebe nicht, im Haß kann es der Holländer sehr weit bringen. Sein Haß ging über in Rachgefühl, als der erste Stein in Brüssel einem holländischen Soldaten an den Kopf flog, als die holländischen Truppen schimpflichen Rückzug nahmen, und die belgischen Abgeordneten im Haag erschienen, um dem Könige von Holland katego-

riſche Bedingungen vorzuſchreiben. Dennoch weiß ich nicht, ob bei gleichem Haß es zu den Zeiten der Republik zu offenem Bruch, oder in dieſem Falle zu Feindſeligkeiten zwiſchen Holländern und Belgiern gekommen wäre. Ich vermuthe, die Holländer hätten, ihrem Charakter getreu, mit der „langen Ruthe" ſich begnügt, das heißt, ihre Rache aufgeſchoben, ſich auf die beſtmöglichſten Bedingungen von den Belgiern getrennt, dieſelben vom Handel mit ihren Colonien ausgeſchloſſen, die Einfuhr belgiſcher Fabricate unterſagt, die Abtrünnigen ihrem Schickſal und deren Beſtrafung der Zeit überlaſſen. Daß nämlich die bloße Trennung eine Strafe für die Belgier, darüber ſind auch jetzt die Holländer einverſtanden. Doch ſonderbar genug ſcheint eben dieſe Ueberzeugung ihren leidenſchaftlichen Unmuth noch zu vermehren, ihnen ſteht der Verſtand ſtill bei dem Unverſtand der Belgier, die ſich, wie ſie meinen, um nichts und wieder nichts in den Strudel einer Revolution ſtürzten und freiwillig die Bande ihrer Wohlfahrt zerſchnitten, ihnen läuft aber zugleich die Galle über bei dem Gedanken, daß ſie aus Hochmuth von einem Volk verſchmäht wurden, welches ſie in moraliſcher und intellectueller Hinſicht — und das mit Recht — weit unter ſich ſehen. Und bei ſolcher Stimmung ward es dem Haager Hofe, den

der Verluſt eines Königreichs ſchmerzte, möglich das ganze Land auf die Seite des Throns hinüberzubringen und den Gefühlen des Haſſes und der Erbitterung gegen die Belgier nicht nur eine kriegeriſche Richtung, ſondern ſogar einen ritterlichen Schwung zu geben. Der König ruft — des Volkes Ehre iſt verletzt, die Majeſtät des Throns beleidigt, hinaus zum Kampf für König und Vaterland, Tod den Hochverräthern und Meuterern, den ehr- und pflichtvergeſſenen Unterthanen der niederländiſchen Krone. Solche Stimmen hallten durch das ganze Land wieder, die Deputirtenkammer, die Zeitungen, die Theater wurden damit gefüllt, die Bänkelſänger ſangen ſie durch alle Straßen *), und die Kinder, die Weiber in hellen Haufen bis ſpät in die Nacht zogen umher und ſchrien ſie nach. Die Wilhelmsritter, die Beamten, die Kammerherren, die Adeligen waren natürlich nicht die Letzten, die mit einſtimmten; theils liegt es in der Natur dieſer Leute, königiſch anzuklingen, theils fühlten ſie, dem höhern Stande angehörig, der ohne Ausnahme bisher der belgiſchen Mode gefröhnt und faſt eben ſo ſehr,

*) Kein Lied wurde häufiger von dieſen geſungen und wohlgefälliger angehört, als das Körnerſche: der Ritter muß zum blut'gen Kampf hinaus.

wie der Belgier, von seiner Muttersprache und der alten Sitte des Landes sich losgesagt hatte, ganz besonders dazu sich aufgelegt, dem aufgeregten Volk Beweise ihrer alt-niederländischen Gesinnung lebhaft an den Tag zu legen und die Ersten zu sein, die sich selbst oder ihre Kinder in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger stellten und ihr Scherflein zu den Bedürfnissen des Kriegs hergaben. Kein Mann aber hat die Köpfe in Holland mehr verdreht, als ein Franzose, der im Solde der Regierung und van Maanens am Journal de la Haye schrieb. Er unterzeichnete die Aufsätze, die er täglich lieferte, mit dem Buchstaben X., doch sein Name Charles Durand war Jedem bekannt. Dieser leichtsinnige Phrasendrechsler, der die Belgier persönlich haßte, aus Ursachen, worüber sehr nachtheilige Gerüchte umherliefen, übte durch seine pathetischen Declamationen einen so anerkannten Einfluß auf die Stimmung der Holländer *) und besonders der jüngeren Leute von Erziehung, daß er in seinem eigenen Blatt späterhin sich öffentlich zu berühmen wagte, den Anstoß zum Feldzuge

*) Fast jeder Holländer aus dem Mittelstand kann so viel französisch, um die Zeitung in dieser Sprache zu lesen, sehr oft sprechen sie es äußerst geläufig.

gegen die Belgier gegeben zu haben. Er war Carliſt, bekannte ſich als Anhänger der alten claſſiſchen Monarchie und Literatur unter Ludwig dem Vierzehnten, ſtellte ſich verliebt in die holländiſche Nationalehre, ſprach von den alten holländiſchen Seehelden, wie ein Franzoſe vom Bayard, dichtete eine Hymne auf van Speyk, radotirte von Siegen oder Sterben, pries den Löwenmuth der holländiſchen Soldaten, rochräucherte tagtäglich dem haager Cabinet und ſchimpfte wie ein Rohrſperling auf Louis Philipp und William und durch Alles das verſchrob er die Gemüther der Holländer und verſetzte ſie in jenen ritterlichen Paroxysmus, von dem ich oben ſprach.

Wie lange dieſer dauert? — Es wird vorüber ſein, ehe man ſich's verſieht. Der Holländer wird einſehen, daß er zum Ritter nicht geboren iſt, aber wohl zum vernünftigen Mann, der ſich weder das Fell über die Ohren ziehen läßt, noch für ein Phantom ſeinen Nachbar mit Krieg überzieht, wenn er ſich ehrlich und friedlich mit ihm verſtändigen kann. Der Holländer wird, was die Schelde und andere Streitpunkte betrifft, Vernunft annehmen; er wird es, denn er muß es, nach dem Princip: leben und leben laſſen.

Politiſche Zukunft.

Nach den Zeitungen, beſonders nach der Zeitung von Breda und dem Journal de la Haye, nach der beſtändigen Oppoſition der holländiſchen Deputirten gegen die belgiſchen, ſo oft dieſe auf eine zeitgemäße Conſtitution drangen, ferner nach der Wuth, womit die holländiſche Nation über das conſtitutionelle Belgien herfiel, nach den Reden der Holländer über Louis Philipp, die Julitage, die Franzoſen und ihre Conſtitution, nach dem Umſtande, daß man in holländiſchen Kaffeehäuſern nur ſelten liberale franzöſiſche Blätter antrifft und die Gazette de France diejenige Pariſer Zeitung iſt, die am meiſten in Holland geleſen wird, endlich, nach der Sprache, die ſie über den Aufſtand der Polen führten und hauptſächlich nach dem Eifer, womit ſie die Anſprüche ihres ſouverainen Königs auf Belgien unterſtützten, nach allem dieſen ſollte man auf den Gedanken gerathen, daß

das Princip der legitimité und souverainité unter keinem Volk tiefere Wurzeln geschlagen, als unter den Holländern und daß gleichsam ihr Haß gegen das constitutionelle Nachbarland sich in Haß gegen alle Constitution verwandelt hat.

Allein ich kenne die Holländer zu gut, um ihnen dies Unrecht anzuthun. Noch ist er im Rausche, aber er wird sich bald die Augen ausreiben, und mit gewohnter Nüchternheit um sich her sehen. Er kann wohl, wie man gesehen hat, ein Raub der Leidenschaften, des Hasses und der Rache werden, allein nicht auf lange Zeit und kaum in dem Maße, daß er darüber seinen Vortheil ganz aus dem Gesicht verliert und — vielleicht schlägt ihm selbst der Krieg gegen Belgien besser zu Buch, als ich für meine Person einsehen und begreifen kann. Kein Volk ist mehr dazu geeignet, politische Freiheit in dem ganzen Umfange zu genießen, soweit Charakter und Sitte dieselbe zu genießen ihm wünschenswerth machen. Stolz auf seinen Ruhm und seine Geschichte ist er freimüthig, thätig, klug und immer für das, wobei ihm am meisten herauskommt. Deswegen verjagte er in alter Zeit den König von Spanien, weil ihm, bei allem Glanz, den die Krone beider Indien auf die von ihr beherrschten Länder warf, kein rechter Segen wuchs.

Er beſitzt durchaus keine Eigenſchaften, welche auf die Dauer das Herz bethören und den Verſtand gefangen nehmen. Er iſt von Natur unempfänglich gegen den Witz, der den Franzoſen beſticht, wird nicht, wie dieſer, vom Ehrgeiz angeſpornt und durch unruhige Träume von Schlachten und Kriegsruhm nicht in beſtändigem Zittern gehalten. Er hat keine Sinne, die ſich bezaubern laſſen, wie die Sinne des Italieners, der in der Kirche ſich fromm, im Opernhauſe ſich frei ſingen läßt. Er hat keine Phantaſie, wie der Deutſche, die ihm Luftſchlöſſer baut und ihm die wirkliche Welt vergeſſen macht, keine Phantaſie, die, wenn es ihm erbärmlich geht, ihm zur Unterhaltung ſchöne Geſchichten und Mährchen erzählt, die ihn ſpeiſt, wenn ihn hungert, die ihn tränkt, wenn ihn dürſtet, die ihn tröſtet, wenn er klagt, die ihn zum Gott macht, wenn er ein Narr iſt, zum freiſten Menſchen und wär' er in Ketten geboren, und alſo **in summa**, die ihm, wie dem Deutſchen, Alles in Allem wäre. Dunkle Empfindungen, ſchöner oder häßlicher Art ſind ihm fremd. Selbſt die Liebe iſt ihm, als Jüngling, keine Träumerei, kein Geheimniß, keine Idioſynkraſie des Gefühls, ſondern eine Sache, die ihre guten Gründe hat, gleichwie der Haß, den Zwedenborg eine umgekehrte Liebe nennt, der ihm auch nicht

auf dunklem Grunde ruht und dem er sich eben so wenig aus einem bloßen Zuge der Natur, einer unerklärlichen Abneigung überläßt, als der Liebe, woher man auch von einem Nationalhaß der Holländer gegen die Belgier nicht in dem Sinne sprechen kann, wie man z. B. vom Nationalhaß der Dänen gegen die Schweden und umgekehrt spricht.

Kurzum, der Holländer hat Hörner, aber es hält schwer, ihm ein Seil um die Hörner zu werfen.

Man merke auf, wenn die Geschichte mit Belgien vorüber ist und sie wieder zur Ruhe kommen. Ich prophezeie lebhafte Debatten in den Kammern. Verantwortlichkeit der Minister, Abschaffung der ersten Kammer, volksthümlicheer Wahlgesetze werden die drei großen Gegenstände sein, worüber das Volk, die Zeitungen, die Schriftsteller und insbesondere die dem Volke angehörigen Deputirten der zweiten Kammer ihre Stimmen erheben werden. Der Hof, der Adel wird sich steifen, allein, es kann nicht fehlen, sie werden sich überzeugen, daß die französische Revolution, die Julitage, die Brüsseler Kammer, das kurze Kriegsspiel selbst, das die junge Mannschaft von Holland zu den Waffen rief und Bürgerliche und Adelige durcheinander mischte in den Grenzlagern, aus Holland ein ganz anderes Land gemacht haben,

als daſſelbe zu den Zeiten der ſogenannten Republik unter den Statthaltern war.

Schon jetzt hört man mehr als eine Stimme aus dem Volk, die laut und frei die Mängel und Uebelſtände in der Verfaſſung rügt, Verbeſſerungen vorſchlägt und in dieſen gar nicht ſelten Ideen entwickelt, die ans Republikaniſche ſtreifen und mit dem in Europa neuerdings ausgeprägten Begriff von conſtitutioneller Monarchie in Mißverhältniß ſtehen. „Aber ſo werden wir wieder eine Republik!“ läßt einmal bei ſolcher Gelegenheit ein neuerer Schriftſteller ſeinen Leſer ausrufen. „Nun,“ antwortet er, „nun, wir Holländer werden doch nicht in Schreck gerathen über einen Namen, der unſere Vorväter berühmt gemacht hat.“

Derſelbe beginnt dieſelbe Schrift, die den Titel führt: „Niederlands Bedürfniß einer beſſeren Staatsverfaſſung“ mit folgenden Worten, die mein Capitel ſchließen mögen:

„Was iſt es doch,“ ruft er aus, „daß ganz Holland zur Stunde der Gefahr um den Thron ſich drängte, und ſo viele und ſo anſehnliche Opfer dargebracht hat. Iſt es unſere Zufriedenheit mit dem ſogenannten Grundgeſetz und der an dieſes geknüpften Staatseinrichtungen. Fühlten wir uns dabei ſo wohl zu einer Zeit, wo andere Völker

ihre Regierungen mit Klagen und Beſchwerden beſtürmten?“

„Nein, wahrlich nicht!“ gibt er zur Antwort, und ich glaube, er antwortet nicht allein für ſich, ſondern im Namen der Nation.

Portraits der königlichen Familie.

Der König.

Nicht liebenswürdiger habe ich den alten würdigen König geſehen, als an dem Tage, wo ſeine Söhne, der Prinz von Oranien und der Prinz Friedrich nach Beendigung des kurzen und glücklichen Feldzuges, unter dem Jubel einer Volksmenge, die vor Enthuſiasmus außer ſich war, in den Haag ihren Einzug hielten. Ich ſtand vor dem Thor, wo man die Prinzen erwartete, mitten in einem Volksgedränge, das ſich wimmelnd durch alle Straßen, welche der Zug berühren ſollte, nach dem königlichen Schloſſe hinzog. Da reitet der König, rief ein Mädchen neben mir, das iſt der König, wo iſt der König, wiederholten mehrere Stimmen in der Nachbarſchaft; jedoch, die Erſcheinung des Monarchen ward nur von ſehr Wenigen, wie es ſchien, bemerkt und er ritt, nachdem er ſich umhergeſchaut, bald wieder weg. Aber

welche Freude glänzte aus seinen Augen, als er umherschaute und die gespannte und fröhliche Unruhe einer Menge wahrnahm, die vor Ungeduld brannte, seine Söhne und vornämlich den Aeltesten zu begrüßen, ihn, der ihm bisher so viel Kummer gemacht, der noch vor einem Monat außer aller Volksgunst war und nun, mit Lorbeeren gekrönt, als Liebling eben dieses Volkes, als „Rächer von Hollands Nationalehre" triumphirend in seine Arme zurückkehrte. Sein an sich gutmüthiges aber ernstes Gesicht drückte die Freude selbst aus, kein Zug von königischem oder väterlichem Stolz, nicht die kleinste Falte als Zeichen der Bemerkung, daß man in diesem Jubel gar nicht auf ihn achte, noch weniger die geheimste Spur von der Verlegenheit eines Monarchen, der eine Kränkung persönlichen Ehrgeizes zu verbergen sucht, wenn er über einen andern — und Ehrgeizigen ist selbst der Sohn ein Anderer — sich für den Augenblick in Schatten gestellt sieht, nichts von alledem, nur die reinste Freude, die froheste Selbstvergessenheit, deren das väterliche Herz in solchem Augenblicke fähig. Niemals, wie gesagt, ist mir der würdige Greis liebenswürdiger erschienen.

Er war schon als Prinz ein sehr liebenswürdiger Mann, gefällig von Aeußerm, gutmüthig, heiter und in gesellschaftlicher Unterhaltung so natürlich, frisch und belebt, als sein Vater, der letzte

Statthalter, ſchüchtern, ſteif und wunderlich geweſen ſein ſoll. Auch hat ſein Geſicht wenig Aehnlichkeit mit dem ſeines Papa's, das ſo ziemlich einem ausgeſtopften Käfer ähnelte. Mit den Jahren iſt freilich auch Wilhelm der Erſte ſehr beleibt geworden, und mir fällt dabei ein, daß dies der Fall war bei allen naſſauiſchen Statthaltern aus der friſiſchen Linie, aus welcher der König ſtammt; wogegen die vier Oranier von Wilhelm dem Erſten bis auf Wilhelm den Zweiten, dieſe beiden hauptſächlich, nur dünn und mager waren. Fett und Gemüthsruhe pflanzen ſich oft in der Familie fort, wie das Gegentheil; vielleicht aber trug auch der Umſtand zu dieſer Erſcheinung bei, daß die erſten Oranier ehrgeizig Strebende, die Letzten gemächlich Beſitzende waren.

Die Unruhen von Belgien und der Abfall dieſes Landes haben das Gemüth des Königs um ſo mehr gegen die Belgier erbittert, je weniger er ſich anfangs überzeugen konnte, daß er perſönlich von der belgiſchen Nation nicht geliebt, geſchweige daß er gehaßt werde. In der That herrſcht nur eine Stimme darüber, daß der König gleich von Anfang ſeiner Regierung den Handel, die Künſte und Fabriken Belgiens mit beſonderer Vorliebe begünſtigte und zu keiner Zeit ſich populairer, freundlicher und freigebiger zeigte,

als wenn er ſeinen Hofſitz zu Brüſſel aufgeſchlagen hatte. So gab er z. B., wenn ich nicht irre, 80,000 Gulden für das franzöſiſche Theater in Brüſſel her und nur zehn oder funfzehntauſend für das franzöſiſche im Haag. Man hat eine Gallerie von Scenen in Steindruck, in welcher ſeine faſt täglichen jovialen oder wohlthätigen Begegniſſe mit Bürgersleuten auf den Straßen und Spatziergängen in Brüſſel dargeſtellt ſind. Ludwig der Achtzehnte war ſehr ärgerlich über dieſe Zuthulichkeit mit der Canaille; mein Bruder, der König von Holland, wirft ſich weg, ſagte er. Großen Dank freilich hat der König nicht geerntet. Allein erſtens muß man die Menſchen und zweitens die Belgier nehmen wie ſie ſind, und dann außerdem die Frage aufwerfen, hat der König nicht mit dem beſten Willen Mißgriffe gemacht, die ſeine Feinde, die Pfaffen, benutzen konnten, um das Andenken ſeiner Wohlthaten und ſeiner Gunſtbeweiſe in den Gemüthern des Volks damit auszulöſchen. Die königlichſten Gunſtbeweiſe erſetzen nicht die Klugheit, Vorſicht und ſtrenge Geſetzlichkeit, womit ein Mann auf ſolchem Poſten vor allen Dingen handeln muß. Auch Ludwig der Sechzehnte und Karl der Zehnte (den Gott für die Sünden der Könige um ſeinen Thron decimiren ließ) waren gute freundliche und bis zu der Zeit, wo die beiden Revolutionen

ausbrachen, perſönlich unter den Pariſern beliebte Monarchen. Der Leſer wird verſtehen, daß mir das Aergerniß vor Augen ſchwebt, das van Maanen den Brüſſelern und der reformirte König der katholiſchen Geiſtlichkeit von Belgien gab. Der König legte das philoſophiſche Collegium an, und beging damit denſelben Regentenfehler, der den Kaiſer Joſeph um die Niederlande zu bringen drohte. Der König und ſeine Räthe und Miniſter, ſie hätten zunächſt bedenken ſollen, daß eine Schwalbe noch keinen Sommer macht, daß aber zur Sommerszeit Schwalben genug anziehen, oder, mit andern Worten und ohne Bild, daß einer und der andere junge katholiſche Prieſter, im philoſophiſchen Seminar gebildet, den religiöſen und ſittlichen Zuſtand der ganzen Nation noch nicht umzugeſtalten fähig geweſen, daß aber nach vorſichtiger Lichtentfaltung auf den Schulen und Univerſitäten, in Schriften und öffentlichen Blättern und mehr als Alles das auf jenen tauſend unſichtbaren Wegen, auf welchen der Zeitgeiſt in die niedrigſte Strohhütte und die dümmſte Bauernſeele ſich wunderſam verbreitet, daß die beſſere und aufgeklärtere Zeit auch aufgeklärtere Männer in den Beichtſtuhl und auf die Kanzel gebracht hätte. Außerdem aber bedachte Wilhelm zu wenig, daß ſchon der Name philoſophiſches Collegium den ſtock-

katholiſchen Belgiern klingt, wie Teufelscollegium, da ihnen Philoſophie nichts Aergeres bedeutet, als Freigeiſterei und Gottloſigkeit. Das philoſophiſche Collegium iſt aber nicht der einzige Mißgriff in geiſtlichen Sachen, den der König ſich zu Schulden kommen ließ, er zeigte überhaupt in dieſer Rückſicht zu wenig Schonung, zu wenig Zartſinn, zu wenig Vorſicht. Er und ſeine Holländer thaten zu proteſtantiſch bedauerlich mit den „armen — in katholiſcher Finſterniß liegenden Belgiern.“ Es ſchien, ſie konnten vor Ungeduld im Aufklären kaum die Zeit und den Tag erwarten, an dem der düſtre Schatten, der in der That die Stirn des Brabanters fauſtdick zu bedecken ſcheint, von ihm wich. Es iſt wahr, der Belgier iſt ungeachtet der Julitage von 1830, in die er ſich durch einen Sprung verſetzen zu wollen ſchien, ſo unglücklich, drei Jahrhunderte in der Geſchichte zurück zu ſein. Ihre Leiber ſind ſtark und gewandt, ihre Schultern breit, ihre Stirn wie von Eiſen, aber hinter dieſer Stirn liegt die Verdumpfung eines Geiſtes, den ſo lange Zeit hindurch kein neuer Wind der Lehre aufgerüttelt hat, und in ihrer Bruſt ängſtigt ſich ein Herz, das in eben ſo langer Zeit durch kein hohes Gefühl, keine friſche That mit Mannesmuth und kecker Lebensluſt erfüllt wurde. Ihre Vorfahren, die gegen Spanien unterlagen, haben durch

das, was sie thaten und litten, sich in der Geschichte selbst über diesen Unfall vor Gott und Menschen verantwortet. Sie tragen die Schuld nicht, daß ihre Nachkommen so sind, wie sie sind; eben so wenig aber diese, daß ihre Väter freiere, herzhaftere und glücklichere Menschen waren. Es ist wahr, der Freund der Freiheit muß sich gegenwärtig ihrer schämen, wie der Freund der Humanität es bedauern muß, daß in so gesegnetem Lande so viel Unsegen, bei so von der Natur begünstigten Menschen so viel Geistes- und Genußunfähigkeit sich eingeschlichen hat. Es ist wahr, der Belgier Verstand ist bedeckt und finster, aber, und das hätte sich der König bedenken sollen, eben deswegen ist er auch argwöhnischer, kleinlicher und empfindlicher, wenn es ihm scheint, daß Jemand ihn für das hält, was er ist und zu sein dunkel ahnt. Es müßte ihm aber nicht blos scheinen und schimmern, daß der Holländer, ihm sonst in so vielen Stücken und selbst in der äußeren Erscheinung untergeordnet, ihn in Betreff der Religion und Aufklärung vom hohen Pferd betrachtete, sondern er konnte es verblümt und offen in Zeitungen und Blättern, die von der Regierung besonders begünstigt waren, täglich lesen, daß Mönche und Pfaffen seinen Verstand im Meßsacke hätten.

Genug davon. Tielemans und de Potter

theilten ſich bekanntlich in den Inhalt dieſes Sackes, und machten mit der Geiſtlichkeit gemeinſchaftliche Sache. Ihr gedruckter Proceß iſt bekannt, er wirft ein ziemlich helles Licht in die Umtriebe der Zeit, zugleich aber einen nicht undeutlichen Schatten auf des Königs Benehmen in politiſcher Hinſicht. Was Tielemans, de Potter und andere belgiſche Revolutionaire von der Regierung damals verlangten und erwarteten, war billig und wird nach Verlauf einiger Jahre den treugebliebenen Holländern buchſtäblich gewährt werden müſſen. Daß Tielemans, de Potter und die Andern ſich in Intriguen einließen, ſogar mit den Pfaffen einen jeſuitiſchen Bund ſchloſſen, bin ich weit entfernt, zu loben. Daß aber die vorſätzliche Halsſtarrigkeit der holländiſchen Deputirten, an der jeder Vorſchlag, der aus dem Munde eines Belgiers kam, verabredeter Maßen ſcheiterte, daß insbeſondere die Felſentaubheit der Regierung, von der man mit Beſtimmtheit wußte, daß ſie alle Bitten und Vorſchläge zur Genehmigung einer Conſtitution gänzlich überhören würde, daß dieſe beiden Umſtände die Verſchwörung, wenn man ſie damals ſo nennen konnte, herbeiführten; ja, daß ſie in Verbindung mit dem Verhaßtſein des Juſtizminiſters, die wahren und nächſten Urſachen des Abfalls der belgiſchen Provinzen waren, das, glaube ich, wird

jeder unbefangene Leſer aus dem erwähnten intereſſanten Briefwechſel mit großen Buchſtaben herausleſen.

So wenig alſo der König, vor ſeinem Gewiſſen, alle Schuld ausſchließlich auf die Belgier werfen und ſie des ſchwärzeſten Undanks und Verraths beſchuldigen kann, ſo wenig ändert dies doch meine Gefühle von Beileid, die ich ſeinem Alter, ſeiner moraliſchen Würde und ſeiner Gutmüthigkeit beim Verluſt ſeines geliebten Belgiens, eines der beiden Hauptjuwelen aus ſeiner Krone ſchuldig zu ſein glaube. Möchte ein Tacitus, an meiner Stelle, den König Wilhelm geſchildert haben, wie er wollte — und nach der Schulrede eines deutſchen Profeſſors, worin derſelbe abſolut beweiſen will, Tacitus habe die Freiheit eben nur darin geſetzt, daß man ruhig unter einem abſoluten Fürſten lebe, hätte Tacitus wohl noch einige glänzendere und breitere Lorbeerblätter um des abſoluten Königs von Holland Stirn geflochten — ich habe keinen Ehrentitel für ihn hingeſchrieben, den ich ihm nicht für voll gelten laſſe. Sein älteſter Sohn, denn von der Königin nachher,

Der Prinz von Oranien

iſt, ſeinem Aeußern nach, ein kleiner, ſchmächtiger Mann von zierlicher Taille, der aber immer noch

Hoffnung hat, wenn er älter wird, gleich ſeinem Vater und ſeinen Vorfahren, wohlbeleibt und fett zu werden. Sein Kopf iſt ſchon ziemlich kahl, aber ſein Backenbart und vor Allem ſein lebhaftes Auge und rothes, friſches, freundliches Geſicht laſſen dies, wenn man ihn in Geſellſchaften ſieht, leicht vergeſſen und überſehen. Sein Mund iſt groß, ich möchte ſagen, preußiſch, aber er ſpricht geläufig, raſch und eben ſo ſoldatiſch ungezwungen, wie er ſich benimmt. Er iſt ein Freund der Geſelligkeit, liebt eine gute Tafel, franzöſiſche Weine, engliſche Pferde, die er immer Galopp reitet und die ſchönen Frauenzimmer aller Nationen. Doch in dieſem Punkt ſcheint er in der neueſten Zeit ernſthafter geworden zu ſein; man ſagt, daß er gegenwärtig ſeiner Frau treu iſt und mit ihr im beſten Verſtändniſſe lebt. Er mag überhaupt nach den letzten Schickſalen, die ihn, ſeinen Vater und das Königreich betrafen, zu deſſen künftigem Herrſcher ihn das Loos der Erſtgeburt erkoren hat, ſinniger, nachdenklicher und zurückgezogener geworden ſein, als er es vor Zeiten war. Die Schritte, die er that, um ſich an die Spitze der belgiſchen Revolution zu ſchwingen, ſind ſo auffallend, als bekannt. Der Bruch mit ſeinem Vater, mit der holländiſchen Nation war unvermeidlich. Er verbannte ſich, als ſeine Verſuche

ſich zum König von Belgien zu machen, Verſuche, bei welchen er ſich mehr erniedrigte, als man hätte von ſeinem edlen und offenen Charakter erwarten ſollen, am wegſtoßenden Hohn der Belgier völlig ſcheiterten, unter diplomatiſchem Vorwande nach London, wo ihn ſein Freund und Beſchützer, der Herzog von Wellington, unter dem er in Spanien und bei Quatrebras gefochten, friſchen Muth einſprach und ihm mit Freundesrath an die Hand ging. Ob der Feldzugsplan, den er nach ſeiner Rückkehr ſo raſch und überraſchend gegen die zerſtreuten belgiſchen Truppen ausführte, von Wellington, von ihm, oder einem Dritten herrührt, vermag ich nicht zu entſcheiden. Der preußiſche Oberſt Scharnhorſt, den ich darüber befragte und der ſelbſt, aber fälſchlich, wie er öffentlich verſichert hat, für den Verfaſſer gehalten wurde, wollte mit Beſtimmtheit wiſſen, daß dem Prinzen ausſchließlich ſowohl Entwurf als Ausführung angehörten. Eben ſo unentſchieden bleibt es mir, ob der Feldzug aus den in dem bekannten Kriegsmaniſeſte angegebenen Urſachen, oder nur deswegen von der Regierung und dem Könige beſchloſſen wurde, um dem Prinzen von Oranien Gelegenheit zu geben, ſich wiederum mit der holländiſchen Nation zu verſöhnen. Letzteres halte ich freilich für wahrſcheinlich. Auf jeden Fall iſt ihm dies geglückt.

Dieſelben Bürger, die ſich zur Zeit ſeiner Rückkehr aus England vorgeſetzt hatten, ihn nicht zu grüßen (obgleich ſie doch immer den Hut vor ihm abnahmen, nur nicht ſo tief) ſie lieben und bewundern ihn jetzt, nach ſo wohlfeil gepflückten Lorbeeren, als den Helden von Niederland und würdigen Enkel des großen Naſſauers.

Der Prinz Friedrich der Niederlande.

Er ſieht ſeinem Bruder ſchon im Aeußern wenig ähnlich und iſt ihm ſonſt in Allem entgegengeſetzt, nur nicht in perſönlichem Muth und gutmüthigem Charakter. Er iſt blaß, hager und mager, und zwar von der Art, die wenig Hoffnung läßt. Er ſieht ernſthaft nüchtern aus, iſt auch von ernſthafter und bedächtiger Natur und weit weniger unternehmend und lebensluſtig, als ſein Bruder. Glücklicher Gatte, ſparſamer Haushalter, fleißiger Arbeiter (er ſitzt von Morgens früh bis Abends ſpät in den Collegien, denen er präſidirt) genießt er die allgemeinſte Achtung, obgleich im geringern Grad die Liebe der Nation. Der Prinz von Oranien wäre ein König für die Belgier, der Prinz Friedrich ein König für die Holländer geweſen.

Die Königin.

Die Königin iſt lang, blaß, ſchmal, eine hängende, leidende Geſtalt von unendlicher Güte,

die den ſtrengen Ausdruck ihrer Geſichtszüge, in den Augen eines Jeden, der ſie eine Weile betrachtet, in Milde, Zärtlichkeit und Wehmuth auflöſt. Sie iſt bekanntlich eine Schweſter des Königs von Preußen, und man möchte ſagen, ſie trägt den Schmerz der preußiſchen Monarchie nach der Jenaer Schlacht noch immer auf ihrem Geſicht. — Ihre Schwiegertochter

Die Prinzeſſin von Oranien

iſt eine liebenswürdige ernſte Geſtalt, auf deren ſchneeweißer Stirn ſittliche Ruhe und Heiterkeit thronten. Schlank, üppig und wenn auch nicht ſchön, doch ſehr gefällig und reizend, dabei von blendender Haut ſtellt ſie ſich ſehr würdig als Großfürſtin von Rußland dar. Ihre und des Prinzen Kinder, fünf oder ſechs an der Zahl, ſind geſund, liebenswürdig, ohne Ausnahme von gutmüthigem Geſicht und ſchön gewachſen, wie ſie ſelber.

Die ganze Familie, Großvater, Großmutter, die Prinzen Wilhelm und Friedrich mit ihren Gemahlinnen und Kindern, die Prinzeſſin Marianne, einzige Tochter, an den Prinzen Albert von Preußen verheirathet, ſind auf einem Steindruck verſammelt, der ein Familienzimmer darſtellt. Ich ſah dies Stück oft vor den Fenſtern der Buchladen im Haag und Betrachter in Menge, die

auf die einzelnen Personen mit Fingern deuteten und ihre Namen nannten. Vom kleinsten Jungen wissen die Haager den Namen, wie sie bei dessen Geburtstag den ganzen Tag mit den Glocken läuten. Die Haager sind dafür bekannt, daß sie immer am lautsten: **Oranje boven!** schrieen.

Delft und die Familiengruft der Naſſauer.

Bei gutem Wetter bin ich ſehr oft vom Haag aus nach der benachbarten Stadt Delft gegangen, aber das erſte Mal auf der Trekſcheute*) gefahren; denn ich fühlte große Neugier, es einmal mit dieſen holländiſchen Gondeln ohne Schnabel zu verſuchen. Sechzehn derſelben gehen täglich zwiſchen dem Haag und Delft nach Rotterdam u. ſ. w. Welcher Verkehr. Unter einer

*) Holl. trekschuite. Ui ſpricht wie oi, alſo eigentlich Trekſchoite, Ziehſchiff. Faſt alle Doppellaute werden anders ausgeſprochen, als geſchrieben. So lautet ou wie au, z. B. gouda, Gauda; ij wie ei, z. B. rijden wie reiden; eu und eeu wie ö, z. B. leeuw = löw; oe wie u, z. B. goed = gud; dagegen lautet unſer u wie ü; z. B. lugt ſprich lügt. — g ſpricht der Holländer aus der Gurgel, wie ch; sch, weſtphäliſch, wie s — ch; z weicher wie s u. ſ. w.

Trekſcheute denke man ſich ein Schiff, aus dem ein länglicher, oben flacher, an den Seiten ſchräger Kaſten aufſteigt, der vorn für Ballen, Kaſten und arme Leute, hinten für den Steuermann und die Bewohner des Ruſs, die friſche Luft ſchöpfen wollen, einigen Raum übrig läßt. Das Schiff iſt grün und weiß gemalt, auf der Decke des Kaſtens aber ſchwarz, denn dieſe, die auch zum Spatziergehen dienen kann, obgleich der Schiffer, Capitain genannt, dies nicht gern ſieht, iſt belegt mit einer Lage Theer, der mit Steinchen und Muſcheln feſt getreten iſt. Der Raum faßt ein dreißig, vierzig Perſonen, der Ruf (roof) aber nur zehn bis zwölf. Das Schiff wird im gelinden Trapp von einem Klepper gezogen, der von de jaager, dem Jäger, geritten wird. Doch, ich bitte Johanna Schoppenhauer um Verzeihung, daß ich ihrer neueſten vollſtändigen Beſchreibung einer Trekſcheute noch dieſe Skizze hinzugefügt. Verdrießlich iſt das viele Bücken auf dem Deck, wozu man ſich draußen gezwungen ſieht, um den Stricken anderer Schiffe zu entgehen und nicht von ihnen erdroſſelt, oder über den Hals geſchnitten zu werden. Eine holländiſche Gegend muß man aus der Trekſcheute betrachten, welche Canal entlang ſtreicht, wie eine italieniſche Gegend auf dem Rücken der Berge und eines Saumthiers, eine ruſ-

ſiſche im Schlitten. Denn erſtens ſitzt man bequem und behaglich, zweitens ſitzt man eben in der Trekſcheute und hat den Schiffer und andere ſchmauchende Mijnheers beſtändig im Geſicht und alſo eine fortdauernde Perſonenſtaffage, die der holländiſchen Landſchaft ſo eigenthümlich angehören, wie die Weiden am Ufer, die Kühe im Graſe, die eckigen Luſthäuſerchen und Landſitze im Grünen, die weite Ausſicht in der Ferne und die nach allen Himmelsgegenden zerſtreuten Mühlen. Die wenigſten von den Mühlen, die man auf dem Wege nach Delft und ſonſt in Holland (am dickſten und bei Tauſenden geſäet hinter Amſterdam) ſieht, ſind Kornmühlen, die meiſten Papiermühlen, Schnupftabacksmühlen, Oelmühlen, Pulvermühlen, hydrotechniſche Mühlen u. ſ. w. In 1¼ Stunde, oder, wie der Holländer ſagt, in fünf Quartier brachte mich die Trekſcheute nach Delft.

Delft iſt die todteſte Stadt von Holland. Es wohnen allerdings viele reiche Mijnheers darin, die von den Renten eines Vermögens leben, das ihre Vorväter wohl meiſtens aus Indien ſich holten. Aber ſie halten ſich mäuschenſtill hinter den Vorhängen ihrer Häuſer, das größte irdiſche Glück, dem ſich der reich gewordene Holländer

überläßt. Ein Capital in der Bank und ein Haus in Delft, ſeufzte der Holländer, der mich, als wir aus der Scheune geſtiegen, noch durch einige Straßen begleitete; er trug einen abgeſchabten Rock und ſah faſt ruinirt, aber glücklich aus, als er dies ſagte.

Es ſcheint, als wäre dieſe Stadt nur darum ſo ſtill und todt, um die großen Todten, die hier begraben liegen, nicht aus ihrem Schlaf zu wecken. Wilhelm von Oranien und Hugo Grotius liegen einige Schritt von einander im Chor der neuen Kirche zu Delft, Maarten Tromp und Pieter Hein in der alten. Das Familiengrab der Naſſauer ſteht in der Mitte, Wilhelms Epitaphium ſteigt prachtvoll, aber ſteif daraus hervor. An den vier Seiten deſſelben halten vier erzgegoſſene Genien über ihn Wache, der Glaube, die Gerechtigkeit, die Freiheit und die Vorſicht mit dem Dornenknittel in der Hand. Auf der Vorderſeite ſchwebt eine andere weibliche Geſtalt, ebenfalls in Erz gegoſſen, und in Betreff der Kunſt wohl die merkwürdigſte, da ſie, wie groß und ſchwer ſie iſt, nur auf einer Zehe ruht. Wilhelm von Oranien liegt in Lebensgröße ausgeſtreckt auf dem Grabe, von geſchickter Hand ſehr fein, und nach allen Originalbildern zu urtheilen, die ich von ihm

geſehen *), lebenstreu ausgearbeitet. Sein Geſicht iſt nur klein und hager, und ſeine Stirn gefurcht von den Linien tiefer Berechnung. Seinen kahlen Schädel deckt wie gewöhnlich ein Käppchen. Finſter kann man die Züge dieſes großen Mannes durchaus nicht nennen, er war auch im Leben umgänglich, freundlich und geſprächig, und wurde nur deswegen der ſchweigende genannt, weil er ſeine verſteckten Abſichten und Pläne Niemand verrieth. Dagegen hatte ſein Sohn und Nachfolger Moritz ein finſteres Geſicht und etwas von dem Lauernden, Tückiſchen und Gewaltſamen, was man an Tyrannengeſichtern ſich zu denken pflegt. Die röthlichen Haare trug er faſt auf moderne Art geſcheitelt, woran er auf dem ſchlechteſten Holzſchnitt gleich zu erkennen. Friedrich Heinrich ſah mehr gutmüthig, als geiſtreich aus; er zeigte ſich auch, beſonders im Alter, nicht von der unternehmendſten Seite. Wilhelm der Zweite hatte das ſchönſte Geſicht unter den Naſſauern. Von Geiſt und Charakter konnte er wenig Proben ablegen, da er durch einen Sturz vom Pferde im Jünglingsalter ſtarb. Die Bilder dieſer Naſſauer findet man gemalt und geſtochen in großer Menge

*) Eins, von Franz Miereveld, hängt in Delft ſelbſt auf dem Rathhauſe, das man, ſeiner alten Gemälde wegen, ſich zeigen laſſen muß.

durch ganz Holland, und ich zweifle nicht daran, daß jeder Schulknabe ſie kennt. So hat auch die Kunſt, obgleich von den erſten Naſſauern nicht ſehr begünſtigt, das Ihrige dazu beigetragen, um dieſe Familie, ſelbſt während der Zeiten, als ſie verjagt war, bei den Holländern in friſchem Andenken zu halten.

Dem Monument Wilhelms gegenüber, an der Wand, ſteht das marmorne Denkmal, das die Stadt Delft ihrem Hugo Grotius errichtet hat. Hugo de Groot iſt geborner Delfter, und die Stadt mag ſich mehr ſeiner rühmen, als Rotterdam des Erasmi-Schleichers, den ich ſchon deswegen nicht ausſtehen kann, weil er den todtkranken Hutten in Baſel niederträchtig behandelte. Dialektiſcher und ſchärfer mag ſein Hirn geweſen ſein, als das Hirn des Grotius, aber ſo große Gedanken hat es nicht gefaßt, wie Grotius in ſeinem de jure belli et pacis zu Tage legte. Erasmus hatte vielleicht noch mehr gelehrtes Leder, als Hugo Grotius, allein ich gebe um gelehrtes Leder noch weniger, als um Katzenfell, aus dem doch, geſtreichelt, elektriſche Funken herausſpringen. Und Hugo Grotius war im Beſitz jener männlichen Gelehrſamkeit, die ſich hoch über den Schulſtaub erhebt und mit der Kraft eines ungeſchwächten Geiſtes ins Leben eingreift, ähnlich,

aber noch weniger Pedant, ähnlich unſerm Niebuhr, der ebenfalls eine maſſenhafte Gelehrſamkeit männlich zu beherrſchen verſtand. Hugo Grotius war Staatsmann, Niebuhr Staatsrath. —

In der alten Kirche zu Delft liegen Maarten Tromp und Pieter Hein. Ihre marmornen Denkmäler ſind geſchmückt mit Trophäen aller Art, die auf ihre Seeſiege Bezug haben. Beide liegen ſteif ausgeſtreckt auf ihren Särgen, in der Cajüte haben ſie gewiß nicht ſo gerade gelegen. Maartens Kopf ruht auf einer Kanone, ein beſſeres Kopfkiſſen hat er ſich nie gewünſcht. Schade, daß nicht de Ruyter hier der dritte Mann iſt; deſſen irdiſche Ueberreſte befinden ſich aber auf Seeland in der Familiengruft, Waſſenaars im Haag, anderer großen niederländiſchen Seehelden zu Amſterdam und Rotterdam.

Zu den merkwürdigen Männern, die in Delft geboren wurden, zähle ich auch den bekannten David Joris, der einmal als Haupt einer wiedertäuferiſchen Secte viel Aufſehen gemacht hat. Bekanntlich predigten die Wiedertäufer des ſechzehnten Jahrhunderts, den Hauptſtücken nach, ſo ziemlich daſſelbe Evangelium, was die Saint-Simoniſten in unſerer Zeit, nur mit dem Unterſchiede, daß Jene ſich gefürchtet, dieſe ſich lächerlich mach-

ten. Ein Saint-Simoniſt iſt kaum der Schatten eines alten Wiedertäufers, und Joris von Delft, oder Jan van Leiden würde ſie nicht als ihre Schüler betrachten. Jan van Leiden iſt unter uns bekannter, ſpielt doch noch heutzutage der Wind mit dem Käfich oben am Thurm zu Münſter, worein er lebendig eingeſperrt wurde und nun ſeit einigen Hundert Jahren als Gerippe hängt. Jan van Leiden war blutdürſtiger, wilder, er betrug ſich als König wie ein Vieh. Dabei hatte er ein verzerrtes häßliches Geſicht, und ich bedaure Niemand mehr, als die armen zitternden Weiber, die in ſeine Hände fielen. David Joris hingegen war ein bildſchöner Mann, mit gedankenvoller Stirn, fein gebogener Naſe, trotzig ſicherm Munde und mit dem reichſten und krauſeſten Barte, der nur je einem ſterblichen Manne vom Kinn bis auf die Bruſt herabrollte. Früher ein geſchickter Glasmaler, lebte er ſpäter wie ein Fürſt von den Geſchenken oder dem Tribut der Gläubigen, die ihn als ihren Meſſias anbeteten. Die Weiber waren in ihm weg und er verführte eine große Anzahl Jungfrauen aus allen Ständen. Aus Delft verbannt flüchtete er nach Baſel, wo er bis an ſein Ende die koſtſpieligſte Wirthſchaft führte und vermuthlich aus Holland immer neue Schätze bezog, während er von ſeiner Seite Troſtſchreiben und

Hirtenbriefe dorthin ſandte. Er wußte ſich in Baſel ſehr auf der Hut zu halten, ſpielte den großen Herrn, umgab ſich mit einer zahlreichen Dienerſchaft und ſtand mit den Vornehmen der Stadt auf dem beſten Fuß. Erſt nach ſeinem Tode ward das Geheimniß ſeiner Perſon in Baſel entdeckt, der Senat ließ ſeinen Körper aus geweihter Erde wieder ausgraben und that ihm allen möglichen Schimpf an, was er auch geduldig ertrug.

Auffallend iſt die Beredtſamkeit im Munde dieſer Männer, ſie ging wie ein Strom aus ihnen heraus und riß ihre Zuhörer aus dem Volk gewaltſam hin. Man traut das in der Regel Holländern nicht zu, weil man ſie für zu phlegmatiſch und ſchweigſam hält. Allein, im Gegentheil, Volksberedtſamkeit iſt ihre ſtarke Seite. Davon kann man ſich überzeugen, wenn man in die Kirche oder auf den Kirmis geht. Die holländiſche Sprache hat vier Töne in der Macht, welche unfehlbar in den großen Haufen einſchlagen, den beweglichen und kläglichen Ton, den pathetiſchen und prahlenden Ton, den dumpfen Geiſterton und den ſpaßhaften Kasperleton. Mit dieſen vier Tönen der Sprache oder des Organs kann der Redner aus dem gemeinen Volke machen, was er will; daher die holländiſchen Demagogen äußerſt

gefährliche Leute ſind, wie die Rederijker *) und die ſpätern Patrioten bewieſen.

*) Die Rederijker ſind eigentlich eine verſifiſicirende Zunft, die in früherer Zeit Aufzüge und romantiſche Poſſen zum Beſten gab. Sie verſpotteten die Spanier und Alba. Jan van Leiden und Joris waren in ihrer Heimath Rederijker geweſen, und man bemerkte, daß der Erſtere ſchon damals am liebſten Könige ſpielte.

Leiden.

Die erste Frage, die ich bei meinem Besuch in Leiden that, war: „wo habt ihr Schill's Kopf." Der Leser muß wissen, daß der Kopf des unglücklichen Mannes, schändlich zerhauen, wie er ihn in seiner Todesstunde sinken ließ, von Stralsund durch die holländischen Truppen nach Holland kam, wo er zu Leiden in eine Spiritusflasche gesetzt, unter Mißgeburten aufbewahrt wurde. Auf der Anatomie von Leiden hat er gestanden noch im Jahr 1817, und der König, für den dieser Tollkopf fiel, hatte ihn bis dahin noch nicht abgefordert. Wo habt ihr Schill's Kopf, fragte ich also den Famulus. „Er ist seit einigen Jahren aus der Anatomie verschwunden, man weiß nicht wie, durch wen und wohin; vermuthlich hat ihn Jemand gestohlen." „Das ist gut," antwortete ich, „so brauche ich nicht der Dieb zu sein."

Von der Anatomie in Leiden und gar von

dem ungeheuern Naturaliencabinet erwarte man von mir keine Beſchreibung. Letzteres iſt, wie in Göttingen die Bibliothek, das einzige Reſiduum von Leidens ehemaligem Ruhm und gelehrter Größe. Gegenwärtig kein eminenter Mann unter allen Profeſſoren. Den Saal des akademiſchen Gebäudes, deſſen Wände von oben bis unten mit den Bildern jener alten Herren behangen ſind, habe ich geſehen, wenn auch nicht mit dem heiligen Schauer betreten, wovon Niebuhr einſt ſprach, als er uns Studenten in Bonn ſeine Empfindungen beim Eintritt in dieſen Saal ſchilderte. Boerhave achte ich am meiſten, er hat ein rothes, ruſticoſes Geſicht. Scaliger halte ich für den beſten Kopf. War es nicht Scaliger, der bei Anweſenheit eines deutſchen Kaiſers ſeinen Doctormantel abwarf und, um dem Kaiſer vom Kriegstanz der alten Griechen, der Pyrrhichia, einen anſchaulichen Begriff zu geben, dieſen Tanz mit allen möglichen Feinheiten und Schwenkungen vor den Augen des erſtaunten Kaiſers aufführte? Ich glaube, ja.

Merkwürdig ſcheint es mir, daß die Philologie in Aegypten entſprang und in Holland vorzüglich blühte. Eratoſthenes war bekanntlich der erſte große Pedant, der ſich Philolog nannte, Ruhnkenius vielleicht der Letzte, der dieſes Namens im alten Sinne würdig war.

Die Holländer — ich will bei dieſer Gelegenheit einmal abſpringen — haben überhaupt viel Aehnlichkeit mit den alten Aegyptern. Schon das ſumpfige Element, das Land, das ſie bewohnen, die Luft, die Canäle, Dämme, Schleuſen, Trekſchenten, Schein, Nil, die wimmelnde Menſchenzahl, in Aegypten auf 800 Quadratmeilen, noch unter den Ptolomäern etwa 20000 Dorfſchaften und ſieben Millionen Menſchen, in Holland, das iſt in Nord- und Südholland auf 100 Quadratmeilen, Dünen, Moor und Seen mitgerechnet, ein 800,000 Menſchen. Und dieſe ſelbſt, die Aegypter hager und olivenfarbig, die Mijnheers in der Regel hager und käſefarbig; die Aegypter gute Mathematiker und Geometer, die Holländer ebenfalls; die Aegypter gute Aerzte, die Holländer ebenfalls; die Aegypter berühmt wegen Verfertigung des Papiers, der Leinwand, des Töpfergeſchirrs, die Holländer ebenfalls; die Aegypter äußerſt mäßig im Eſſen, die Holländer ebenfalls. Doch haben ſie auch ihre Unähnlichkeiten, und die hauptſächlichſte iſt, daß der Holländer, ſo trocken er ſein mag, dennoch das Feuchte liebt und viel trinkt, was der Aegypter nicht thut. Der Holländer tunkt ſeinen Zwieback in Thee, ſein Ruder in die See, ſeinen Geiſt mitunter in Humor und ſeinen Pinſel bald in den Theertopf zum

Anſtreichen eines Schiffes, bald auf die naſſe Farbenpalette, um Meiſterwerke der Kunſt hervorzubringen. Der Aegypter haßte und fürchtete die See und hämmerte und ſteinhauerte lieber, als er malte.

Hunger ertragen kann der Holländer eben ſo lange, als der Aegypter oder Jude; deß Zeugniß ſind die holländiſchen Belagerungen im ſechzehnten Jahrhundert. Die Belagerung von Leiden iſt in dieſer und anderer Hinſicht ſo intereſſant, daß ich ihr das folgende Capitel allein anweiſe.

Studenten waren nur ſehr Wenige in Leiden zurückgeblieben, ſie ſtanden mit denen von Utrecht und Groningen im Grenzlager und machten den dreitägigen Feldzug mit, wobei ſie einen ihrer Cameraden verloren. Ich glaube, es ſind in den Schlachten von Löwen und Hoſſelt nicht zehn Mann geblieben. Ein Student hat in dem jährlichen Muſenalmanach der Univerſität Leiden die Begebenheiten und Abenteuer des Studentencorps in dieſem Kriege dargeſtellt; es iſt unglaublich, wie wohlfeilen Kaufs die Holländer mit dem Sieg davongingen. Mit tauſend holſteiniſchen Bauern hätte ich es der holländiſchen Armee ein wenig ſchwerer gemacht. Die holländiſchen Schütter wollten ſogar einmal nicht vorwärts, bis ihr Anführer ihnen die Fahne vorauftrug und ſie auf dieſe

Weise dazu nöthigte. Aufrichtig gestanden, ich glaube, daß die Holländer ganz gute Belagerungstruppen vor und in der Festung sind; als solche haben sie sich auch in Spanien unter Papa Chassée beim Sturm von Saragossa gezeigt, und im Nothfall werden sie dies auch bei etwaniger Belagerung Mastrichts oder der Citadelle von Antwerpen darthun; allein für Marsch- und Schlachttruppen halte ich sie nicht.

Später sah ich die Leidener Studenten auf ihrer Heimkehr zu Leistendam, einem am großen Canal zwischen Delft und Leiden gelegenen freundlichen Dorfe, wo sie übernachteten. Es war ein heitres Volksfest, die Brücken, die Häuser erleuchtet und in der Mitte des Canals, der im wiedergespiegelten Feuer sich mit zu freuen schien, eine Bande Musikanten, die patriotische Lieder aufspielten. Die jungen Leute spazierten theils draußen unter dem Volk umher, theils saßen sie mit ihren Wirthen und deren Familie am Tisch, aßen, zechten, sangen und waren guter Dinge. Die Vorhänge und Gardinen, die sonst immer dicht zugezogen sind, waren den Abend gelüftet und Jeder konnte in die Stube hineinsehen und die innere Wirthschaft nach Herzenslust betrachten. Das fand ich hübsch von den Holländern. Ich verließ dies schöne Fest mit bewegtem Herzen — ich dachte an

die Heimkunft unſerer deutſchen Jünglinge aus dem „heiligen Kriege," an den Volksjubel, an das Entzücken ihrer Eltern, Geſchwiſter, Bräute, an ihr eigenes Entzücken, ihren Stolz, ihre Hoffnungen — und denſelben Tag hatte ich in der Zeitung den Namen des verbannten Follenius geleſen. —

Die Leidener Studenten, die den andern Tag feſtlich in Leiden einzogen, begleitete ich mit dem Wunſche, den Gebrauch der Waffen nicht zu verlernen *).

*) Bekanntlich machten ſie bisher ihre Uneinigkeiten mit Stöcken aus.

Die Belagerung von Leiden.

Leidens Belagerung macht einen denkwürdigen Abſchnitt in der holländiſchen Geſchichte. Zum erſten Mal ſcheiterte die ſpaniſche Macht vor einer holländiſchen Stadtmauer. Vom October 1573 bis zum März 1574 lag der ſpaniſche Oberſt Valdez mit einem ſtarken Heer vor der Stadt und ſchnitt zu Lande und zu Waſſer ihr alle Zufuhr ab, wodurch er die Bürgerſchaft in die grenzenloſeſte Noth, aber nicht zur Uebergabe brachte. Nachdem die Belagerten alle Hunde, Katzen, Ratzen und Mäuſe, die ſie fanden, als Leckerbiſſen verzehrt, friſteten ſie ihr Leben durch Baumblätter, die ſie in Salz und Eſſig tunkten. Nur einmal bemächtigte ſich ihrer die Verzweiflung. Männer, Weiber, Kinder, Greiſe, ein langer Zug von Geiſtern, ſchleppten ſich hohläugig und mit verſagenden Knieen nach dem Rathhauſe und forderten unter Geſchrei und Drohungen entweder Brod, oder offene Thore. Der

vorsitzende Bürgermeister trat hervor und sprach: „Bürger, ihr wißt, ich habe meinen letzten Bissen mit euch getheilt. Jetzt nehmt mich selber hin, schlachtet mich, viertheilt mich, stillt euren Hunger mit meinem Herzen; aber die Stadt übergebe ich nicht. Bürger, ich beschwöre euch, gebt der Hoffnung noch einige Frist, denn die Hülfe ist nahe." Nach diesen Worten legte sich der Aufruhr. Die Bürger erschüttert, weinend, umfaßten die Knie ihres Bürgermeisters, vertheilten sich wieder in ihre Häuser, auf die Wälle, um aufs neue zu streiten und zu hungern.

Van der Werf heißt der Mann, dessen Seelengröße in diesem entscheidenden Augenblick die Stadt und höchst wahrscheinlich ganz Holland rettete. Wunderbarer Erfolg eines raschen, großen Gedankens, dem ohne Zweifel wirkliche Hingebung zu Grunde lag. Denn mehr als Wort und rednerische Blume muß das gewesen sein, was er sprach. Niemand speist verhungerte Menschen mit Worten ab. Niemand flicht dem Tiger, Hunger genannt, eine Kette aus Blumen der Beredtsamkeit. Ein hungriges Volk zum Aufbruch der Bäckerladen zu reizen, dazu braucht man weder Demosthenes noch Cicero zu sein. Um aber den Rest edler Gefühle, um Scham, Mitleid, Muth, Hoffnung, im blutlosen Herzen eines verhungerten

Volks aufzuwecken, dazu muß man mehr ſein, als Cicero und Demoſthenes, mehr als Redner, ein Mann der That. Van der Werf war ein ſolcher. Er that für Leiden daſſelbe, was Ripperda für Harlem. Er gehörte zu den Männern, von denen man ſagt, daß ſie ganz allein vor die Breſche treten. Nicht genug kann man des Prinzen von Oranien Scharfblick rühmen, der gerade die tauglichſten, entſchloſſenſten Männer im kritiſchen Augenblick dorthin poſtirte, wo viel, ja Alles von ihnen abhing. Beide, van der Werf und Ripperda, waren Partiſane des Prinzen, und vom Erſteren weiß ich ſicher, daß er Wilhelm ſeine Stelle verdankte.

Nun höre man auch den Verfolg und das glückliche Ende, das van der Werfs ſtandhaften Muth und der Bürgerſchaft Entſagungen krönte. Ins Mittel ſchlugen ſich der Zufall und das Schickſal, der Zufall in Geſtalt eines Mädchens und das Schickſal in der Perſon des Prinzen von Oranien, den man wohl mit Recht das perſonificirte Schickſal der nördlichen Niederlande nennen kann.

Der Zufall oder ein Mädchen auf folgende Art. Der Anführer des ſpaniſchen Belagerungsheeres, Franz Valdez, hatte ſich verliebt in eine ſchöne Haagerin und machte ihr den Hof. So

viel Zeit er ſich abmüſſigen konnte im Lager, brachte er in den Armen ſeiner Geliebten, im benachbarten Haag zu. Während deſſen ereignete ſich in der belagerten Stadt oben erzählter Vorfall. Valdez, mehr als je von der Entmuthigung und Erſchöpfung der Bürger überzeugt, beſchloß allgemeinen Sturm. Zufällig aber ging dem Tage, den er zur Ausführung dieſes Plans anberaumt, eine Geſellſchaft zu Ehren ſeiner Geliebten vorher, der er ſich nicht entziehen mochte, weil er dies Feſt ſelbſt veranſtaltet hatte. Er entſchlüpfte nach dem Haag und fand Magdalena Moons — das war der Name ſeiner Geliebten, die auch ſpäterhin ſeine Frau ward — aber nicht in der heiterſten Stimmung. Unruhig fragte er ſie nach der Urſache ihrer Trauer. Ich ſollte nicht traurig ſein, ſagte Magdalena. Ich weiß Alles. Morgen läßt du ſtürmen, und eine Stadt, die ich liebe, wo ich ſo viel Freunde und Verwandte habe, wird vom Jammergeſchrei der Beraubten und Gemordeten wiederhallen. Warum ich nicht heiter bin? Wie kann ich jemals in meinem Leben wieder froh und heiter werden, wenn du dein Vorhaben glücklich ausführſt. — Ach die Stimme, die Klage, die Thräne eines Mädchens, das wir in den Armen halten und das ihr Geſicht von uns abwendet — auch Valdez fühlte ihre Kraft und Bezauberung. Er

gab ihr auf der Stelle heimlich das Verſprechen, nicht zu ſtürmen, Leiden überhaupt nicht im Sturm einzunehmen. Um ſo eher glaubte er, was die Liebe ihm abnöthigte, mit der Pflicht zu reimen, um ſo überzeugter er ohnehin war, es werde die ausgehungerte Stadt von ſelbſt und ohne Verguß eines Bluttropfens in Kurzem ſich ergeben.

Der Menſch denkt, Gott lenkt. Niemals machte ein Gaſt unter dem Monde ſo ſehr ſeine Rechnung ohne den Wirth, als Franz Valdez vor Leiden. Der Prinz von Oranien war kein müſſiger Zuſchauer von der Belagerungsſcene geweſen. Ohne hinlängliche Landmacht nicht im Stande, den Spaniern auf gewöhnlichem Wege auf platter Erde und trockenem Boden die Spitze zu bieten, hatte er ſich ein zuverläſſiges, obwohl koſtbares Mittel ausgedacht, ſeine Abſicht, die Entſetzung der bedrängten Stadt, zu erreichen. Zu Delft, ſeinem gewöhnlichen Aufenthalt, ließ er eilig eine Flotte zimmern, eine Art Floßſchiffe mit niedrigem Boden, ungefähr hundertundfunfzig an der Zahl. Dieſe bemannte er mit ſeinen ſeeländiſchen Waſſergeuſen, die damals zuerſt ihr Schild mit der Umſchrift, lieber türkiſch als papiſtiſch, auf den Hut ſteckten, und nachdem er die Staaten von Holland zur Durchſtechung der Maas- und Yſſeldeiche bewogen — eine Ueberſchwemmung die ſieben

Tonnen Goldes zu ſtehn kam — ließ der auf dem zum Waſſer gewordenen Lande ſeine Flotte nach Leiden auslaufen. Die nichts ahnenden Spanier wurden plötzlich durch den ſeltſamſten und wunderbarſten Anblick der Welt in Schreck und Staunen geſetzt. Sie hätten, bemerkt Strada, dieſen Vorgang bewundert, wie die Römer ihre Schauſpiele, in denen ſich vor den Augen des Volks Wälder und Felder auf einen Wink in Seen und der Kampf zu Lande in ein Seetreffen ſich verwandelten, hätten ſie nicht zugleich bemerkt, es ſei das neue Element mit ſeinen ſchwimmenden Soldaten nur zu ihrem Untergang heranbeſchworen. Dennoch gaben ſie nicht gleich die Hoffnung auf, ſich zu halten, wenn gleich die, die Stadt durch Hunger zu bezwingen, gleich Anfangs zu Waſſer wurde, indem Frachtſchiffe mit Lebensmitteln aller Art glücklich in die Stadt drangen. In dieſem Augenblick zeigte ſich der ſpaniſche Soldat ſeines Alba würdig. Unverzagt machten ſie den Verſuch, das an- und aufſchwellende Waſſer einzudämmen, und dem doppelten Feind die Spitze zu bieten. Aus den niedrigen Verſchanzungen beinahe mit Gewalt herausgeſchwemmt, flüchteten ſie in die höheren, und wie einſt nach Cäſars Commentarien die Nervier gegen Quintus Cicero, ſo gruben ſie mit ihren Schwertern in die Erde und trugen

Erdklumpen in Helm und Harnisch zusammen. Doch alle Mühe half zu nichts. Des Wassers wurde immer mehr und mehr und eine plötzliche Springfluth, die mit Westwind heranstürzte, erhöhte die Gefahr. Sie mußten flüchten. Doch eben die Flucht war Vieler Tod. Man denke sich das Schreckliche ihrer Lage und das Mißverhältniß des Kampfes, sie zu Fuß, ihre Feinde und Verfolger zu Schiff. Das Wasser ging ihnen an den Nabel, mitunter bis an den Mund und durch ihre aufgelösten Reihen, kreuz und quer schifften die Wassergeusen und trieben mit ihnen mehr die blutige Kurzweil eines Fischfanges, als sie auf einen menschlichen Zweikampf sich einließen. Die Spanier wurden im eigentlichen Sinn harpunirt wie die Fische, denn die Holländer warfen Stricke mit eisernen Haken nach ihnen aus und zerrten sie todt oder lebendig, im Fleisch oder nur an Hosen und Wämsern in die Böte, wo sie über einander aufgeschichtet lagen. Dennoch, in dieser Todesnoth, fehlte es einigen Spaniern nicht an Muth und Geistesgegenwart. So ergriff ein harpunirter Feldwebel, der, für todt angesehen, im Boote lag, ein Beil zu seinen Füßen, stürzte sich wie das Wetter unversehens auf die gräßlichen Fischer, hieb den ersten, zweiten, dritten von hinten zu Boden, jagte die übrigen ins Wasser und kam mit mehre-

ren Spaniern, die er unterwegs aufnahm und rettete, glücklich und wohlbehalten bei der Hauptmacht des Valdez an.

Ich kann dieſe Darſtellung nicht ſchließen, ohne zugleich der glücklichen Folgen zu gedenken, welche die ruhmvoll überſtandene Gefahr für die Stadt Leiden hatte. Die Univerſität war die erſte und unmittelbare Folge. Die Stiftung derſelben durch den Prinzen von Oranien, der den Einwohnern die Wahl zwiſchen ihr und Abgabenfreiheit auf eine Reihe von Jahren überließ, fällt gleich ins Jahr 1575, alſo kaum ein Jahr nach Abzug der Spanier. Eine andere Folge war das Herbeiſtrömen der in den katholiſchen Niederlanden bedrängten und verfolgten Wollarbeiter, die in Leiden einen erprobten und ſichern Zufluchtsort ſahen. Zu dieſen kamen in ſpäterer Zeit die refugiés Ludwigs des Vierzehnten. Dadurch allein kam die Stadt ſo ſehr in Flor, daß ſie eine Zeit lang mehr Hände mit Wollſpinnen allein beſchäftigte, als gegenwärtig leider Gabel und Meſſer darin führen. Denn die Gewerbe der Stadt ſind ſeit dem Utrechter Frieden eben ſo heruntergekommen, wie die Univerſität, weil, wie es ſcheint, die Induſtrie in Holland überhaupt aus Mangel an nationalem Kunſtſinn und rechter Kunſtbefähigung keine Wurzel faſſen kann. Zahlen werden die Zu- und Ab-

nahme am schnellsten erläutern: 14,000 Menschen zur Zeit der Belagerung, wovon 6000 darauf gingen; 80,000 zur Zeit des westphälischen Friedens, kaum 30,000 gegenwärtig. Auch die Universität wird im Durchschnitt nur von 450 Studenten besucht. Früher machten allein die Engländer, die zu Leiden hörten, eben so viel und mehr aus.

Harlem.

Die holländiſchen Städte unterſcheiden ſich weniger durch ihren Anblick, als durch ihren Geruch. Schiedam und Gouda (Gauda) z. B. ſehn ſich ähnlich, wie ein Holländer dem Andern; allein Gouda riecht nach Käſe und gebrannten Pfeifen, Schiedam nach gebranntem Wacholder. Es iſt nämlich mit den holländiſchen Städten nicht ſo, wie mit den deutſchen, daß man an einem Orte eine mannigfache, für Stadt und Umgegend hinreichende Induſtrie treibt; hier hat vielmehr jede Stadt ihr ausſchließliches Getriebe, das ſie ſich untereinander nicht ſtreitig machen. So iſt Gouda die einzige Stadt in Holland, welche die bekannten, weit verführten holländiſchen Pfeifen backt, wozu ſie den Thon, wenn ich nicht irre, aus dem nördlichen Brabant erhält. So Schiedam die einzige Stadt, welche Genever brennt und nicht allein Holland und die Holländer, ſondern aus-

wärtige Liebhaber in großer Anzahl mit dieſem Getränke verſorgt: Thurm und Häuſer ſind ſchwarz vom ewigen Dampfe, ſelbſt die weißen Mützen und Schürzen der Weiber ſehn nicht ſo reinlich aus, wie anderswo.

So kann man ſagen, daß Amſterdam vorzugsweiſe nach Pfeffer, Delft nach Töpfen, der Haag nach Oranjen und vor Allen Harlem nach Blumen und Blumenzwiebeln riecht. Ich zog im Frühling in dieſes Reich der Flora ein, ward vor den Thoren wie ein König begrüßt, hundert und aber hundert Blumenbatterien bewillkommten mich und ſchoſſen aus Millionen Kelchen und Duftſchlündchen das feine Pulver ihrer Wohlgerüche ab. Ja, hier hat die Göttin ihre Reſidenz aufgeſchlagen, hier, wo die Winde, wie anderswo über Kartoffelfelder, über Hiazinthenfelder, Roſenfelder, Tulpenfelder wehn, hier hat ſie ihren Sitz, ich will ſagen, hier ſchwebt ſie nicht, wie in unſern Gärten eilfertig und mit nachläſſiger Hand aus ihrem Füllhorn Blumen ſtreuend vorüber, hier weilt ſie, hier ſitzt ſie, hier verrichtet ſie, um holländiſch naiv zu ſprechen, ihre Blumennothdurft.

Harlem iſt das holländiſche Schiras, das Harem der Blumen. Seine Gärtner ſind reiche Sklavenhändler, welche die roſigen und tulipaniſchen

Schönheiten für die Harems der Vornehmen und Reichen auferziehen. In früherer Zeit ging der Handel mit den süßen Geschöpfen beinah ins Unglaubliche, es kostete eine schöne Hiazinthe, eine schöne Tulpe in der That nicht viel weniger, als eine schöne Georgierin oder Tschirkassierin. Die Bildnisse der reizendsten Blumen wurden, sauber gemalt, an verliebte und verrückte Blumenprinzen in Europa umherversandt. Noch jetzt sind aus den Registern der harlemmer Blumenhändler die erstaunlichen Preise zu ersehen, wofür diese und jene Blume verhandelt worden. So kostete die Tulpe, genannt Admiral Liefkees, ihrem Liebhaber 5200 Gulden, und eine andere, der Semper Augustus ward mit 4500 Gulden bezahlt. Es gab Jahre, in welchen die Stadt Harlem ein zehn Millionen im Blumenhandel stecken hatte.

Gegenwärtig, da die theuerste Hiazinthe nicht den Preis von zehn bis funfzehn Gulden übersteigt, kommt uns die Geschichte von einer solchen blumenrasenden Zeit kaum glaublich vor, sie klingt wie ein Mährchen aus tausend und einer Nacht. Allein als wirkliche und nur zu sehr beglaubigte Thatsache, gibt sie den Stoff zu sehr ernsthaften Betrachtungen und zwar zu solchen, die über den Charakter des vorigen Jahrhunderts, das unsinnig erworbene Reichthümer eben so unsinnig wieder

vergeudete, kein ſehr vortheilhaftes Licht werfen. Menſchen, dachte ich, als ich an den Blumengärten und Landhäuſern Harlems vorüber dem Thor zufuhr, Menſchen, die ſo viel Werth auf eine Blume ſetzen, ſind mehr als Thoren, ſind Egoiſten, ſetzen wenig oder keinen Werth auf ihre Mitmenſchen, auf die ſchöneren Blumen der Humanität. Ferner, eine Zeit, die ſolche Blumennarren in ihrem Schooße trug, war unfähig, große öffentliche Charaktere zu erzeugen.

Ich führte aber bei dieſer Gelegenheit meine Betrachtungen noch weiter, ich blieb nicht bei der einzigen Liebhaberei für Blumen ſtehn, ich dachte an das ganze Liebhaberweſen und deſſen ſchädlichen Einfluß auf Sitte und Geſellſchaft. Wir ſind, ſagte ich zu mir, noch viel zu duldſam gegen dieſe kleinlichen Abarten und Zerrbilder der Liebe, die wir Liebhabereien nennen. Einige derſelben entſchuldigen wir, andere finden wir ganz natürlich, noch andere ſogar lobenswerth. Allein, geben wir Acht, es verbirgt ſich eine Schlange unter den Blumen. Jede Liebhaberei, ſo grün und unſchuldig ſie ausſieht, iſt von Haus aus gefährlich, thut über kurz oder lang, Abbruch der wahren Liebe. Je mehr geliebhabert, deſto weniger geliebt, das Wort möchte ich zum Sprichwort machen. Frauenzimmern verzeihe ich ihre Liebhabereien noch

eher, als Männern. Betrachtet nur die Männer, von denen man ſagt, daß ſie ihr Steckenpferd reiten — ein ſcherzhafter Ausdruck, mit dem wir über die Sache wegzulächeln gewohnt ſind. Betrachtet ſie, ihr geſelliges, öffentliches Leben, was ſie thun und treiben, wie ſie von der Welt berührt werden und wieder auf die Welt einwirken, ihr werdet von den Reſultaten eurer Beobachtungen nicht ſehr erbaut ſein — verſchrumpfte Gefühle, engherzige Anſichten des Lebens, Eigenſüchteleien, Unempfänglichkeit für die großen Gegenſtände der Zeit, die jedes Mannes Bruſt heben und erweitern ſollten. Es iſt daher wahrer, als auffallend, daß kränkelnde und verfallende Abſchnitte der Geſchichte ſich gleich durch die wachſende Zahl ihrer Liebhabereien ſymptomiſch verrathen, ja daß ſolche Zeiten eben deswegen ſchlecht und unwürdig ſind, weil ſich alle Liebe der früheren Zeit in Liebhaberei aufgelöſt, weil die himmliſche Liebes- und Lebensflamme, die ein Volk durch alle Adern des geſellſchaftlichen Körpers durchglühte, in die Aſche des Egoismus verſank. Athen und Rom liefern Beiſpiele ſolcher Zeiten, in denen der öffentliche Geiſt erliſcht, alles Heilige, Schöne und Große der Vorzeit, wie Bilder im gebrochenen Spiegel, verzerrt erſcheint, und wo man von den Menſchen nicht mehr ſagen kann, daß ſie für etwas begei-

ſtert ſind, ſondern höchſtens, daß ſie auf etwas verſeſſen. Welches Urtheil ſoll man zum Beiſpiel fällen von jenen Athenienſern, die einem fremden Abenteurer Tauſende von Bildſäulen errichteten, die ſie hinterher zerſchlugen? Soll man die unerhörte Menge der Bildſäulen als Beweis anführen, daß die Kunſtliebe der Athenienſer aus dieſer Zeit die Kunſtliebe der Athenienſer aus der Zeit des Themiſtokles und Perikles überſtrahlte, oder ſoll man nicht eher darin ein Zeugniß erblicken, daß die echte Kunſtliebe damals eben ſo tief geſunken war, als das Gefühl für die Ehre und den Ruhm des Staates, und ſoll man nicht eine Strafe der Götter darin ſehen, welche die edelſte Leidenſchaft, die Liebe für die Kunſt, in den Wahnſinn der Kunſtliebhaberei verwandelten, als die Athenienſer ſich ihrer früheren Gunſt unwürdig betrugen? Und jener römiſche Senator, der ſich lieber in die Verbannung ſtoßen ließ, als daß er es übers Herz brachte, dem Sulla ſeinen Siegelring abzuſtehn — erkennt man in ihm den Enkel des Mutius Scävola, der ſich den Finger mit der Hand abſengen ließ, um einen Tyrannen, der ſein Vaterland bedrohte, in Furcht zu ſetzen?

Welche tolle, welche abgeſchmackte, welche lächerliche, welche grauſame Liebhabereien bezeichnen den Verfall der römiſchen Weltſtadt, von

Sulla bis zum gänzlichen Sturz derſelben. Gladiatorenſpiele, Thierkämpfe, Wagenrennen, Fiſchteiche, falſche Haare, goldene Häuſer, Knabenſchande und hundert andere Verirrungen, die man in dem einen Nero ſich perſonificirt denken kann. Ja, ſieht man, daß ſo Alles in dieſer Zeit im verzauberten Irrgarten der Liebhaberei umhertaumelt, ſo wird man ungewiß, ob man ſelbſt den Dolch, den Brutus in ſeines Wohlthäters Bruſt tauchte, für den echten Dolch des alten Brutus oder für ein falſches Liebhaberinſtrument halten ſoll, ähnlich dem goldnen Schlägel, mit dem der in die Muſik verliebte tolle Kaiſer auf öffentlicher Schaubühne die Zither rührte. War Brutus in die Freiheit verliebt, wie Nero in die Muſik, ich wage es nicht zu entſcheiden; nur ſo viel muß ich geſtehn, ſeine That hat mich nie begeiſtert.

Aehnlich verfallen war auch die Zeit, die auf den weſtphäliſchen Frieden folgte, jene ſchlechte Zeit, aus deren egoiſtiſchem Miſtbeete nicht allein die obenerwähnte Blumenliebhaberei hervorwuchs, ſondern ein Wald verkrüppelter Neigungen und Liebhaberpilze, die kein geſundes Gewächs neben ſich aufkommen ließen. Die Religion, was war ſie anders zu dieſer Zeit, als eine Liebhaberei theologiſchen Dogmengezänkes, was anders die Politik, als eine Liebhaberei eitler Ceremonien und

liſtiger Verſpinnungskünſte, die Philoſophie, als eine Liebhaberei lateiniſchen Wortſchwulſtes, die Poeſie, als eine Liebhaberei des Verſedrechſelns, die Kunſt ſelbſt, z. B. die Bildhauerkunſt, als eine Liebhaberei, die Natur zu verſchneidern und eine Paradepuppe an die Stelle der Göttin zu ſetzen. Und die Liebe der Kunſt, was war ſie anders als Liebhaberei der Reichen und Vornehmen für glänzende und koſtbare Privatcabinette? Wie Plinius in ſeiner für die Sittengeſchichte Roms ſo merkwürdigen Naturgeſchichte die Kunſtſammelwuth ſeiner Zeitgenoſſen beurtheilt und richtet, iſt ſicher manchem meiner Leſer bekannt. Wir Neuern ſind andern Sinnes in dieſem Punkt. Wir beloben und preiſen den Kunſtſinn reicher und vornehmer Herren, die es ſich viel Geld koſten laſſen, um die Wände ihrer Gallerien mit Gemälden, ihre Mappen mit Kupferſtichen, ihre Schieber und Glaskäſtchen mit Münzen, Medaillen und geſchnittenen Steinen anzufüllen. Wir beloben ſie dafür, denn, ſagen wir, die Liberalität dieſer Männer gereicht der Kunſt und den Künſtlern eben ſo ſehr zur Aufmunterung, als dem Publicum zum Vergnügen und den Liebhabern zur Geſchmacksbildung. Plinius dagegen ging von einem ganz verſchiedenen Geſichtspunkt aus. Wo wir Kunſtſinn ſehen, ſah er Eitelkeit, was wir Liberalität nennen,

nannte er Hochmuth, was wir bezeichnen als Verdienſt ums Publicum, bezeichnete er als eine Verſündigung an der res publica. Ohne Zweifel, wir werden ſeinen Geſichtspunkt theilen, ſobald wir nur ein wenig aus der Dämmerung unſerer Begriffe über das öffentliche Leben und über bürgerliche Tugenden in den altgriechiſchen und altrömiſchen Tag hineintreten. Bis dahin können wir vorläufig wenigſtens eins zur Einſicht bringen, daß nämlich die Kunſt- und Cabinetliebhaberei des vorigen Jahrhunderts (im ſiebzehnten und ſechzehnten gab es noch wenige Privatcabinette) ſo viele Tonnen Goldes ſie auch für Gegenſtände der Kunſt vergeudet hat, weder dieſer noch den Künſtlern zu gut gekommen, ſondern nur zur Bereicherung der Mäkler und Kunſthändler gedient hat. Die alten bewunderten Künſtler, deren Arbeiten man mit Gold aufwog, hatten gelebt und waren geſtorben, dem größten Theil nach, in ſeliger Armuth. Sie nahmen die Kunſt mit ins Grab und kein Ducatenregen war im Stande, ſie wieder zu befruchten; auch wird ſie dort begraben liegen trotz aller Protection königlicher Gönner und Liebhaber und nicht eher auferſtehn, als bis ihre Zeit gekommen, bis ein neues Geſchlecht ſeine Liebe ihr zuwendet und der friſche Lebenswind ſie von ihrem Leichengeruch befreit. Denn die Liebe

und nur die Liebe iſt es, die ſchafft und belebt, Liebhabereien ſind todt und unfruchtbar, taugen nichts, taugen den Teufel nichts, ſo ſchön ſie ſich auch bemänteln.

Man halte mir meinen Eifer zu gut, ich berührte da die ernſthafte Seite, die das Unweſen der Liebhabereien darbietet, und es ſchien mir an der Zeit zu ſein, einmal ein ernſtes Wort darüber zu ſprechen. Die Liebhaberei iſt eine Schwäche, bald des Verſtandes, bald des Herzens, am öfterſten beider zugleich. Schwächen verzeihen wir nur zu leicht, ſind ſie noch dazu liebenswürdig, ſo möchten wir ſie an unſern Freunden kaum miſſen. Unleidlich finden wir nur diejenigen, die mit unſern eigenen Schwächen in Colliſion gerathen; dann ziehn wir ein Geſicht, wie der Vogelſteller, wenn er den Jäger mit der Büchſe heranſchleichen ſieht.

Viele Liebhabereien, ja die meiſten, haben aber auch ihre komiſche, von den Luſtſpieldichtern noch keineswegs erſchöpfte Seite. Holland allein beſitzt noch Fundgruben von Liebhabernarrheiten, die ſo ergiebig ſind, daß man den Spaß mit Händen davontragen kann. Das holländiſche Luſtſpiel würde ſich ihrer erfreuen, wenn es ein holländiſches Luſtſpiel gäbe. Es gibt anſteckende Liebhabereien und ich ſelbſt bin durch die Holländer

zu zweien verführt, die für Kupferſtiche und — für harlemmer Leinewand, die aber beide glücklicher Weiſe für mich zu koſtſpielig ſind, als daß ich große Gefahr dabei laufen ſollte. Ich kann jedoch verſichern, daß in einem halb Dutzend Mappen mit Kupferſtichen, und ein Paar Dutzend feinen zu Harlem gebleichten Hemden großer Reiz für mich liegt. Seitdem ich aber gehört und auch ſelbſt in Erfahrung gebracht, daß die harlemmer Leinwand ihre ſchimmernde Weiße einer gewiſſen Lauge verdankt, welche den Faden anfrißt und das Leinen weniger haltbar macht, als z. B. das ſchleſiſche, ſo bin ich nachdenklich geworden über dieſen Punkt, und ſeitdem ich in Betrachtung gezogen, daß man für ein 70 bis 80,000 Gulden allerdings eine erträgliche, ziemlich vollſtändige Kupferſtichſammlung anlegen kann, wie z. B. der Miniſter van Stolk im Haag eine ähnliche beſitzt, ich aber immer um den letzten Gulden in Verlegenheit ſein würde, ſo habe ich mich entſchloſſen, mich vorher erſt durch einen ſteinreichen und kinderloſen Mijnheer adoptiren zu laſſen, ehe ich es auf eine dergleichen Sammlung anlege.

Jedoch, die Erwähnung der harlemmer Leinewand erinnert mich daran, daß ich dies Capitel nicht „Liebhabereien," ſondern „Harlem" überſchrieben habe. Man ſollte faſt denken, daß ich

über Harlem nichts zu ſagen wüßte, da ich mich ſo leicht bei Gelegenheit der harlemmer Blumen in eine allgemeine Betrachtung verlor. Großes Unrecht hat man nicht. Was ich über die Gärtnerei, die Bleichen, den berühmten Blumenkohl, das harlemmer Holz und dergleichen anführen könnte, haben deutſche Reiſebeſchreiber ſehr gründlich und ausführlich beſchrieben, zuletzt noch Herr von Grouner in ſeiner landwirthſchaftlichen Reiſe durch die Niederlande. Nach Thümmel's harlemmer Wirthin habe ich mich nicht erkundigen mögen. Als ich zur Kirmiszeit in Harlem war, und vor dem Thor ſpatzieren ging, glaubte ich in der That das Geſicht ihrer Tochter oder Enkelin zu erkennen, es leuchtete mir ſo etwas vor dem offenen Fenſter eines Wirthshauſes, und die Trompeter und die gaffenden und einſtrömenden Holländer fehlten auch nicht. Es ging im Kirmis ſehr bunt her, aber Alles ohne Geräuſch, was einen ſeltſamen Eindruck auf den fremden Beſchauer macht, der ſich ſeiner heimathlichen Marktfeſte erinnert. An jenem Tage ſah ich die Blüthe der nordholländiſchen Mädchen in der Stadt und im Holz verſammelt, blühende, goldne Geſichter, freundlich anlachende Augen, Kleidung national-holländiſch, wodurch ſie von den Südholländerinnen, die auch bläſſer und kleiner ſind, ſich unterſcheiden. Sie

kamen in Familie angefahren auf zierlichen bunten Wagen, oder Bruder und Schweſter, Braut und Bräutigam im engen Cabriolet, worin nach holländiſcher Sitte das eine Bein des Mädchens kaum anderswo Platz findet, als auf dem Schenkel des Fuhrmanns. Wegen der Nähe Amſterdams hatten ſich viele Amſterdammer Familien zum Feſte eingeſtellt. Dabei fällt mir eine Anekdote ein. Ich ſaß des Nachmittags mit mehrern holländiſchen Mijnheers und Mijfrouws im Harlemmer Holz vor der Thür eines Hauſes, wo wir in gemächlicher Ruhe das wandelnde, fahrende und reitende Publicum betrachteten, nur einmal ſprang die Geſellſchaft auf, um dem in einer alten Staatscaroſſe mit vier Pferden vorüberfahrenden Gouverneur der Provinz Nordholland durch Bücklinge und Knixe ihre Ehrerbietung zu bezeugen. Neben mir ſaß ein ſchwarzgekleideter Mijnheer, dem der Masqueur, ſobald er ihn erblickt hatte, mit ungewöhnlichem Dienſteifer und unter mehrern Scharrfüßen eine weiße Pfeife reichte. Mijnheer nahm ſie an, ſpie vorläufig ſo geſchickt in den Kopf, daß es einen eigenen gellenden Pfiff erregte, ſtopfte und drückte langſam Tabak hinein, ſchnippte mit den Fingern, hielt die Pfeife an den vorgehaltenen Fidibus, drückte wieder den Tabak zurecht, damit es überall gehörig anbrenne und blies

dann in langſamen und abgemeſſenen Zügen ſeine Knaſterwolken vor ſich hin, ohne Jemand aus der Geſellſchaft weiter anzuſehen. Deſto aufmerkſamer ward er von den Andern betrachtet und, wie ich bald merkte, als ein Mann von Bedeutung, als „der Hauptbaas" in der Geſellſchaft. Neugierig erkundigte ich mich nach dieſem Mann, als mir der Marqueur (Jan oder Jantje heißen die Aufwärter ein für allemal) eine Taſſe Thee brachte. Nun hätte man das wichtige Geſicht, das der Menſch machte, ſehen ſollen. Er fuhr mit der grünen Schürze über den Tiſch hin, und vergewiſſerte ſich erſt, ehe er mir Antwort gab, durch einen Blick, ob Mijnheer Acht auf ihn gebe. Darauf drehte er ſeinen Mund ſpitz wie eine Pfefferdute und fliſterte mir, indem er halb übern Tiſche lag und ſeinen Kopf nach mir aufrichtete, beim Wiſchen gelegentlich zu: **fijotig millionen, mijnheer van** — ich habe den Namen vergeſſen — **uit Amsterdam.** — Ich kann nicht daran denken, ohne herzlich zu lachen, beim Wiedererzählen freilich verfliegt das Beſte.

Harlem iſt eine der ſchönſten und ſauberſten holländiſchen Städte, und zeichnet ſich überdies vor allen andern durch die Zierlichkeit ihrer gothiſchen Thore aus. Mit Leiden ſtreitet ſich Harlem um einen zwiefachen Ruhm, erſtlich um den, die

meiſten und größten Künſtler des Landes ſei's erzeugt, ſei's begaſtet zu haben, und zweitens um den der Ausdauer und Tapferkeit zur Zeit der Belagerung durch die Spanier. Hatten auch die Harlemmer nicht daſſelbe Glück, wie die Leidener, ihre Stadt durch eine Flotte entſetzt und gerettet zu ſehn, ſo haben ſie doch durch die verzweiflungvollſte Gegenwehr ihren Feinden den Sieg und die Einnahme der Stadt ſehr theuer verkauft; zehntauſend Spanier zogen weniger ins Thor, als gehofft hatten, wenn anders, wofür ich nicht ſtehe, die Zahl der umgekommenen Belagerer nicht übertrieben. Wybout van Ripperda heißt der Oberſte von Harlem, der ſieben Monate lang (1572 — 1573) die wüthenden Angriffe der Spanier zurückſchlug, die Seele der Beſatzung und der Bürgerſchaft war, den ſpaniſch geſinnten Stadtrath abſetzte, Nacht und Tag unverdroſſen gegen innere und äußere Feinde anging, endlich, nicht aus freien Stücken, ſondern gedrängt und gezwungen durch die Bürgerſchaft, die Stadt übergab, und vom ſpaniſchen Henker mit dem Schwert hingerichtet wurde. Sein Bildniß, gemalt von Franz Hals, Oſtade's Lehrer, hängt in der Amſterdammer Gallerie; man ſtutzt, wenn man davor tritt, ſo „lebenslebendig" ſieht Herr Wybout van Ripperda einen an und aus ſeinen feurigen Augen,

ſeinem brandgelben, kecken, ſtruppigem Geſicht erkennt man gleich den Mann, der, wenn's gilt, Alles auf die Würfel ſetzt.

Hier zeigen ſich die Harlemmer als Belagerte, ſie haben ſich aber auch, wie es in den Chroniken der Stadt und des Landes verlautet, ſchon in viel früherer Zeit in der umgekehrten Rolle als Belagerer gezeigt. Man frage nur einen Harlemmer Bürger, was es mit dem ſilbernen Schwert im Stadtwappen für eine Bewandniß habe; da wird man eine merkwürdige Geſchichte zu hören bekommen. Die Harlemmer, mein Herr, wird er ſagen, machten unter Graf Floris (Florens) den großen Kreuzzug mit, den Kaiſer Friedrich und der König von Frankreich und Richard Löwenherz von England mit vielen andern Fürſten und Herren nach dem gelobten Lande anſtellten. Die Harlemmer fuhren auf ihren eignen Schiffen dahin, und als der Kaiſer und Richard die Stadt Damiette von der Landſeite belagerten und angriffen, thaten die Harlemmer daſſelbe von der Seeſeite. Allein die Landmacht konnte eben ſo wenig etwas ausrichten, als die Seemacht, denn die Stadt hatte feſte Mauern und Thürme und zum Hafen war der Zugang geſperrt durch eine eiſerne Kette, welche die Ungläubigen von einem Thurm zum andern ausgeſpannt hatten. Darüber verging die Zeit

und Kaiſer und König wurden ſehr ungeduldig. Da fanden die Harlemmer einen neuen Rath und machten unten am Kiel der Schiffe eine ſtählerne Säge mit ſehr ſcharfen Zähnen und warteten auf einen großen Sturmwind, kamen alſo mächtiglich gegen die Hafenkette geſegelt und, mein Herr, vermöge der großen Schiffslaſt haben ſie die Kette geſprengt und aller chriſtlichen Prinzen Fahrzeuge in den Hafen der Stadt Damiette eingeführt. Und dieſer klugen That verdanken die Harlemmer das ſilberne Schwert in ihrem Wappen, der Kaiſer Friedrich hat es ihnen geſchenkt und der Patriarch von Jeruſalem noch das Kreuz davorgeſetzt.

Die Harlemmer ſind große Aufſchneider. Vor Damiette ſind die Harlemmer geweſen, das unterliegt keinem Zweifel; allein daß ſie mit Sägeſchiffen die eiſerne Kette vor dem Hafen Damiette's geſprengt, das iſt freilich luſtig anzuhören, unterliegt aber bedeutendem Zweifel, ſo, daß ſelbſt die holländiſchen Gelehrten, welche gelegentlich dieſer Hiſtorie gedacht haben, bei aller Achtung, die ihnen der erfinderiſche Kopf der Harlemmer einflößt, ungläubige Worte fallen laſſen und die Geſchichte beinahe für ein Mährchen halten.

Ueberhaupt, im Mährchenerzählen ſind die Harlemmer ſtark. Man braucht ſie nicht viel zu

bitten, ſo erzählen ſie dem Fremden ein anderes Mährchen, das noch viel unglaublicher klingt, als das von den Sägeſchiffen. „Es war einmal ein Harlemmer Küſter oder Rathsherr, oder gar Burgemeiſter, der ging einmal im Harlemmer Holz ſpatzieren und ſchnitzte zufällig aus Buchenäſten u. ſ. w.“ Daſſelbe iſt etwas weitläuftig und ich ſpare es daher für das folgende Capitel auf.

Der Harlemmer Koſter.

„Es war einmal ein Küſter zu Harlem, hieß Lorenz Koſter, der ging einmal im Harlemmer Holz ſpatzieren und ſchnitt zufällig Buchenäſte ab und ſchnitzte Buchſtaben daraus und mit ſolchen hölzernen Buchſtaben ſetzte er bei ſeiner Zuhauſekunft A b c büchlein für ſeine kleinen Enkel.

Es war aber der Küſter ein erfindungsreicher Kopf und führte dieſe erſten rohen Verſuche der Druckerkunſt mit der Zeit immer weiter, nahm Blei, dann Zinn ſtatt Holz, erfand mit Hülfe ſeines Schwiegerſohns die Buchdruckerſchwärze und druckte größere Sachen. Nahm auch Druckergeſellen in ſein Haus und unter andern einen gewiſſen Fauſtus aus Deutſchland. Dieſer ſchlechte Menſch aber ſtahl ſeinem Herrn in der Chriſtnacht Preſſe, Preßbengel, ſämmtliche Lettern, kurz alles Druckergeräth, und flüchtete ſich über Amſterdam nach Mainz, wo er auf ſeinen Namen fortdruckte. Den

Koſter, als er ſah, daß ihm Ehre und Verdienſt geraubt, ergriff tiefe Schwermuth, ſo daß er kurz darauf Todes verblich.“

So berichtet im Weſentlichen Junius in ſeiner **Batavia illustrata**, die im Jahr 1588 herauskam; aber ich habe die Stelle abgekürzt, ſein Bericht iſt viel länger, viel ergötzlicher und gegen das Ende weit kläglicher, als der meinige. Dieſer Junius oder de Jonghe, war ein holländiſcher Alterthümler, ohne Kritik und Schärfe, voll kindiſcher Faſeleien und aufgedunſener lateiniſcher Phraſen. Er hatte, wie er verſichert, obiges Mährchen gehört von ſeinem alten Lehrer, deſſen eiſernes Gedächtniß er zu rühmen nicht vergißt; dieſer hatte es gehört als Kind, von einem eben ſo alten Diener des Koſter, der Stein und Bein darauf ſchwor, und regelmäßig bei Erwähnung des Diebſtahls in einen Strom von Thränen und Verwünſchungen ausbrach.

Daß aber Junius, der ſeine **Batavia** bereits gegen das Jahr 1575 bearbeitete, nicht rein aus der Luft gefaſelt hat, ſieht man aus einer Stelle in Ludovico Guiccardini's **descrizione di tutti i Paesi-Bassi**, in welcher ebenfalls, unter Harlem, eines ſolchen Gerüchtes Erwähnung geſchieht, ſelbſt von übergebliebenen Denkmälern der Kunſt geſprochen wird. Guicciardini's Reiſebericht erſchien aber

bereits im Jahr 1567 zu Antwerpen. — Noch älter ist die Stelle aus der Vorrede einer 1561 zu Harlem edirten Uebersetzung der offic. Ciceron. Koornhart, ihr Verfasser und in selber Person zugleich notorisch erster Drucker zu Harlem, besagt darin, daß die Kunst zu Harlem erfunden, obgleich seine Mitbürger nicht daran glaubten und Harlem seit dem Tode des Erfinders keine Presse gehabt.

Vorhanden war also das Mährchen schon um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. Frühere Spuren finden sich nicht. Alle jene Gelehrte der Niederlande, die zu Anfang und gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts blühten, Erasmus Roterodamus an der Spitze, wissen nichts davon, die Chronik von Holland, die im Jahr 1517 zu Leiden erschien, erzählt ganz einfach: im ersten Jahr, daß Friedrich III. Kaiser ward (1440) ist die Kunst zu drucken erfunden, und zu Alost in Ostflandern, auf dem Leichenstein des Buchdruckers Theodor Martini, der 1472 in die Niederlande kam, steht noch heutigen Tages zu lesen: **hier liet begraven Dirk Martens, die de Letterkunst uit Duitsland en Vranckrijk in deze Nederlande heft gebracht.**

Allein selbst zur Zeit, als Junius seine Batavia schrieb, muß das Mährchen wenig bekannt und noch weniger geglaubt worden sein. Gleich

wie Koornhart beklagt ſich auch Junius über den Unglauben ſeiner Landsleute, die der Stadt Mainz ruhig die Ehre überließen und er könne nicht hoffen, ſelbſt mit der Beredtſamkeit eines Cicero, das gleichſam wie mit Keilen in ihr Herz getriebene Vorurtheil auszureißen.

Allein hierin irrte ſich der alte Junius. Ganz Holland lebt gegenwärtig ſeiner Meinung. Dem Koſter ſind Bildſäulen errichtet, goldene Inſchriften über der Thür (vor deſſen angeblicher Wohnung und Druckerei) geſetzt und im Jahr 1823 hat zu Harlem die geſammte Elite des Landes unter Pauken und Trompeten, Reden und Cantaten, Mahlzeiten und Feuerwerken „das vierte Jubeljahr der durch Lorenz Janſohn Koſter zu Harlem erfundenen Buchdruckerkunſt gefeiert.

Doch höre man zunächſt, wie das kam und in welche gelehrte Hände die Altemännerſage fiel. Der berühmte Scriverius legte nach Junius die erſte Lanze ein für Koſter, dann ſtand der gelehrte Seizius auf, dann warf auch der gelehrte Schrevelius den Mainzern den Fehdehandſchuh hin und zuletzt erſchien ſelbſt der große Borhornius in den Schranken. Doch allen Rittern that es Meermannus zuvor. Dieſer gelehrte und reiche Patricier von Rotterdam durchreiſete halb Europa, ſtand mit halb Europa in Briefwechſel, verwandte ſein hal-

des Vermögen und ſein ganzes Leben, um ſeinem erdichteten Küſter zur Würde einer geſchichtlichen Perſon zu verhelfen und der Harlemmer Sage in den Augen des gelehrten Europa's Grund zu verſchaffen. Als die Frucht ſeines Eifers und ſeiner Studien gab er im Jahr 1765, in zwei Quartbänden, die origines typographicas heraus, welche Schrift noch gegenwärtig, trotz der neuern und neueſten Abhandlungen von dem Holländer als das neueſte Hauptwerk für Koſter betrachtet wird. Geſchrieben in vortrefflichem Latein mit beſonders glücklicher Wahl neuer lateiniſcher Ausdrücke für die Werkzeuge und Handgriffe einer den Alten völlig unbekannten Kunſt, gibt dieſes Werk ſowohl über die Perſon des Erfinders, deſſen Stand, Herkunft und Familie, als über die Zeit, Art und Geſchichte der Erfindung, über die erſten gedruckten Bücher, deren vermuthliche Jahreszahl und welche von Koſter ſelbſt und welche von den Koſterſchen Erben gedruckt worden, die genaueſte und ausführlichſte Nachricht; man ſieht ſein blaues Wunder an den herabgefallenen Genealogien, Zahlen, Citaten und Angaben aller Art, und am Ende muß man eingeſtehn, daß nie eine Sage, ein Geſchwätz, das ungereimt und kümmerlich mehrere Menſchenalter hindurch, unter einigen alten Leuten der Stadt ſich fortpflanzte, niemals geſchickter aus ihrem

Nichts herausgegriffen und zu einem nationalen Etwas gemacht worden ſei, als das Geſchwätz von Koſter in Meermann's originibus typographicis. Dennoch muß die ſpätere Zeit gefühlt haben, daß auch durch dieſe Schrift das mährchenhafte Dunkel, das auf der Perſon und Erfindung des harlemmer Küſters ruht, nicht völlig zerſtreut worden und da man überdies ſeit jener Zeit noch manchen ſchönen Fund gethan, alte namenloſe Holzſchnitte, alte namenloſe Bücher aufgegriffen hatte, ſo ſetzte der harlemmer Senat einen Preis aus, und es erſchien im Jahr 1819 Herrn Jakob Konings gekrönte Preisſchrift über Koſter. Da aber Koning, wie es ſcheint, die Erwartung der holländiſchen Gelehrten nicht befriedigt und auch in der That bei noch größeren Anſprüchen, die er dem Erfinder hinſichtlich der völligen Vollendung und Ausbildung der Druckerkunſt vorbehält, indem er ihn ſelbſt mit Metall gegoſſenen Typen drucken läßt, was Meermann durch eine wunderliche Beſcheidenheit damals noch ablehnte, dennoch ſich keiner andern und ſtärkern Beweisgründe und Beweismittel bedient, als ſein Vorgänger (ausgenommen, daß er weit mehr Gewicht legt auf den Ochſenkopf, womit das Papier geſtempelt), ſo ſah man mit großer Spannung der neueſten Arbeit

eines holländischen Gelehrten entgegen, die, wie ich höre, gegenwärtig auch erschienen ist.

Man kann sich nun leicht vorstellen, daß auf der andern Seite die Mainzer und Straßburger, die sich herkömmlich in Guttenbergs Besitz getheilt, auch sogar um denselben in Streit gerathen waren, bei dem Lärm, den die Holländer von Koster machten, nicht ganz ruhig blieben. Aehnliche, obgleich stärkere und gegründetere Besorgnisse fühlten wohl jene Wirthe zu Harlem, deren Nachbarin durch ein neues Wirthshausschild und zwei aus Leibeskräften blasende Trompeter, ihr älteres aber verfallenes Wirthshaus wieder in Flor zu bringen gedachte. Stießen doch auch Seiz und Meermann und wie sie hießen, so laut in die Trompete der Fama, daß es selbst über den Canal erscholl und manche alte Anhänger von Mainz harlemitisch gesinnt wurden. Begnüge ich mich aber, nur zwei deutsche Streiter aus dem großen Haufen namhaft zu machen; die Literatur über diesen Gegenstand, in lateinischer, deutscher, holländischer, französischer und englischer Sprache, ist bereits schon so mächtig angeschwollen, daß sie keine unansehnliche Bibliothek bildet; gesichtet freilich, bleibt auch hier nur ein kleiner Rest, der in Betracht kommt. Ich erwähne also nur Schöpflin und v. Heineken, — die

allerneueſte Mainzer Schrift iſt mir ſo unbekannt, wie die allerneueſte Harlemmer. Schöpflin in ſeinen vindiciis typographicis. Straßburg, 1760, 4. verbreitete über die Perſon des deutſchen Erfinders, deſſen Schickſale, Freunde, Feinde, Beſtrebungen, Leiſtungen das erſte vollſtändige Licht; ein ehrlicher deutſcher Advocat, der bei ſeiner guten Sache ſich aller Ränke und Kniffe enthielt und das Eigenthumsrecht ſeines Clienten auf ſtreng gerichtlichem Wege darthut. Von Heineken in den Nachrichten von Künſtlern und Kunſtſachen (Leipz. 1769) gab eine Kritik der Meermannſchen Schrift, die nebſt Bemerkungen über den angeblichen Lorenz Janſohn Koſter und die Ungereimtheit der Diebſtahlsgeſchichte eine auch ſonſt leſenswerthe Abhandlung über die Erfindung, Figuren in Holz zu ſchneiden und über die erſten in Holz geſchnittenen und gedruckten Bücher enthält. Man muß nämlich wiſſen, daß die Koſterianer ihrem Lorenz Janſohn nicht nur die Erfindung der Druckerkunſt, ſondern der noch weit ältern Holzſchneidekunſt zuſchrieben und ihm daher alle älteſten Holzſchnitte, die ſich ohne Angabe des Künſtlers und der Jahreszahl in Europa vorfanden, eben ſo andächtig und gläubig unterlegten, wie ſie jenes mährchenhafte Werk beweglicher Letterkunſt, jenes Buch, das Rabbi Joſeph Hakkohen mit der Jahreszahl 1428 zu Venedig

gesehn haben wollte, für unbezweifelt Kosterianisch ausgaben. Was die Holzschneidekunst betrifft, so hat schon Heineken ihnen so gute Aufklärungen zufließen lassen, daß es in der That nicht seine Schuld ist, wenn die Holländer noch immer bei ihrer Meinung verharren. Und auch hinsichtlich jenes venetianischen Buches gab er ihnen, abgesehen von dem Einfall, ihrem Koster schlankhin ein Buch anzueignen, das sich zu Venedig fand, wenigstens einen sehr glücklichen Wink an die Hand. Hat der Rabbi, sagt er, das Buch wirklich gesehen und war dasselbe wirklich ein mit beweglichen Lettern gedrucktes Buch, so wird es ein französisches gewesen sein, auf dessen Titel er die Jahreszahl 1488 mit lateinischen Zahlen, IIIIXXVIII. nach französischer Art vermerkt fand und irrthümlich 1428 statt quatre vingt huit herausstudirte.

Doch es war vergebliche Mühe, die Holländer in einem so schmeichelhaften Glauben zu stören. Gegenwärtig, das wird der Leser aus dem Angeführten ersehen haben, können sie sogar mit Ehren nicht mehr zurück. Daß der Koster gelebt, die Buchdruckerkunst erfunden und durch Faust oder Gutenberg bestohlen worden, das fragt sich nicht mehr, wie ehemals, das ist seit dem Nationalfest im Jahr 1823 über alle Frage hinaus, und in

ſeiner Gewißheit als patriotiſcher Glaubensartikel durch nichts zu erſchüttern.

Mir kommt bei dieſer Gelegenheit der Schweizer Tell ins Gedächtniß. Tell, in der Republik der Berge, iſt eine eben ſo mythiſche Perſon wie Koſter in der Republik der Sümpfe, Beide gleichen ſich auch darin, daß ſie allem Anſchein nach Quiproquo's und Copien wirklicher hiſtoriſcher Perſonen ſind und unterſcheiden ſich vielleicht nur durch den kleinen Umſtand, daß ganz Europa den Schweizerhirten, ſeiner ſonſtigen poetiſchen Verdienſte wegen, von Herzen gern als wahr und wirklich anerkennt. Welche Macht in der Welt könnte aber auch den Schweizern ihren Tell entreißen, nun, da er einmal als Erfinder des Apfelſchuſſes und Geßlers Mörder in den Volksglauben und die Volkslieder eingedrungen iſt. Was gewänne man, den Schweizern vorzurücken, Tell's Perſon und That ſei ſo unerweislich als unerwieſen, ſei weder durch gleichzeitige Schriftſteller, Geſchicht- und Chronikenſchreiber erwähnt, noch durch irgend einen Schein von hiſtoriſchem Zeugniß beglaubigt, vielmehr, es ſtehe dieſe Perſon und That mit den kleinſten Nebenumſtänden leibhaftig vorgebildet und beſchrieben im Saxo Grammatikus, der hundert Jahr früher im Rothſchilder Kloſter auf Seeland eine däniſche Geſchichte ver-

faßt, und es sei der ganze Schweizer Tell eben kein andrer, als der fühnische Bogenschütze Palnatoke, und dieser der wahre Erfinder des Apfelschusses, wie später, in große Begebenheiten verwickelt, einer der vornehmsten Aufrührer und Tyrannenmörder aus Rache und persönlichem Haß *). Werden die Schweizer darum ihren Tell fahren lassen, werden sie jemals eingestehen, die Sage von ihrem Helden sei nur, wie die Sage von Koster, aus einem andern Lande durch das Geschwätz alter Männer in ihre Berge verpflanzt und durch einen Junius der Schweiz später in die Landeschroniken eingeschwärzt? Mit nichten. Sie führen den Zweifler vor Tell's Capelle, zeigen ihm seine Armbrust, sein Wohnhaus, andere heilige Reliquien und gegen solche **demonstratio ad oculos** muß jeder Zweifel verstummen.

Eben so handgreiflich beweisen die Harlemmer für Koster. Hier, sagen sie, hier auf dem Markt, neben der großen Kirche hat Koster gewohnt und gedruckt, hier auf dem Stadthause siehst du seine

*) Vielleicht gehört aber selbst der dänische Palnatoke einer viel ältern Sage an, deren sich der in den alten Classikern sehr belesene Saxo Grammatikus zur poetischen Ausschmückung seines Werkes bediente.

erſten Drucke, hier die ſilberne Kiſte mit den erſten Buchſtaben aus Holz, hier das älteſte Buch, „der Spiegel unſrer Seligkeit,“ das mit jenen hölzernen Buchſtaben gedruckt worden, und, zweifelſt du noch, ſo begib dich nach der Wohnung des Herrn Enſchede zu Harlem, dort hängt Koſters altes Bild an der Wand, das ſind die Züge des großen Mannes.

Dagegen läßt ſich wenig ſagen und erwiedern, beſonders wenn man an der Wirthstafel zu Harlem ſitzt. Mit holländiſchen Gelehrten läßt ſich über gewiſſe Gegenſtände überall nicht gut disputiren, weil es ihnen ſchon vermöge des Innungsweſens, in deſſen Feſſeln die Gelehrſamkeit hier zu Lande noch eingezwängt iſt, an geiſtiger Freiheit und Unbefangenheit mangelt. Noch weniger konnte es mir beifallen, mit irgend einem Holländer über Koſter und Gutenberg in gelehrten Streit mich einzulaſſen; und ſchon deswegen nicht, weil ich fürchten müßte, meine eigene Unbefangenheit dabei zuzuſetzen. Gutenberg iſt in ihren Augen ein gemeiner Dieb — er, der Wohlthäter der Menſchheit, der Stolz unſers Landes, der Märtyrer eines genievollen Gedankens, im Leben verläumdet, verfeindet, verarmt, um die Früchte ſeiner Arbeiten und Mühen gebracht, als Greis das Gnadenbrod eines gutmüthigen Fürſten eſſend, ver-

geſſen und im herznagenden Kummer, gleich dem Entdecker Amerika's, in die Grube gefahren, nach ſeinem Tode, im Angeſicht Europa's, das ſein Angedenken, wie er's verdiente, in ſchuldiger Ehrfurcht hielt, entehrt und beſchmutzt mit dem Kothe eines Mährchens, das ſeinen Urſprung aus Moräſten nicht verläugnet! Gutenberg, ein Dieb, ein gemeiner Abenteurer und Ehrenräuber — ſchon der bloße Gedanke jagt mir in der Seele der Mijnheers Schamröthe auf die Wangen; was würde und was könnte ich ihnen ſagen, äußerten ſie denſelben in meiner Gegenwart. Schämt euch, müßte ich ſagen, ſchämt euch! Ihr bringt eine abgeſchmackte, völlig aus dem Wind gegriffene kindiſch faſelnde, mit groben Widerſprüchen und Ungereimtheiten überladene, durch nichts bisher erwieſene, durch nichts künftighin zu beweiſende plattholländiſche Diebsbeſchuldigung gegen einen Mann vor, deſſen Genius weit über eure Begriffe und Erfahrungen hinausliegt und deſſen Erfindung ihr unter euren einheimiſchen nur die Erfindung der eingepökelten Heringe durch Willem Beukelſohn, und der gläſernen Treib- und Schwitzkaſten durch einen Bürger von Harlem an die Seite zu ſtellen habt. — —

Gutenberg nämlich und nicht Fauſt, iſt, ſeit und nach Meerman's Schrift, in den Augen der

Kosterianer der wahre Dieb. Begreiflich. Man hatte erst später in Erfahrung gebracht, daß nicht Faust, sondern Gutenberg der wahre Erfinder sei, bekanntlich hatte Ersterer eine lange Zeit den Namen dafür. Meermann benutzte die neuentdeckte Wahrheit, um eine neue Lüge darauf zu pfropfen, er machte aus dem einen historischen Gutenberg deren zwei, der eine stiehlt und entdeckt dem Andern das Geheimniß der Kunst, um welches dieser vergebens sich abgemüht.

Wie, wird der Leser rufen, so aufs Gerathewohl, so ohne weitere Beglaubigung, ohne thatsächliche Beweismittel? Versteht sich, mein lieber Leser, ohne dies und das; es war Meermann nur um irgend einen Dieb zu thun, der mit Vornamen Johannes hieß und für — den Erfinder der Buchdruckerkunst galt. Doch über diese kleine Fiction wird man sich nicht sehr verwundern, wenn man das Gewebe der Fictionen und Lügen kennen lernt, mit dem die holländischen Gelehrten Koster's Lorbeerkranz überspannen haben. Feine Lügen und grobe Lügen, Falsa aller Art, Wortverdrehungen, kleine Kniffe u. s. w. sind im Verlauf des Kosterschen Processes nach und nach so planmäßig zum Vorschein gekommen; daß ich behaupten möchte, die Geschichte desselben sei leider national merkwürdig, und schon in dieser Hinsicht

eines genauern Studiums werth. Mir wenigſtens iſt daraus klar geworden, daß der Handelsgeiſt der Holländer ſelbſt auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft ſich nicht verläugnet, daß er jenen trüben Egoismus auch dorthin mit ſich führt, wo ihm der Eintritt durch einen edleren Geiſt, der allein das Recht beſitzt, dort zu walten, ſtrenge unterſagt ſein ſollte. Auch hier ſtoße ich wieder auf den alten faulen Fleck, auch hier auf jene ehrbare gewiſſensruhige Gewiſſenloſigkeit, ſobald und ſo oft nur ihr Intereſſe mit dem Intereſſe anderer Perſonen und Nationen in Berührung kommt. Ich ſehe auch hier, wie ſie um jeden Preis das Monopol an ſich zu reißen ſtreben. Ich denke an die Holländer, die in Oſtindien die alten Beſitzer, die Portugieſen beſchwärzten, um des Alleinhandels mit Pfeffer und Kaffeebohnen ſich zu bemächtigen, es ſind dieſelben, die Gutenberg beſchwärzen, um Monopoliſten einer Erfindung zu ſein, die doch, nach ihrem eigenen Geſtändniß, nur eine todtgeborne Frucht für Harlem und Holland war. Und wie ſie per fas und nefas jeden neuentdeckten Handelszweig in Flor zu bringen, jede friſch angeſtochene Quelle der Reichthümer höchſt ergiebig zu machen verſtanden, ſo wundere ich mich auch hier nicht über den Wucher, den ſie mit dem Mährchen von Koſter getrieben, über die fünftauſend

Procent, die ſie daraus gezogen, über den Reichthum an Koſterſchen Documenten, Büchern, Holzſchnitten, ſilbernen Käſtchen, Gemälden, Bildſäulen, Stammtafeln, Inſchriften, goldnen, ſilbernen, zinnenen und hölzernen Lügen; obgleich ich keinem ehrlichen Mann verdenke, wenn er beim Anblick aller dieſer erſtaunenswerthen Sachen gläubig oder ungläubig die Hände über den Kopf zuſammenſchlägt.

Ich ſage, ich wundere mich ſo wenig darüber, als ich daran glaube. Ich finde es aber ſehr begreiflich, daß ſelbſt kluge und vorurtheilsfreie Leute durch den erſten Schein und die Dreiſtigkeit des Betruges ſich beſtechen laſſen, etwas dahinter zu ſehn, was ich und Andere nicht dahinter ſehn. Insbeſondere aber ſind engliſche Gelehrte, eines ſeltſamen Umſtandes wegen, den ich in der Folge berühren werde, geneigt, dem Harlemmer Küſter, wenn auch nicht die gänzliche Vollendung der Kunſt und den Druck mit metallgegoſſenen Typen, doch die Erfindung der hölzernen, alſo die erſten Anfänge der Kunſt zuzuſchreiben. Allein, die dieſer Meinung ſind, verwechſeln offenbar theils den Abdruck von ganzen holzſchnittlichen Tafeln mit dem Druck einzelner beweglicher Lettern aus Holz, theils laſſen ſie ſich durch das Vorgeben der Koſterianer verführen,

gewiſſe alte holzſchriftliche Bücher für mit beweglichen Lettern gedruckte oder wirklich gedruckte für weit frühern Urſprungs zu halten. Der alte Donatus hat hauptſächlich viel Lärm verurſacht, obgleich, wie man hören wird, ganz unſchuldiger Weiſe. Derſelbe war eine im Mittelalter ſtark gebrauchte Mönchsgrammatik, ein kurzer Katechismus der lateiniſchen Sprache in Frage und Antworten, dem der ältere Donatus zu Grunde lag; Gutenberg, Fauſt und Schöffer haben ihn mehrmals abgedruckt. Nun bemerkte ſchon Accurſius handſchriftlich zu der Mainzer Ausgabe des Donat von 1450, daß dieſes Buch ſchon früher von holzſchnittlichen Tafeln in Holland abgedruckt, die Druckerkunſt ſelbſt aber zu Mainz erfunden worden. Daſſelbe ſagt die Chronik von Kölln vom Jahr 1499 mit den Worten eines gewiſſen Ulrich Zell, Item, lautet die Stelle, wiewol die Kunſt zu Mainz erfunden, auf die Weiſe, wie ſie nun gemeiniglich im Gebrauch iſt, ſo iſt doch die erſte Verbildung (prima imago) erfunden in Holland aus den Donaten, welche daſelbſt vor der Zeit gedruckt ſind. Einen ſolchen Donat kannte auch Joſef Scaliger in confutat. fabulae Burdonum; er nennt ihn fixis tabellis impressum. — Daß Ulrich Zell vom Alter deutſcher Holzſchnitte und holzſchnittlicher Werke wenig Kenntniß hatte, beweiſt er dadurch,

daß er einmal den Donat als das älteſte Werk dieſer Art anſieht, und zweitens, denſelben unbedingt den Holländern zuſchreibt. Was das Erſtere betrifft, ſo iſt z. B. die ars memorandi notabilis per figuras Evangelistarum (vom Anfang ſo genannt) die außer grotesken Figuren von Engel, Ochſe, Löwe und Adler einen abgeſonderten Text enthält, ohne Frage bei weitem älter, als der holzſchnittliche Donatus. Was das Zweite betrifft, ſo iſt den Kennern hinlänglich bekannt, daß faſt kein alter Holzſchnitt, wie ſpäter kein gedrucktes Buch in Deutſchland herauskam, das nicht in Holland und Belgien nachgeſchnitten und nachgedruckt wurde. Solcher Holzſchnitte und Drucke, untermiſcht mit deutſchen Originalen bemächtigte ſich der Harlemmer Senat, wo er ſie fand, und legte ſie, wie Guckuckseier, der Koſterſchen Officin unter, in ſeiner Einfalt ganz unbeſorgt wegen der Verſchiedenheit der Manieren, die ſich auf den erſten Blick Kennern und Nichtkennern verräth. Da ſieht man ein Exemplar der biblia pauperum, jenes uralten deutſchen Kunſtwerkes, das die Sage dem Ansgarius von Bremen zuſchreibt, und das, merkwürdig genug, in mehrern Bildern, die Idee und ſelbſt die Worte der Bildhauerarbeiten im alten Dom zu Bremen darſtellt. Auch die Franzoſen haben dieſe Bibel der Armen nachge-

schnitten, allein trotz dem Stempel der französischen Lilien auf dem Papier gründen sie keine unrechtmäßigen Ansprüche auf dieselbe, wie sie überhaupt nicht in Abrede stehen, daß in Deutschland die Wiege der Holzschneidekunst und der von ihr ausgehenden, der Erfindung nach genialeren, der Ausübung nach aber weit weniger künstlichen Druckerkunst zu suchen *). Diese Nachschnitte sind gemeiniglich aus viel späterer Zeit, deren Spuren sie dann auch an sich tragen. So findet sich ebenfalls zu Harlem die altdeutsche providentia Virginis Mariae aus dem Hohenliede, mit Sinnbildern und Zetteln in lateinischer Schrift — lange dürre Figuren, gleich den Bildhauerarbeiten in mehrern altdeutschen Kirchen; dieses Werk führt auf dem ersten Blatt einen Titel, deutlicher Beweis, daß es nicht der alten Holzschneidekunst an-

*) Die auf Holz geschnittenen Spielkarten, die allerfrühesten Holzschnitte in Europa, trifft man in Deutschland bereits vom Jahr 1299; in Frankreich weit später, nach historischen Zeugnissen waren sie dort im Jahr 1341 im Gebrauch. S. Jansen l'origine sur la gravure en bois. Einen der ältesten freien Holzschnitte, einen alten bärtigen Mann vorstellend, entdeckte Oberlin auf der Lyoner Bibliothek, mit der Umschrift: Schloting von Nürnberg 1384.

gehört. Ein anderes, die ars moriendi, zu Wolfenbüttel mit vier und zwanzig Blättern, zu Harlem mit funfzehn, weicht so augenfällig in der Manier von den übrigen ab, daß Meermann selbst es nicht läugnen kann. Er hilft sich aber damit, daß er sagt, dasselbe rühre allerdings von einem andern Formenschneider her, sei aber von Koster mit Lettern versehn. Am Ende des letzten Blattes fand Heineken ein großes lateinisches K (Koster) abgedruckt. Einfältiger Betrug! Aus Versehn des Binders ist zufällig das letzte Blatt das erste und das erste das letzte. Von einem andern zum Theil ganz, zum Theil nur zur Hälfte älterer holzschnittlichen Werke wird gleich die Rede sein, es heißt speculum salvationis, ist in viele Sprachen übersetzt und so gewiß ursprünglich die Arbeit eines deutschen Holzschneiders, als der Text einen deutschen Mönch von Augsburg zum Verfasser hat.

Gesetzt aber auch, es wäre der erwähnte holländische Donat ausnahmsweise kein ursprünglich deutsches Werk, so ist es damit noch kein mit beweglichen Lettern gedrucktes, sondern bleibt ein von ganzen Holztafeln abgedruckter Donat, wie sowohl die angeführten Zeugnisse des Accursius, des Ulrich Zell und Scaliger, als die zu Harlem aufgezeigten Donate darthun. Allein, was folgerte Meermann aus den einfachen Worten des Ulrich

Zell? Man höre und staune. Ulrich Zell hat offen eingestanden, daß der Mainzer Donat von 1450 mit den der Kosterschen Officin gestohlenen Lettern gedruckt worden, indem er bekennt, die erste Verbildung der Kunst stamme aus den Donaten, die in Holland vor der Zeit gedruckt worden; ex Donatis, nämlich aus den Typen, deren Koster sich zum Drucke des Harlemmer Donat bediente. Aus dieser Erklärung des Mijnheers sieht man deutlich, wie der Heißhunger nach Beweisen, nach Nahrung für eine Chimäre so groß war, daß er mit dem lustigsten Unsinn, mit der verdrehtesten und windschiefesten Interpretation vorlieb nahm. Heutzutage noch gilt die Stelle der Köllner Chronik den Kosterianern für einen der äußern Hauptbeweise ihrer Sache, der Harlemmer Donat als Kosters ältestes Druckwerk.

Nur das gedruckte speculum salvationis nostrae streitet sich in ihren Augen mit demselben um den Ruhm des Alters. Von diesem Werk zeigt man zu Harlem mehrere Ausgaben, in lateinischer und holländischer Sprache. Manier und Inhalt des speculi oder Spiegels unsers Heils stimmen mit der biblia pauperum überein, nur daß die Armenbibel aus ganzen Figuren besteht und der Spiegel oben Vignetten und unten den Text in zwei Spalten enthält. Die eine latei-

niſche und die eine holländiſche Ausgabe zu Harlem ſind nach dem Urtheil der Kenner ganz mit beweglichen Lettern gedruckt, eine zweite lateiniſche zeigt dagegen 43 Blätter auf dieſe Art, und 20 Blätter von hölzernen Tafeln abgedruckt. Vignetten und Text bieten bei dieſer Ausgabe eine auffallende Verſchiedenheit dar, denn die Vignetten ſehn grau und blaß, die Buchſtaben ſchwarz aus. Da nun auf allen angeblich Koſterſchen Büchern Jahreszahl eben ſo wenig als Drucker und Druckort angegeben, ſo läßt ſich nur aus Gründen der Wahrſcheinlichkeit die Frage abthun, ob dieſe ſeltſame Ausgabe des speculi oder die andere lateiniſche die ältere ſei. Was iſt aber wahrſcheinlicher, als daß ein Buch, deſſen erſte Folioſeiten von ganzen Holztafeln abgedruckt ſind, wenigſtens dieſem Theil nach, einer frühern Zeit angehört, als ein anderes deſſelben Inhalts, das völlig mit beweglichen Lettern gedruckt iſt? Dennoch halten die Koſterianer das ganze Werk für jünger, finden ſogar in jenem ſeltſamen Umſtande den klarſten Beweis dafür, daß Lorenz vom Johannes beſtohlen worden, indem ſie die Entſtehung des Werkes in jene Zeit ſetzen, als die Koſterſche Preſſe über die Grenze gewandert und die Druckerei verödet war. Nach Koning iſt daſſelbe Koſters letztes Werk, nach Meermann aber hatte Koſter

ſich ſchon zu Tode gegrämt und rührt daſſelbe von den Erben her; nach Beiden war Ungeduld die Urſache, die Koſter oder die Erben antrieb, ganze Folioſeiten mit unſäglicher Mühe in Holz zu ſchneiden, ſtatt, als Inhaber und ſogar erſte Entdecker des Geheimniſſes, mit geringer Mühe eine kleine Anzahl Typen einzeln wieder auszuſchneiden. Welche Narrheit ſie da dem Küſter und deſſen Familie aufbürden! Sie hätten eben ſo gut behaupten können, der Koſter habe gleich, nachdem er die Buchdruckerkunſt erfunden, auf friſcher That zwanzig Folioſeiten Buchſtaben in ſtarre hölzerne Tafeln eingeſchnitten, vor Ungeduld nämlich und um ſich den Druck eines Werkes mit beweglichen Lettern zu erleichtern. Wollte Koſter, wollte die Familie, nach dem Diebſtahl, der ihnen Ehre und Verdienſt zu rauben drohte, der Welt durch den Abdruck von Holztafeln in aller Eile den Beweis liefern, daß die Kunſt der Buchdruckerei keine Mainzer, ſondern eine Harlemmer Erfindung ſei, und daß man die Sache zu Harlem eben ſo gut und noch beſſer verſtehe, als zu Mainz? Und das war der erſte Gedanke, auf den der vom harten Schlage betäubte Kopf des Erfinders verfiel, Buchſtaben in Holztafeln zu ſchneiden, ſich wieder in die Wiege der Kunſt zu legen, während er wußte, daß ſeine geflügelten Lettern in alle

Welt ausgehen würden. Hatte er auch keinen Freund, der ihm zurief, Koſter, du biſt ein Thor, geh und ſchneide Buchſtaben, ſo eilig als möglich, und laß die Bretter liegen, ſo hätten wenigſtens deſſen ſpätere Anhänger und Bewunderer, wie Koning, ihn auf ſeine alten Tage vor der Narrheit ſchützen und, treu der Altenmännerſage, der auch Meermann folgte, ihn durch einen ſchnellen Tod hinwegraffen ſollen.

Freilich, eine Ungereimtheit mehr oder weniger im Leben Koſter's, darauf kommt es nicht an bei der Menge, die allein das Mährchen von der Diebſtahlsgeſchichte enthält. Der Dieb, der nur ganz einfach das Geheimniß in die Taſche zu ſtecken brauchte, beladet ſich mit Centnerlaſten von Typen und andern Gegenſtänden, woran zwei Pferde hinlänglich zu ſchleppen gehabt, macht ſich heimlich, unbemerkt, wie mit einer Federſpule, aus dem Hauſe, aus der Stadt, aus dem Lande. Koſter läßt ihm nicht nachſetzen, nicht einholen und ergreifen, er läßt ihn in Mainz ankommen, drucken, drucken mit geſtohlenen Typen, die Erfindung der Kunſt ſich zuſchreiben, ſich und Andern den Verdienſt, die Ehre zuwenden, und ſitzt daheim zu Harlem, verzehrt ſich in Gram, verwünſcht den Elenden und denkt nicht daran, daß die freie Reichsſtadt Mainz, die blühendſte, kunſtreichſte, ge-

achtetſte der deutſchen Handelsſtädte am Rhein, chriſtliche Geſetze und Obrigkeiten hat, die geraubtes Gut nicht ſtraflos im Beſitz frecher Räuber laſſen, ſondern von Kaiſers- und Rechtswegen über dem **suum cuique** zu wachen, ſeit Alters feſtgeſtellt ſind. In allem dieſem iſt kein Verſtand. Der Harlemmer Küſter beträgt ſich wie ein junges Mädchen, dem ein nächtlicher Dieb Ehre und Unſchuld geraubt; des Abends legt er ſich als Erfinder zu Bett, des Morgens iſt ihm die Erfindung geſtohlen, und nun denkt er, hin iſt hin, verloren iſt verloren, und benetzt mit bittern Thränen die zerrißnen Blätter ſeines Lorbeerkranzes und es fehlt nur noch, daß er ſich fürchtet, die Stadt würde mit Fingern auf ihn weiſen. Und die Stadt, ſeine Freunde, der Senat, nichts rührt und rüppelt ſich in Harlem, kein Schrei, keine Klage erhebt ſich, Keinem liegt der Ruhm und die Ehre eines geachteten Bürgers, der Stadt ſelbſt, und des ganzen Landes nur ſo viel am Herzen, um den kleinſten Schritt zu thun, gerichtliche Verfolgung einzuleiten, den Erfinder, deſſen Familie — war das noch nöthig — zu beſchwören, zum Ruhm und Beſten der Stadt, zu eignem Ruhm und Beſten, die Früchte einer ſo glänzenden und einträglichen Erfindung nicht muthlos aufzugeben, und nur zunächſt mit den erſten neuen

Lettern vor ganz Europa dem Dieb ins Angeſicht drucken zu laſſen, daß er ein Dieb und Betrüger ſei. Nichts von alledem. Die Koſterianer laſſen, wie geſagt, bald Koſter ſelbſt, bald die Familie noch einige Zeit nach dem Diebſtahl mit neuen Lettern fortdrucken, zeigen auch mehrere Bücher auf, die dieſer Zeit angehören ſollen; allein es iſt keins darunter, das in der Vorrede oder ſonſt irgendwo nur mit einer Sylbe der fatalen Kataſtrophe im Drama der Erfindung gedenkt. Nicht ſpurloſer hätte eine Perrücke aus dem Kleiderſchrank eines Harlemmer Bürgermeiſters verſchwinden können. Ein alter Diener faſelt davon, ein alter Schulmeiſter erinnert ſich deſſen aus der Kindheit und nach anderthalb Jahrhunderten überſetzt ein holländiſcher Alterthümler die lamentable Geſchichte ins Latein. Hätten die Erfinder des Mährchens nur ſo viel Schlauheit gehabt, daß ſie den Koſter und deſſen Erfindung ins Dunkel des Geheimniſſes gehüllt, und denſelben als einen zurückgezogenen Schwarzkünſtler abgemalt hätten. Nein, er iſt ein bekannter Mann, ein achtbarer Bürger, ein Beamter der Stadt, hat ein Haus, eine große Druckerei am Markt, beſoldet mehrere Druckergeſellen, druckt einen Haufen Bücher, verdient Geld, macht Aufſehn, viel Aufſehn, ſo daß ſelbſt der König von England von ihm hört und

einen Spion nach Harlem schickt, u. s. w., und in einer einzigen Nacht wird eines solchen Mannes Ehre und Ruhm auf dem breiten Rücken eines Diebes aus dem Harlemmer Thor getragen und der Dieb wandert wohlgemuth nach Mainz und lacht ins Fäustchen, wie der Teufel, als er Peter Schlemihls Schatten in die Tasche gesteckt hatte. Nicht einmal nach dem Rathhaus geht der Mann und läßt die Geschichte ad acta nehmen, thut es sich, seiner Familie, seinen Nachkommen nicht zu lieb, ein gerichtliches Instrument bei den Vätern der Stadt zu deponiren, worin die glorreiche und zugleich tragische Geschichte der durch ihn zu Harlem erfundenen Buchdruckerkunst, beglaubigt durch eine Anzahl erster Drucke, bescheinigt und erhärtet durch eidliche Aussagen seines Schwiegersohns, seiner Gesellen und Freunde, wie durch eigene, für die Nachwelt zu lesen gestanden. Alles das thut der Mann nicht, sondern legt sich hin und stirbt

post Christum natum

man weiß nicht mehr das datum. Man weiß auch nicht das Jahr, in dem er gestorben; eben so wenig das Jahr, in dem er geboren, eben so wenig wie irgend ein Jahr aus dessen Leben, in dem er Dies oder Jenes gethan oder erlitten, die Erfindung vervollkommt, ein Buch gedruckt, ein Kind bekommen,

Gevatter geſtanden, Küſter oder Rathsherr geworden, einen Proceß geführt *) und dergleichen mehr.

Wohl verſtanden, man weiß es nicht; allein deſſenungeachtet fehlt es den Kosterianern nicht an Jahreszahlen zur geſchichtlichen Ausſtaffirung ihres Mährchens; im Gegentheil, ſie haben durchgängig mehr Zahlen, als ſie brauchen, übercomplete Jahrszahlen, die man ſonſt auch wohl widerſprechende nennt, und in der hiſtoriſchen Kritik als verdächtig betrachtet. Im vorigen Jahrhundert feierte z. B. die Stadt Harlem Kosters drittes Jubiläum im Jahr 1740, in dieſem Jahrhundert 1823. Im vorigen Jahrhundert hatte Koſter demnach die Buchdruckerkunſt im Jahr 1440 erfunden, in dieſem erfindet er dieſelbe bereits 1423. Warum gerade 23, das ſoll ich ſchweigen; auf der alten Tafel über Kosters Hausthüre las man 1429, früher 1440; denn Scriverius überredete den Har-

*) Wie viel würden die Mijnheers Kosterianer nicht um den Beſitz ſolcher Proceßakte geben, wie ſie der Straßburger Senat von Gutenberg aufbewahrt. Darin bezeugt Hans Dünne, der Goldſchmied, daß er von Gutenberg ſchon im Jahr 1436 hundert Goldgülden verdient, allein für Verfertigung und Lieferung deſſen, was zum Druck gehört.

lemmer Senat zur Annahme der ersteren Jahreszahl, weil Rabbi Hakkohen, wie schon gesagt, ein gedrucktes Buch von 1429 zu Venedig gesehen. Die Väter der Stadt waren schlimm genug daran, sie wußten von nichts, und sollten dennoch **auctoritate Senatus Harlemensis** das wahre Jahr der Erfindung sanctioniren. Die Buchdrucker von Harlem, die Koster ein Standbild aus ihrer Tasche errichteten, setzten das Jahr 1430 darunter, das Harlemmer **Collegium medicum** bescheidete sich dagegen, geheimnißvoll den Finger auf den Mund zu legen, sie setzten dem Erfinder ebenfalls ein Monument, schrieben aber keine Zahl darauf *).

So sieht es aus mit den Jahrszahlen, deren sich die Kosterianer bedienen, um ihr Mährchen

*) Es ist überhaupt lächerlich, ein bestimmtes Jahr und nun gar einen bestimmten Tag als Geburtsjahr und Geburtstag einer Kunst zu betrachten, die erst in Jahren langsam und mühevoll sich ausbildete, wie wir an Gutenbergs Versuchen in Straßburg sehen. Die Deutschen, die nach dem Vorgange des alten Hans Luft den Johannistag und das Jahr 1440 dazu gewählt, begehen diese Lächerlichkeit nicht; das Jahr ist ihnen eine runde Zahl (jedenfalls keine zu frühe), und ihr Gutenberg hieß — Johannes.

auf dem Boden der Geſchichte feſtzunieten. Aehnliche und noch ärgere Varianten liefern die Nachrichten über die Perſon des Erfinders ſelbſt. Zunächſt kommt es einem ſehr ergötzlich vor, wie mit dem wachſenden Mährchen auch dieſe Perſon an Ehren und Aemtern wächſt und zunimmt. In der urſprünglichen Sage und bei Junius iſt er nur ein Küſter, allein ſchon Seiz nimmt den Küſter in den Senat auf, und Meermann gibt zu verſtehen, daß er wohl gar Bürgermeiſter geweſen; das nicht genug, er leitet deſſen Geſchlecht von den Brederode's ab, indem er den Vater oder Großvater zum Baſtard macht. Küſter bleibt er deſſenungeachtet, ja er heißt nur deswegen Koſter, weil das Küſteramt in ſeiner Familie erblich war. Ob es aber in Holland und jedem andern chriſtlichen Lande ein erhörter Fall, daß ein Rathsherr oder Bürgermeiſter zugleich das geiſtliche Küſteramt bekleidet, darüber geben dieſe Herren keine weitere Auskunft. Sie begnügen ſich damit, zu ſagen, das Küſteramt zu Harlem ſei ehemals ſehr ehrenvoll geweſen und gar nicht zu verwechſeln mit dem Küſteramt von heute. Allein damit wird der Stein des Anſtoßes nicht aus dem Wege gehoben, und ich muß es den Gelehrten, die von der Gemeindeverfaſſung des Mittelalters genauere

Kenntnisse haben als ich, überlassen, ob sich ähnliche Beispiele vorfinden. Aus Harlemmer Kirchen- und Stadtbüchern ist von der Person eines Küsters oder Rathsherrn, oder gar Küsters und Rathsherrn, der Koster hieß, keine Nachweisung erfolgt. Sie findet sich also nicht darin. Allein auch in diesem Falle, welche Kluft zwischen einem Harlemmer Küster und dem Erfinder der Buchdruckerkunst. Kein Zeitgenosse weiß etwas von ihm, und der Harlemmer Küster unterscheidet sich durch nichts von jedem andern dunkeln Küster und Rathsherrn der Harlemmer Vorzeit, als daß man dessen Namen und Stand benutzte, um ein albernes Mährchen daran zu knüpfen. Zwischen dem Helden dieses Mährchens und dem Harlemmer Küster ist durchaus kein geschichtliches Band sichtbar; ein solches existirt nur in der Phantasie der Kosterianer.

Wie thätig aber diese sich erweist, sieht man eben aus den verschiedenen Recensionen des Mährchens, wie dasselbe von Junius erzählt wird. Jeder spätere Kosterianer nahm sich die Freiheit, daran zuzusetzen und wegzulassen, was ihm gut dünkte. Und wie naiv sie unter einander von ihren Einfällen sprechen. Junius und Scriver las-

ſen, wie oben erwähnt, den Koſter nach dem Diebſtahl ſo muthlos werden, daß er die Druckerei völlig aufgibt und ſich todt ärgert. Nollem, ſagte darauf Meermann, nollem Scriverio nostro, nollem aliis hoc excidisset; ich wollte, es wäre unſerm Scriverio und Andern dieſes nicht entfahren. Es hatten ſich nämlich zu Meermann's Zeit die auf Koſters Namen zuſammengerafften Bücher bereits ſo ſtark vermehrt, daß es räthlich ſchien, zur Erklärung der verſchiedenartigen Drucke und jenes halb gedruckten, halb geſchnittenen Werkes verſchiedene Epochen der Druckerkunſt anzunehmen. Deren machte Meerman drei, worin ihm die heutigen Koſterianer nachfolgen. Die erſte von Erfindung der Kunſt bis auf den Diebſtahl, die zweite vom Diebſtahl bis auf Koſters Tod, die dritte von Koſters Tode bis zum Stillſtande der Druckerei unter Koſters Erben. Sie unterſcheiden alſo Bücher, die von Koſter ſelbſt vor und nach dem Diebſtahl gedruckt, und Bücher, die nach dem Tode des Erfinders von den Erben gedruckt worden. Die fortdruckenden Erben ſind alſo erſt ſpätere Erfindung, Junius, Scriver, ſelbſt Koornhert, der erſte Drucker von Harlem, kennen dieſelben nicht. Wann und warum die Erben, die erſt im Jahre 1724 ausgeſtorben ſein ſollen, den Druck

aufgegeben, warum Martini und alle übrigen Drucker, die in holländischen Städten in der Folge sich niederließen, aus Deutschland oder Frankreich kamen, und keiner sich rühmte, die Kunst zu Harlem erlernt zu haben, darüber, wie über Hundert andere Fragen, bleiben Meermann und Koning die Antwort schuldig.

Eine andere Art von Varianten und Phantasiestücken der Kosterianer sind die Gemälde und steinernen Bildnisse, „die den großen Mann vorstellen." Diese Art hat mich am meisten unterhalten. Man erinnere sich des Scriverius, auf dessen Anstiften der Harlemmer Senat die Jahrszahl über Kosters Hausthür verändern ließ. Derselbe bewog die Väter der Stadt, Kosters Bildniß über die Thür zu setzen, damit Jeder männiglich an solchem Anblick sich erbauen möge. Das Bild ward in der That ausgearbeitet, und zwar nach dem Kupferstich, der Scriver's Quartanten, Lorbeerkranz betitelt, auf der Vorderseite verziert, die Zeichnung des Blattes ist von van Kampen, der Stich von Jan van de Velde und — die Erfindung von „unserm Scriverio" selber. Ex ingenio, sagt Meermann, hat Skriverius dies Bild entwerfen lassen. Muß man nicht lächeln über die

Genieſtreiche der alten Perrücken in us und ius, die ex ingenio die Züge des Erfinders der Buchdruckerkunſt erfinden, in Kupfer ſtechen und durch den Senat der Stadt Harlem in Stein hauen laſſen?

Umſonſt aber iſt Meermann nicht ſo offenherzig. Das Bild vor „dem Lorbeerkranze" ſieht dem Bilde vor „den origines" ungefähr ſo ähnlich, wie ein Lorbeerblatt einem Kohlblatt; mit andern Worten, das Portrait, das Meermann in Kupfer ſtechen ließ und ſeinem eigenen Werke vorhängte, ſieht dem Portrait von Scrivers Erfindung in keinem Zuge ähnlich. Das Portrait, das Meermann als das echte empfiehlt, iſt allerdings nicht ex ingenio, ſondern abgezeichnet nach einem Oelgemälde im Beſitze der Familie Enſchede zu Harlem. Der Himmel weiß, welchen alten Mijnheer dies Gemälde vorſtellt; die Familie Enſchede glaubt, daß es Koſter, den Erfinder der Buchdruckerkunſt, vorſtellt. Der Käufer will es erſtanden haben aus der Nachlaſſenſchaft der Koſterſchen Familie und hielt es für eine Arbeit von Albert de Oudewater, oder Gerhard von Harlem, Malern aus der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, alſo Zeitgenoſſen des fraglichen Koſter. Allein wie ſehr der gute Mann

in dieser Hinsicht sich irrte, ist für Jeden, der das Gemälde gesehen und sich etwas auf die verschiedenen Epochen der Malerei versteht, außer Zweifel. Dies Gemälde ist so augenscheinlich aus späterer Zeit, daß auch Meermann, der ein geschmackvoller Kunstkenner war, dies nicht abläugnen konnte; und er versetzt dasselbe in die Zeiten von Hans Holbein und Lukas Kranach. Da nun Niemand die Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit eines Bildes mit einer unbekannten Person weder bejahen, noch verneinen kann, so fragt es sich, mit welchem Grad von Wahrscheinlichkeit ein Bild, funfzig Jahr nach dem Tode einer solchen Person gemalt, die, nebenher gesagt, höchst wahrscheinlich nicht gelebt hat, dieser Person als dessen Original beigelegt wird. Die Kosterſche Familie hätte auf jeden Fall nur die Copie einer Copie besessen und eine an sich unsichere Familientradition, hier noch bedenklicher, da sie, im Fall des wirklichen Vorhandenseins, ihren Ursprung, wie es zu gehen pflegt, aus der Sage genommen haben mochte, wäre noch unsicherer geworden, da sich die doppelte Geschichte vom Bilde eines Bildes hineinmengte.

Allein, wer sagt, daß dieses Gemälde wirklich im Besitz der Familie Koster war? Der Käufer,

Herr Enſchede, hat es freilich geſagt und Meermann hat es wiederholt. Könnte man den Leuten nur über den Weg trauen. Derſelbe Meermann hat auch geſagt und behauptet, eine gewiſſe Bücherkiſte, die im ſechzehnten Jahrhundert im Haag in öffentlicher Verſteigerung ausgeboten, und durch den Harlemmer Senat für die Summe von dreihundert Gulden angekauft worden, aus der Nachlaſſenſchaft der Koſterſchen Erben ſtamme *). Letzteres wäre in der That ein nicht unwichtiger Umſtand, wäre es nicht eine Unwahrheit. Denn, mehr Glauben als Meermann verdient der Kaufſchein, der ſich noch heutigen Tages im Archiv des Harlemmer Stadthauſes befindet." In dieſem iſt nicht von der Nachlaſſenſchaft der Koſterſchen Erben, ſondern von der einer ganz andern Familie die Rede.

Wahrlich, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin, ich glaube nicht an das Vorgeben der Koſterianer, nicht an Koſter, nicht einmal an den Kü-

*) In dieſer Kiſte befanden ſich unter Anderm das **Speculum salvationis**, die **Figurae apocalypseos**, die Chronik von Kölln vom Jahre 1499, die Officia Ciceronis, ed. Faust. 1466.

ſter, geſchweige an den Erfinder der Buchdruckerkunſt *), ich glaube eben ſo wenig an deſſen Perſon, wie an deſſen Bildniß vor Scrivers und Meermanns Schriften und wie an das lateiniſche K, von welchem oben die Rede war. Ich glaube nicht an die ſilberne Kiſte, zu welcher allein der Harlemmer Senat den Schlüſſel beſitzt; nicht als wollte ich ihr Vorhandenſein läugnen, ſie ſteht wirklich da, aber man verſteht mich und ich glaube nicht daran.

Am wenigſten glaube ich an das verläumderiſche Mährchen vom Diebſtahl. Die Holländer, die daſſelbe ausgeſprengt, mögen es mit ihrem Ge-

*) Bereits von Heineken machte darauf aufmerkſam, daß der alte ausführliche Karl von Mander im weltberühmten **Schilderboek** keinen Koſter unter Harlems Künſtlern des funfzehnten Jahrhunderts kennt und nennt. Dies iſt in der That ein ſtärkeres Argument gegen die Wirklichkeit eines ſo benannten Künſtlers und Holzſchneiders zu Harlem, als je ein Koſterianer eins für dieſelbe geliefert hat. Sonſt iſt nicht zu läugnen, daß Karl von Mander Lücken gelaſſen; ſo erwähnt er der berühmten Brüder Crabeth, Glasmaler zu Gouda, nicht.

wiſſen, die Ausländer, die daſſelbe nachſprechen, mögen es mit ihrem Verſtande ausmachen; ſind aber Deutſche darunter, ſo wünſche ich ihnen nichts angelegentlicher, als durch Straßburger oder Mainzer Druckergeſellen mit Hülfe eines echten alten Gutenbergiſchen Preßbengels eines Beſſern belehrt zu werden.

Das iſt mein kurzes Glaubensbekenntniß in der Sache zwiſchen Koſter und Gutenberg, zwiſchen einem Geſpenſt der Sage, das auf dem dunkeln Chor der Harlemmer Kirche umwandelt, und dem lichtverklärten deutſchen Genius, deſſen Name im Tempel des Ruhms zugleich mit dem Namen aller großen Männer der Vergangenheit wiedertönt.

Ich könnte hier dieſen Aufſatz ſchließen, das Capitel iſt ohnehin ſchon länger gerathen, als es anfänglich meine Abſicht war. Allein ich vermuthe, manchem aufmerkſamen Leſer hat bisher eine Frage auf den Lippen geſchwebt, die er gegen mich äußern würde, im Fall wir perſönlich zuſammentrafen. Ich meine, ſie iſt dieſe: wie in aller Welt hat ſich nur das Gerücht von Koſter und dem Diebſtahle zu Harlem gebildet, kann man

demſelben nicht auf die Spur kommen, deſſen erſte Quelle nicht entdecken?

Ich glaube ja, und, irre ich nicht, ſo iſt die Quelle eben ſo ſchmutzig, wie der Ausfluß.

Man höre. Es iſt bekannt, daß ein gewiſſer Johann Schott, eines bekannten Straßburger Buchdruckers, mit Namen Mentel, Tochterenkel, nach dem Tode Gutenberg's, das falſche Gerücht verſprengte, als ſei Mentel zu Straßburg der Erfinder der Buchdruckerkunſt und Lehrmeiſter des Johann Gutenberg geweſen; Letzterer habe Mentel beſtohlen, ſich nach Mainz geflüchtet und mit den geſtohlenen Typen ſein erſtes Werk gedruckt. Dies Gerücht erregte Anfangs Aufſehen, ſchlief aber eben ſo bald wieder ein. Mentel ſelbſt, obgleich er ein aufgeblaſener Menſch war, ſich famosissimus nannte und vom Kaiſer ſich in den Adelſtand erheben ließ, hat dergleichen niemals behauptet. Nun gab es vielleicht zur Zeit des Johann Schott einen Harlemmer, der das Geheimniß der Druckerkunſt, das allmählig durch die vielen Arbeiter, die aus Mainz und Straßburg in verſchiedene Städte Deutſchlands, Frankreichs und Italiens auswanderten, aufhörte, ein Geheimniß im ſtrengen Sinne des Wortes zu ſein, ſei es nun

an der Quelle ſelbſt, oder zu Harlem an den aus Deutſchland dahin verſchlagenen Büchern *), theoretiſch oder praktiſch in Erfahrung gebracht und, mit kleinen und wenig koſtſpieligen Verſuchen ſich begnügend, ſelbſt geſchnittene hölzerne Buchſtaben zu mancherlei Kleinigkeiten abdruckte. Großes Aufſehen macht der Mann nicht, aber es kennt ihn dieſer und jener, und nach deſſen Hinſcheiden fällt einem Gevatter ein, ihm die Ehre der Erfindung zuzuſchreiben und das Straßburger Geſchwätz von Mentel und Gutenberg zu einem Harlemmer Geſchwätz von — (der Name Koſter tauchte erſt ſpäter auf), und Fauſt zu machen. Da hat man den Urſprung des Mährchen, wie er möglich war. Dazu bedenke man noch, daß Junius des Erfinders Schwiegerſohn als Gehülfen und Vervollkommnerer der Buchdruckerkunſt angiebt, Fauſt aber bekanntlich den Peter Schöffer zum Schwiegerſohne nahm, weil dieſer ihm in derſelben Eigenſchaft nützlich ward **); und ich hoffe, man wird meine Vermuthung wenigſtens nicht ungereimt finden.

---

*) Man denke nur an die **Officia Ciceron.**, **ed. Faust**, in der Bücherkiſte jener Harlemmer Familie.

**) Peter Schöffer erfand die metallgegoſſenen Typen.

Was werden aber die Koſterianer dazu ſagen, wenn ich jene über den Canal aus England ſchwimmende Sage, die Meermann als Hauptbeweis für Koſter und Harlem ſo begierig aufſiſchte, nur als Beſtätigung deſſen betrachte, was ich ſo eben meine Vermuthung nannte? Und doch ſcheint mir nichts klarer zu ſein. Man urtheile. Der Engländer Atkyns erzählt in ſeinem Buche, growth of printing. Lond., 1664, von einer Handſchrift auf der Lambethiſchen Bibliothek zu Oxford, worin es heiße: der König Heinrich der ſechſte habe von der Erfindung der Buchdruckerkunſt zu Harlem durch John Cutenberg gehört und in Folge deſſen einen verſchmitzten Kerl dorthin geſandt, damit derſelbe in den Beſitz des Geheimniſſes ſich ſetzen und damit nach England zur Ueberpflanzung der Kunſt zurückkehren möge; dieſer habe einen Arbeiter des John Cutenberg beſtochen und durch ſolchen, der Corſellis geheißen, ſei die Kunſt wirklich nach England und zwar zunächſt nach Oxford entführt. Die ganze Stelle iſt noch weitläufiger und trägt eben ſo viele Spuren des Fabelhaften an ſich, wie die Stelle im Junius, allein es ſchwirrt doch durch den Wirrwarr ein Ton der Wahrheit, ein Name hindurch, Johann Gutenbergs, des Erfinders der Buchdruckerkunſt. Sonſt

erſieht man daraus, daß die Harlemmer Sage vom Diebſtahl ſelbſt ein Echo der Straßburger, ſchon früh als zweites Echo von Oxford wiederhallte; obgleich nicht rein, ſondern von der Gewinnſucht der Oxforder Buchhändler aufgefangen und verändert. Um dies zu verſtehen, muß man wiſſen, daß die Oxforder Buchhändler mit den übrigen Buchhändlern von England über vermeintliche Privilegien einen Proceß führten. Daher muß der Dieb nach Oxford entfliehen, und König Heinrich, perſönlich der Anſtifter des Diebſtahls, muß ihm Privilegien zum Geſchenk machen. Die Wahrheit iſt, daß England ſeine erſten Drucker aus den Niederlanden erhielt. Dies geſchah einige Zeit ſpäter, als die Niederlande ſelbſt ihre erſten Drucker aus Deutſchland und Frankreich bezogen, und es ſind eben die Geſellen und Lehrlinge dieſer Leute, die ſich nach England begaben.

Da haſt du, lieber Leſer, die Hiſtorie des Mährchens, wovon ich am Schluſſe des vorigen Capitels äußerte, daſſelbe ſei noch unglaublicher, als das Mährchen von Sprengung eiſerner Ketten durch Harlemmer Sägeſchiffe. Wahrlich, wer die Buchdruckerkunſt erfunden, hat ſtärkere Ketten geſprengt, als die Hafenkette von Damietta, des

D 83/k.

Aberglaubens und der Feudalherrschaft diamantene Kette, die der kühnen Seglerin Europa den Zugang zum Hafen des Lichts und der Vernunft versperrte.

Ende des ersten Theils.

Holland

in den

Jahren 1831 und 1832

von

Ludolf Wienbarg,
der Philosophie Doktor.

✻

Zweiter Theil.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.

1833.

Ludolf Wienbarg,

Holland

in den

Jahren 1831 u. 1832.

Zweiter Theil.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg ſind erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Almanach dramatiſcher Spiele von A. v. Kotzebue, fortgeſ. von C. Lebrün, für die J. 1827, 1828, 1829, 1830, 1831, 1832, 1833 u. 1834, jeder 1 Rthlr. 16 Gr.

Börne, L., geſammelte Schriften 8. 8 Thle. Ladenpreis 8 Thlr. — Gr.

Cäcilia. Ein Taſchenbuch für Freunde der Tonkunſt, herausgegeben von Lyſer, 1. Jahrg. mit Kupfern und Muſikbeil. 1833. 12. 1 Rthlr. 8 Gr.

Heine, H., Buch der Lieder. 8. 1 Rthlr. — Gr.
auf fein Velinpapier. 1 Rthlr. 12 Gr.

— — Reiſebilder, 2. verm. Aufl. 4 Theile, 8. 7 Rthlr. — Gr.

— — Nachtr. zu den Reiſebildern, 8. 1 Rthlr. 16 Gr.

Lewald, A., Album aus Paris 2 Th. 8. 2 Rthlr. 8 Gr.

— — Novellen, 3 Thle. 8. 4 Rthlr. 12 Gr.

— — Graf Lowzinski, Poln. Novelle 8. — Rthlr. 18 Gr.

— — Przebracki, der ruſſ. Polizeiſpion. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

— — Warſchau. Ein Zeitbild. 8. — Rthlr. 20 Gr.

Maltitz, Freiherr G. A. von, Oliver Cromwell oder die Republikaner. Trauerſpiel. 8. 1 Rthlr. — Gr.

— — der alte Student. Schauſpiel. 8. — Rthlr. 12 Gr.

— — das Pasquill. Schauſpiel. 8. — Rthlr. 20 Gr.

— — Pfefferkörner. 3 Hefte, 12. 2 Rthlr. — Gr.

Raupach, Dr. E., Rafaele, Trauerſp. 1 Rthlr. — Gr.

— — Laßt die Todten ruhen! Luſtſp. — Rthlr. 20 Gr.
auf fein Velinpapier. 1 Rthlr. 4 Gr.

— — Kritik und Antikritik, Luſtſp., 8. 1 Rthlr. — Gr.
auf fein Velinpapier. 1 Rthlr. 4 Gr.

— — die Bekehrten, Luſtſpiel, 8. 1 Rthlr. — Gr.
auf fein Velinpapier. 1 Rthlr. 4 Gr.

— — die Schleichhändler, Luſtſpiel. 8. 1 Rthlr. — Gr.

— — das Sonnet. Luſtſpiel. 8. 14 Gr.

— — der Stiefvater. Luſtſpiel. 8. 16 Gr.

— — der Wechsler. Luſtſpiel, 8. — Rthlr. 16 Gr.

— — die Tochter der Luft. Myth. Trag. 1 Rthlr. — Gr.

— — Denk' an Cäſar! Poſſe in 5 Aufz. 8. 1 Rthlr. — Gr.

— — Schelle im Monde, ein Mährchen in 4 Aufzügen und einem Vorſpiele, 8. 1 Rthlr. — Gr.
auf fein Velinpapier. 1 Rthlr. 4 Gr.

Holland

in den

Jahren 1831 und 1832,

von

Ludolf Wienbarg,
der Philosophie Doctor.

Zweiter Theil.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1833.

Vorwort.

Ich habe Holland und die Holländer in einer merkwürdigen Zeit kennen gelernt. Ich sah ein Volk, das von Natur einem Kriege, besonders zu Lande, abgeneigt ist, sich ohne Noth in einen kostspieligen Krieg verwickeln. Ich sah ein Volk, das einst aus Republikanern bestand, die Spaniens Scepter zerbrachen und Ludwig XIV. Uebermuth demüthigten, für einen — — König sein Schwerdt ziehn, um beleidigte Majestäts-

rechte an einem benachbarten Volk zu rächen. Zweifelhaft geworden an der Geſchichte der Vergangenheit, ſchlug ich noch einmal ihre Blätter auf und las manche Zeile anders, als vorher. Ich unterſuchte die elektriſche Sphäre der Gegenwart und fand ſie künſtlich geladen und mit geheimen Agentien geſchwängert, die das Gewitter, das ſchon lange über Holland und Belgien ſtand, zum Ausbruch brachten. Meine Analyſen, Anſichten und Urtheile darüber findet der Leſer in dieſem Werkchen zerſtreut, bald ernſthaft und bald ſcherzhaft, wie ich jedesmal die Laune dazu hatte. Daß ich mich über die höfiſche Natur des Krieges nicht geirrt, beweiſen die jetzigen Zugeſtändniſſe des Haager Kabinetts, nachdem Antwerpen gefallen, das heißt, nachdem Hollands ſinkendes Nationalvermögen um nichts und wieder nichts, ei-

ner legitimen Grille wegen, noch tiefer zum Sinken gebracht worden. Meine Prophezeihungen der nächsten Zukunft erwarten von dieser ihre Belege.

Wie ich außerdem meinen Aufenthalt in Holland benutzt und fruchtbar gemacht habe, wie ich Kunst, Natur und Menschen aufgefaßt, Gegenwart mit Vergangenheit verglichen und alle zerstreuten Züge des holländischen Nationalcharakters in einen Brennpunkt zu sammeln bemüht gewesen, wird der Leser hoffentlich nicht ohne Theilnahme ersehen.

Daß meine eigne Persönlichkeit überall sehr stark hervortritt, bitte ich nicht als eine Unart, sondern als eine natürliche Folge der Umstände, des Orts und der Zeit zu betrachten. Holland ist ein zu eigenthümliches Land, um sich selbst darin zu verlieren, man spie-

gelt ſich auf Schritt und Tritt in Sumpf und ſtehendem Waſſer. Die Zeit aber war und iſt noch für den Deutſchen kein lebendiger Strom, in den er in Selbſtvergeſſenheit und Thatenluſt eintauchen und untergehn möchte; es beugt die Weisheit und die Thorheit ihr Haupt über das Ufer und ſpiegelt ſich wohlgefällig ab in der trägen Welle, ohne ſich die Zehe naß zu machen.

Inhalt des erſten Theiles.

	Seite
Bentheim	1
Oldenſal	6
Ankunft im Haag	14
Der Spaziergang im Buſch	23
Brief in die Heimath	33
Brief eines holländiſchen Matroſen	40
Die Nordſee	45
Naivitäten	48
Allgemeiner Blick auf die Beſchaffenheit des Landes	54
Allgemeine Charakteriſtik der Bewohner	59
Der Haag und ſeine Merkwürdigkeiten	65
Die Diplomaten	85
Scheveliugen	87
Die Dünen	93
Hut- und Mützencapitel	100
Bataviſche Republik	105
Neueſte Geſchichte	113
Portraits der königlichen Familie:	
Der König	133
Der Prinz von Oranien	141

* *

	Seite
Der Prinz Friedrich der Niederlande . .	144
Die Königin	—
Die Prinzessin von Oranien . . .	145
Delft und die Familiengruft der Nassauer . .	147
Leiden	157
Die Belagerung von Leiden	163
Harlem	172
Der Harlemmer Koster	190

Inhalt des zweiten Theiles.

	Seite
Orgelconcert	1
Der Rhein und Vondel	4
Der Rhein und ich.	14
Die Maatschapijen	23
Geschichte des Handels	35
Seereisen und Colonien	43
Java und die Javanesen	56
Der holländische Apis	67
Het huis in Busch	75
Holländische Geldsorten	85
Amsterdammer und Haager Gemäldesammlung	88
Gegenstände der heutigen Malerei	96
Jan Steen	99
Rembrand	111
Die todten Maler	115
Die holländische Schule	129
Alte biblische Maler	131
Fabelmaler	—
Geschichtmaler	—
Gesellschaftmaler	132

Seite

Portraitmaler 133
Landschaftmaler 134
Seemaler 135
Thiermaler . . . . . —
Durchsichtmaler 137
Blumen- und Fruchtmaler 138
Die Gemälde auf dem Stadthause zu Leiden . 140
Die Glasfenster der Kirche zu Gauda . . . 144
Neue und alte Volkslieder:
Wer will hören ein neu Lied . . . 159
Wär'n alle Berge golden 165
Es ritt ein Herr mit seinem Schildknecht . 169
Es ging ein Pater wohl über Land . . 171
Es thät ein Mägdlein früh aufstehn . . 173
Nach Osterland will ich fahren . . . 175
Es ritt ein Ritter wohl durch das Ried . 178

Orgelconcert.

Nicht lange nach meiner Ankunft besuchte ich ein Concert, das der Organist der französisch reformirten Kirche im Haag auf der Orgel zum Besten gab. Heilige Cäcilie, welche Orgelei! Doch hielt ich es aus, der Merkwürdigkeit wegen, denn der Besuch war zahlreich und das Concert eigentlich veranstaltet für die braven jongelinge, die hinausgezogen in den Krieg fürs Vaterland, im Grenzlager siech geworden. Am Ende freute ich mich, daß ich geblieben war, denn das versammelte Publicum gab mir Gelegenheit zu einer Beobachtung, die mich anfangs zwar überraschte, die ich aber bald in ihrem Zusammenhang mit dem holländischen Nationalcharakter für nicht weniger natürlich, als scherzhaft anerkannte. Man denke sich einen betagten holländischen Organisten, dessen Alter so ungefähr an die Sechziger streifen mag. Eben hat er uns die Ohren mit dem Gepfeiff und Geschnarr seiner

Orgel zerriſſen und nun erhebt er ſich und pflanzt ſeine ehrwürdige Geſtalt kerzengerade auf dem Chor der Orgel auf und beginnt mit heiſer zitterndem Baß ein patriotiſches Lied in holländiſcher Sprache abzuſingen. Es iſt zum Todtlachen, wenn man den Alten nicht ſieht — das iſt wahr; aber nun betrachte man ſein bloßes Geſicht, nun höre man die tiefe Rührung, die nicht zu verkennen, ſelbſt den unerſchütterlichen Tact, den er, es mag kommen, wie es will, beobachtet, ſo wird man geſtehn, daß ein ſolcher Geſang mehr zum Mitleiden, als zum Spott aufzufordern geeignet ſei. Nun denke man ſich aber lebhaft den patriotiſchen Zweck des Concerts, Zuhörer, die einem Volk angehören, das ſich mit ungewöhnlicher Leidenſchaft und dem bitterſten Ernſte dieſem hingibt, ſo wird man die Wirkung eines ſolchen Auftritts ſich nicht leicht anders denken, als eine unangenehme, verſtimmende, der man ſich am Ende ganz einfach durch Weggehen entziehen wird, ſchwerlich aber als lächerliche und zur allgemeinen Heiterkeit ſtimmende; wie es in der That der Fall bei dem holländiſchen Publicum war. Die Frauen kicherten, die Männer ſcherzten und lachten und mein alter Cigarrenhändler aus Weſteinde, der mit ſeiner jungen Frau hinter mir im Kirchſtuhl ſaß, rieb ſich vor Vergnügen die Hände und rief hoor de oude baas (hör den alten Knaſter).

Est-il possible, rief mein Begleiter, Legations-secretair. Es iſt weiter nichts, erwiederte ich, als daß wir den glücklichen Augenblick getroffen haben, den Holländer wieder einmal chez soi in ſeiner alten blauen Jacke zu ſehn, worin er das ſpaßhafteſte Weſen iſt, das in Europa auf zwei Beinen geht.

Der Rhein und Vondel.

O ſchöner Rhein, mein Jugendtraum,
Soll ich von fern dein Lob beſingen,
Der ich geſpielt an deinen Saum,
Du kannſt aus Schweizer Alpen ſpringen,
Du Ader von dem ſchönſten Weib,
Bruder der Donau, du nach Norden,
Nach Oſten ſie, aus Einem Leib
Entſprungen und ſich fremd geworden,
Von Einer Mutter in Eis und Schnee
Und Regen geboren auf der Höh.

Du ſchlängelſt, wie die griech'ſche Schlang',
Deine blauen Ringel längs Geſträuchen
Und grünen Bergen, breit und lang
Und füllſt dich aus ſo vielen Schläuchen
Der Bäche, bis du angeſchwellt
Bald Kräuter lockerſt, die das Ufer decken,
Bald flutheſt um ein Ackerfeld,
Bald nagſt an rauhen Felſenecken;
Nun zwiſchen Berg und krummen Horn,
Nun durch ein Thal voll Moſt und Korn.

Du irdſcher Regenbogen du,
In ſchimmernde Farben eingekleidet,
Du raubſt dem himmliſchen ſeine Ruh,
Der oben traurig dich beneidet.
Deine Locken, deine Städtekron',
Deine grüne Weingartenhaube
Verziert die weiße, die purpurne Traube,
Und dienend ſtehn an deinem Thron
Die Flüſſe, die beträuft von Naß,
Zuſchütten dir ihr Waſſerfaß.

Da iſt der Main, einer Pinie Sohn,
Die Moſel mit ihren Apfelflechten,
Die Maas mit ihrer Meuterkron',
Verwegen mit dir ſelbſt zu fechten,
Ruhr, die ihr Haupt mit Ried beſchaut,
Neckar mit ſeinen Traubengeäſten,
Lippe, gehüllt in Moos und Kraut
Und überhangenden Eichenäſten,
Und hundert andre, wie die Aar,
Kornblumen und Weinlaub im Haar.

O meines Rheines lautre Fluth,
Du bis zum Tode meine Labe,
Wie Manchem gabſt du Ehr und Gut
Wie hohe Titel manchem Grabe,
Welch großen Namen manchem Land,
Der Helden, über dich gezogen,
Aufpflanzend Ruhm an deinem Strand;
Wie oftmals theilten deine Wogen,
Wenn ſie die deutſchen Krieger ſahn,
Ihr Heldenglühn bei ihrem Nahn.

Doch fühl ich ach ein bittres Leid
Und möchte mich in dich verweinen,
Daß Fürſtenhaß und Kirchenſtreit
Zu einer Hyder ſich vereinen,
Einer böſen Hyder, voller Gift,
Die an des Rheins geſunden Borden
Ihr Gift verſpritzt, daß Thal und Trift
Und's ganze Deutſchland trieft von Morden.
O wäre der Meſſias nah
So lang erſehnt und noch nicht da.

Der Dichter dieſes ſchönen Rheinliedes, von dem ich kaum die Hälfte mitgetheilt, iſt Vondel, der Stolz der Holländer, und in der That ihr größter oder vielmehr einziger Dichter, faſſe ich das Wort in unſerm Sinn. Vondel iſt geboren in Kölln am Rhein. Als er noch Kind war, nahm ſein Vater den Wanderſtab, um ſein Glück anderswo zu verſuchen. Die Reiſe ging über Hamburg, wo die Familie einige Zeit lang ſich aufhielt, nach Amſterdam, wo Vondel groß wurde, lebte, dichtete und ſtarb. Die heitern Wanderbilder aus ſeiner Kindheit ſchwebten ihm bis an ſeinen Tod vor Augen, ſein Vater war Zimmermann, ſeine Mutter eine fromme Frau und daher war ſeiner Phantaſie nichts natürlicher, als jenen mit Joſef, dieſe mit Maria und ſich ſelbſt mit dem Chriſtkind zu vergleichen und in der Reiſe ſeiner

Eltern von Kölln nach Holland, die Flucht der heiligen Familie von Bethlehem nach Aegypten zu ſehen.

Nie vergaß er Kölln und den Rhein. Sein Rheinlied dichtete er im Alter und als Guſtav Adolf vor Kölln lagerte, ſchrieb er an dieſen eines ſeiner ſchönſten Gedichte, worin er ihn beſchwört, der Stadt Kölln kein Leides zuzufügen. Wie's Vögelein, ſagt er,

Wie's Vögelein, das ſingt, wenn's vogelfrei iſt,
Die off'ne Luft iſt mein,
Doch wünſcht es, da zu ſein,
Wo es gekrochen aus der Mutter Ei iſt:
So ich. Obwohl mein froher Geiſt mag ſchweben,
Wohin ihn trägt ſein Flug,
Doch zieht ein ſtiller Zug
Mich heim nach Kölln, wo ich empfing das Leben,
Wo ich zuerſt nach Honig ausgeflogen,
Am Rhein, am blonden Rhein,
Bepflanzt mit rhein'ſchem Wein,
Wo ich den Thau aus Veilchen früh geſogen.
Und daraus wird mir nun mein Leid geboren.
Denn wo ich aufgewiegt,
Die Schwedenfahne fliegt
Und Donner dröhnt von dort mir in die Ohren.
Drum mocht' ich wie ein Schwan dem Mars begegnen,
Den Buſen in der Fluth
Hellſingend ſeine Wuth
Ablenken längs dem Staub der Roſſehufe.

und wie er weiter den Helden des dreißigjährigen Krieges zu rühmen sucht, der aber vermuthlich keine holländische Verse las. Und nicht Kölln allein, das ganze arme Deutschland lag ihm beständig am Herzen. Er beklagte den ungeheuren Spalt, den Luthers heilig eifernde Axt in Germaniens Boden geschlagen, er sah aus nach dem großen Mann, der den Fürsten den Daum aufsetzte, nach dem Kaiser, Messias:

So lang ersehnt und noch nicht da,

der die Hyder der Zwietracht unter die Füße treten, den Glanz des alten Reichs wieder erfrischen und aufs neue die Stämme Deutschlands unter die Flügel des Adlers versammeln würde. Merkwürdig ist seine Ode an Kaiser Leopold. Laß, sagt er unter Anderm an diesen Kaiser, der eben gekrönt war und große Hoffnungen erregte,

Laß geschirmt durch deinen Speer
Muthiger den Bataver
Auf der See sein Banner breiten,
Laß den röm'schen Doppelaar
Mit dem Leu, ein tapfres Paar,
Unter Einer Fahne streiten.

Dieser Leopold war freilich nicht der Mann großer Blicke und Thaten, der kaiserliche Speer dieses schwachen Habsburgers wußte nicht einmal die deutsche Reichsgrenze zu schirmen, er ist der-

ſelbe Leopold, unter dem Straßburg, die Perle vom Elſaß, an die Franzoſen kam. Allein Vondel ſah in ihm einen aufgehenden Stern, gegen den er fern und einſam aus ſeinem ſumpfigen Winkel die Hände ausbreitete. Ihn feſſelte das große Geſicht des heiligen römiſchen Reichs, der Kaiſer in ſeiner Pracht, der Papſt auf ſeinem Felſen, alle koloſſalen Erinnerungen einer romantiſchen Vorzeit, welche ihren letzten Schatten in das ſiebzehnte Jahrhundert warf. Er fing ſogar noch im hohen Alter ein Epos an, worin er die Vermählung der chriſtlichen Kirche mit dem römiſchen Weltreich unter Conſtantin zu feiern gedachte; er hinterließ aber nur den Anfang deſſelben, der indeſſen hinlänglich darthut, daß es dem Geiſte noch nicht an Kraft und Feuer gebrach, um die Lieblingsidee ſeines Lebens, die Vereinigung aller menſchlichen und göttlichen Gewalten im römiſchen Kaiſerreich würdig durchzuführen. Eine große Idee und ein großer Irrthum. Selbſt Vondel mußte ſchon an ſich ſelbſt fühlen, daß ſein Jahrhundert nicht mehr aus einem Zeug gewirkt war. Getauft und erzogen in der neuen Lehre, ging er über zur alten, erlitt mehrere Schwankungen, veränderte mehr als einmal ſein kirchliches Bekenntniß und ward nur durch den Ekel, den ihm das proteſtantiſche Dogmengezänk machte, wie

durch den Abſcheu vor dem heuchleriſchen Spiel, welches die Fürſten und Mächtigen der Zeit hinter dem Riß der Kirche trieben, immer wieder der alten Mutter in die Arme zurückgeworfen. Er ſehnte ſich nach dem impoſanten Anblicke der einheitlichen Kraft aller germaniſchen Stämme, nach Frieden und Einheit im Herzen Europa's, er glaubte, daß nur auf dem Felde des Streits ſelber, alſo auf dem Felde der Religion die Möglichkeit läge, den ewigen Frieden abzuſchließen. Ein frommer Wahn zu einer Zeit, die vom Feldgeſchrei der Religion wiederhallte, ein ſtarker Glaube, der glaubte, daß die Süden und Norden einträchtig und verſöhnt ihre Hände falten würden um denſelben Kelch, der noch von ihrem Blute rauchte, ein Wahn, den die Zeit völlig zerſtört hat, zerſtört, ohne uns eben eine andere Hoffnung an ſeiner Stelle zurückzulaſſen. Nur ſo viel kann man dem Schatten Vondels zurufen, will es Gott, Vondel, daß ſich wiederfindet, was ſich geſchieden hat, ſo wird es nicht unter den Palmen Paläſtina's, ſo wird es unter Herrmanns Eichen ſein.

Im Leben ging es dem Dichter nicht allzuwohl. Er hatte eine freie Zunge, und da er mit Leib und Seele immer in der Gegenwart wirkte, an Allem, was ſich ereignete, lebhaften Antheil nahm, ſeinen Glauben nicht verbarg, ſein Gefühl nicht verläugnete, die Wahrheit nicht bog und kei-

nen Mächtigen ſcheute, ſo hat er viel Unangenehmes in der Welt erleben müſſen, ja es ging ihm ſelbſt ſchlecht und am ſchlechteſten in ſeinen alten Tagen. Mehr als einmal ſchnappten nach ihm die Arme der Gerichte, der Prinz Moritz haßte ihn, denn er allein hatte in Holland Muth gehabt, Oldenbarneveldts Andenken zu vertheidigen und ſeinen Mörder der Tyrannei zu beſchuldigen, obwohl er wußte, daß daſſelbe Schwert auch über ſeinem eigenen Kopf hing. Unglück mit ſeinem Sohn kam hinzu. Um dieſen von öffentlicher Schande zu retten, gab er Alles hin, was er noch an Geld und Gütern beſaß, und ſah in ſeinem ſiebzigſten Jahre ſich genöthigt, ſich an die Schreiber-Galeerenbank des Lombards zu ſchmieden, eine Stelle, die ihm eine Dame verſchafft, die ſich ſeinetwegen bei einem Bürgermeiſter oder Schöppen von Amſterdam eindringlich verwendet. Die Natur hatte ihn ſo unverwüſtlich gemacht, daß er noch zwanzig Jahre darnach lebte und ſtarb in ſeinem neunzigſten, weniger glücklich, aber ſo unvergeßlich, wie Goethe. Der Senat ließ ihn begraben, wie einen Bürgermeiſter und errichtete ihm in der Kirche ein marmornes Denkmal, worauf die Worte:

„Hier liegt der zweite große Deutſche, der,
nach dem Rhein, in Holland elend verſiegte.“

nicht zu leſen ſind.

Vondel hat aus der holländiſchen Sprache gemacht, was nur daraus zu machen war. Er hat in ihr einen Schatz von Gedanken, Bildern und Wendungen niedergelegt, der größer ſein mag, als alles Uebrige, was holländiſche Verſe ſeit der Zeit enthalten. Denn er war ein reicher Mann und hatte Ueberfluß an Allem, woran die Andern Mangel leiden, namentlich an Gedanken.

Man kann mit demſelben Recht ſagen, Vondel hat aus ſeinem Genie gemacht, was er in ſeiner Zeit und an ſeinem Ort daraus machen konnte. In London am Hofe Eliſabeths, in romantiſcher Luft, Erbe der engliſchen Geſchichte, im Genuß italieniſcher Novellen, Nachfolger und Zeitgenoſſe witziger humoriſtiſcher Dichter in London, ſage ich, wäre Vondel allem Anſchein nach geworden, was Shakſpeare in Amſterdam in der Kammer der holländiſchen Rederyker „door yfer in liefde bloeyende.“

Vondel hat ſehr viel hinterlaſſen, Trauerſpiele, Lieder, Feſtgedichte, Epigramme, Aufſätze in Proſa.

Seine Trauerſpiele ſind ihrem Inhalt nach bibliſch mit Ausnahme etlicher, wie ſein Gysbrecht van Amſtel, ein Stück, das man noch alljährlich einmal auf die Amſterdammer Bühne bringt. Sie ſind mit Chören durchflochten wie die griechiſchen, Vondel kannte den Euripides in Ueberſetzung, er

hatte sogar im Alter Latein gelernt, um Seneca zu lesen. Die Personen, welche in Gysbrecht van Amstel und andern ihm eigenthümlichen Stücken auftreten, sind fest und derb gezeichnet, die Chöre oft mit Rembrandts Pinsel zu einander in Licht und Schatten gesetzt, wie denn eine Mutter, die auf der Brandstätte Jerusalems in Raserei ausbricht, mir oft vor Augen schwebt.

In der starken Sammlung seiner Gedichte nehmen die sogenannten Gelegenheitsgedichte viel Raum ein, wie leicht zu erwarten von einem so lebhaften Mann, der die Augen überall hatte und mit den bedeutendsten Köpfen seiner Zeit in Verbindung stand. Gelehrte, Künstler, Staatsleute, Seehelden, Jeder fühlte sich geschmeichelt, wenn Vondel seiner Person und seinen Verdiensten einige Verse schenkte. Da er nun nicht der Mann war, blinde Worte zu machen und selten verfehlte, in diesen kleinen Sachen irgend einen bedeutenden Zug anzubringen, so liefern seine Epigramme einen sehr schätzbaren Beitrag zur Kunde jener für Hollands Ruhm so fruchtbaren Zeit.

Der Rhein und ich.

Ich ritt über eine Brücke, die nicht viel länger war, wie vom Kopf zum Schwanz meines Pferdes, hörte die Frösche quaken, die Sumpfblasen quirlen und ritt über den Rhein, über denselben Rhein, der das Juragebirge durchbrach, bei Schaffhausen vom Fels donnerte, bei Bingen dahinschoß wie Tells Pfeil und über Bonn dem langen Schatten des Drachenfels Raum gab, um sich auszubreiten über seinen Spiegel.

Und als ich hörte, daß es wirklich der alte Rhein war, ich ließ es mir sagen durch einen Fischer von Katwyk, der nach Leiden zu Markt ging — da band ich mein Pferd an einen Busch und setzte mich zu ihm ins Gras.

Weißt du es noch, rief ich, weißt du es noch, Vater, als wir uns zuletzt sahen. Es sind nun drei Jahre her, und ich glaube, es ist heut derselbe Tag. Ich nahm Abschied von dir, und du

nahmſt Abſchied von den Bergen und Reben an deinem Ufer. Laß mich dir erzählen, es erleichtert mein Herz und führt vielleicht einen ſchwachen Strahl der Erinnerung in deine verſchüttete Bruſt zurück. Wir ſind allein und geht auch ein Käſekind vorüber und ſieht mich bei dir ſitzen.

Damals umgaben uns nicht Sandhügel, ſondern zerriſſenen Gipfel des Siebengebirgs. Der Tag neigte ſich, wie er ſich jetzt neigt. Der lange Thurm von Godesberg lag ſchon im Dunkel, nur auf den Ruinen des Drachenfels blühte noch das Abendroth. Ich lag zum letztenmal unter einer Rebe und benetzte ihre grünen Blätter mit meinen Thränen, denn ich hatte viele Stachel im Herzen und dachte, daß meine Lebensluſt vorüber war und meine Jugend und alles Glück der Täuſchung. Ich legte mich hinterüber und verſank in troſtloſe Gedanken. Ich weiß nicht, wie lange ich ſo lag, als mir plötzlich Waſſer übers Geſicht geſprengt wurde. Wie ich die Augen aufſchlug, ſtand der Mond hoch am Himmel, die Rebenſtöcke, unter denen ich ſaß, waren in voller Unruhe, eben ſo die Wellen zu meinen Füßen und ich ſah daraus mit großem Erſtaunen die allerſchönſten Mädchengeſichter herauslachen. Sie hatten ihren Schleier zurückgeſchlagen, und die Eine ſtreckte ihren ſchneeweißen Arm nach mir aus, als

wollte sie sich mir als die Thäterin zu erkennen geben. Ich wußte nicht, ob ich wachte oder träumte, ich rieb mir die Augen, aber an den Augen lag die Schuld nicht allein, denn zu gleicher Zeit schlugen Töne an mein Ohr, wie sie nur der arme Fischer gehört hat, von dem Goethe singt. Ich sprang auf. Gleich fühlte ich, daß der Boden unter mir bebte, so daß ich nur mit Mühe das Stehen behielt. Ich versuchte aber einige Schritt weiter ans Ufer zu kommen, wo eine alte hohle Weide stand, an die ich mit beiden Armen mich festklammerte. Aus der Ferne hörte ich den Nachtwächter von Oberwinter ganz geruhig blasen, woraus ich den Schluß zog, daß er von Allem, was in der Natur um mich her vorging, nichts sehen und merken mußte. Dieser Umstand überzeugte mich noch mehr, daß ich bezaubert war. Da ich nun damals den Kopf voll von Rheinmährchen hatte, so dachte ich gleich an deine Nixen, Vater. Ich glaubte, sie hätten mich mit magischem Wasser besprengt, und mir dadurch zu meinen fünf natürlichen Sinnen, fünf übernatürliche gegeben. Wie es auch damit war, ich hatte nur den Anfang der erstaunlichen Scene erlebt, die vor meinen Augen vorging. Statt des Nachtwächterhorns hörte ich von Oberwinter her einen entsetzlichen Lärm von Becken, Trommeln und kreischenden

Weiberſtimmen, als wenn die Winzerinnen es auf der Hochzeit allzutoll machen. Das Getöſe lief an den Bergen entlang, verlor ſich zuweilen in die Schluchten, kam aber dann jedesmal näher und näher. Zuletzt wurde ich ſpringende Geſtalten anſichtig, die etwas Weißes in der Luft hin und herſchwenkten. Bei dieſem Anblick dachte ich bei mir ſelbſt, ſind es nicht wirklich Mänaden, ſo ſehen ſie wenigſtens ſo aus und das weiße in ihren Händen kann auch ſehr gut den Thyrſusſtab vorſtellen, auf deſſen Blätter und Rebengewinde der weiße Mondſchein fällt. Wie ſie näher kamen, bemerkte ich, daß ſie Alle nackt waren, ihre Haare flatterten im Winde und ſie mutheten ihren ſchlanken Leibern die halsbrechendſten Schwenkungen an. Der Zug ging nahe an mir vorüber, ich hatte mich zur Vorſicht in die hohle Weide hineingepreßt, ſo tief ich nur konnte. Hinter ihnen her ſtürmte ein junger Mann, bei deſſen Anblick ich wieder Athem ſchöpfte, denn die beſeſſenen Weiber hatten mir ein wenig Angſt gemacht. Er war ſchön wie der Tag, und hatte einen Kranz von Epheu und Weinlaub in den Haaren, und ſeine Haare fielen ihm vorn in zwei großen Locken auf den Hals. Im beſten Rennen hielt er ſich an und ſchien über etwas ſtutzig zu werden. Er fühlte ſich an die Stirn und ich bemerkte, daß

ſeine Glieder froſtig zitterten. Darauf hielt er die flache Hand gegen den Wind, welcher den ganzen Tag, wie ich wußte, aus Süden geweht hatte und eben jetzt ſich in Nordweſt umſetzte. Er drehte ſich um, und ſagte zu einem alten Mann, der ihm zu Eſel nachgeritten war, wie geht's dir, Alter? Dieſer machte ein weinſaures verdrießliches Geſicht und grunzte, wie es mir geht? welche Frage, ſo geht es mir, und mit dieſen Worten ſchleuderte er einen großen gelben Weinkrug, der am Sattel hin, mit ſolcher Gewalt über den Rhein, daß er am andern Ufer in Plitterdorf niederfiel, unweit der Capelle. Baſta, fügte er trotzig hinzu, weiter geht meine Gefälligkeit nicht, und hätte ich nicht noch einen kleinen Nachgeſchmack von Moſel und Bleichert auf der Zunge gehabt, ich wäre nicht einmal bis hierher dir nachgeritten. Mag dieſen ſauren Landwein trinken wer da will, ich nicht, und ich weiß, daß es genug katholiſche Pfarrer, preußiſche Lieutenants und bonner Studenten gibt, die mir Dank wiſſen dafür. Aber um den Krug thut es mir jetzt leid, und ich bereue, daß ich ihn weggeworfen habe in der erſten Hitze. Es war kein gemeiner Krug, er hielt dicht, er hatte einen ſchönen tiefen Reſonanzboden, und wenn er ein wenig voll wurde und in Schwung gerieth, gurgelte er die ſchönſten und verrückteſten Wein-

lieder und nicht etwa ſo traurig hohles Zeug, wie der rothe leipziger Krug. Dionys, Dionys, zu welcher ſchnöden Aufwallung verleiteſt du mich in meinen alten Tagen. Ich bitte dich, kehr um und laß den Rhein laufen, wohin er will. Merkſt du denn nicht, daß dies die letzten Berge ſind.

Der Jüngling hörte nicht auf ſein Geplauder. Er ſah in die mondhelle Fluth, er ſah wie die Nixen ihm zuwinkten und wie ſie verſchwanden, Eine nach der Andern immer tiefer den Strom hinab. Seine Bruſt hob ſich vor Sehnſucht und ſchon ſetzte er einen Fuß an, um dem Zuge der Wellen, der Fiſche, der Nixen und ſeines eignen Herzens zu folgen, als ein neuer Windſtoß durch ſeine Locken fuhr, der noch mehr, als der erſte, verrieth, daß er aus dem rauhen Norden kam. Zugleich ließ ſich der Alte mit etlichen Kernflüchen vernehmen, und der Eſel ſtieß aus Sympathie mit ſeinem Reiter einen gellenden Schrei aus.

Wohl, ſagte der Gott — denn dies ſchien mir eines Gottes würdig, ſich über einen Eſel in Geduld zu faſſen — wohl, bis hierher und nicht weiter.

Nun gab es einen ſo wirren und wilden Lärm, daß mir noch jedesmal der Kopf ſchwirrt, wenn ich daran denke. Die Weiber waren zurückgekehrt und der Ausſpruch des Jünglings brachte

den wüthendſten Freudentaumel unter ihnen zu⸗wege. Sie packten ſich um den Leib und ſpran⸗gen baumhoch in die Höhe, die Berge ſprangen, der Eſel tanzte, und der Alte ſchrie, wie beſeſſen, das iſt der Abſchiedsball, den der Weinkönig dem Rheinkönig gibt.

Du haſt Recht, alter Trunkenbold, ſagte der Jüngling, weiter will ich auf meinem Zug von Indien in den nordiſchen Himmel nicht vordrin⸗gen. Darauf breitete er ſeine Arme aus nach den kryſtallnen Fluthen und ſang ein Lied von der ewigen Jugend der Götter und des Weins, und wie er ſtand und ſang küßten ſich die Nixen, die Fiſche begatteten ſich, die Vögel in der Luft feier⸗ten ihre Hochzeit und die Wellen ſchmiegten ſich ſtummſelig an die goldenen Sandalen des Gottes.

Einer aber war traurig und das warſt du, Vater Rhein. Du hobſt dein Haupt aus den Wellen und ſprachſt, ſinge nicht ſo ſchön! ſinge nicht ſo ſchön, denn nun du mich verläſſeſt, verläßt mich meine Jugend. Reißt mir das letzte grüne Blatt aus den Haaren, es verſpottet mich durch ſeine Erinnerungen. Ich will vergeſſen, wer ich war, ich will nicht denken, wohin ich gehe. Ich will vergeſſen, daß ich über Wolken geboren bin, ver⸗geſſen, daß ich als Knabe ſchon mit kühnen Tha⸗ten ſpielte, daß ich mit ſchäumender Begeiſterung

ins Leben ſtürzte, ich will meine Jugend, dein Lied vergeſſen. Fort mit den Bergen, fort mit den Geſängen, fort mit den Reben, weg mit euch Nixen. Leb wohl Dionys und grüß' die andern Götter. Goldne Gemeinheit, nimm mich auf, flache Geſichter, von nun an bin ich euer Bruder. Ich von Götter Gnaden in Poeſie empfangen und geboren will ſterben und verderben in eurer Proſa.

Und als du dieſe Worte geſprochen, Vater Rhein, da wandte ſich ab der blühende Jüngling und eine dunkle Wolke flog über ſeine Stirn, über den Mond und todesmuthig warf ich mich zu dir in's Waſſer und rief: nimm mich mit, Vater, ich will ſterben und verderben mit dir; denn auch für mich ſind deine Kränze zerriſſen und für mein Volk, und unſere Geſchichte ſpiegelt ſich in deinen Wellen, und das Reich und unſere Größe iſt mit dir ſtromab gefahren und in Schmach verloren und untergegangen. Philiſter über uns, Vater! Deutſchland verräth ſeinen Strom und ſeine Jugend und die einſt die Alpen überſtrömt und die Pyrenäen durchbrochen und die Trümmer der Welt in ihren Strudel riſſen, ſie ſchleichen jetzt träge, ohnmächtig, vertheilt, abgeſtochen und eingedämmt durch die Welt und ſind zu nichts mehr gut, als

um die Heerden ihrer Könige zu tränken und deren Felder und Aecker zu bewässern.

Vater, da hobst du mit starken Armen mich übers Wasser und sprachst: Jüngling, verzweifle nicht. Verzweifle nicht, es kommt der Tag, wo wir uns wiedersehn.

Und nun, Vater, der Tag ist da und wir haben uns wieder gesehn.

Philister über uns! murmelte eine sterbende Stimme aus der Tiefe und ich jagte des Weges weiter, immer tiefer in die Dünen hinein.

Die Maatschapijen.

Nichts beweiſet mehr für den ariſtokratiſch-republicaniſchen Geiſt der Holländer, als die auffallende Menge der von ihnen zur Erreichung verſchiedener Zwecke geſtifteten Vereine. Wer den Holländer von einer ſeiner beſten Seiten kennen lernen will, muß auf dieſen Gegenſtand ſeine Aufmerkſamkeit richten. Er wird aus der Anzahl, Stärke, Einrichtung, Verzweigung und Wirkſamkeit der **maatschapijen** in Holland einen ſehr vortheilhaften Schluß auf den regſamen öffentlichen Geiſt machen, der in dieſem Lande herrſcht. Ich will nur einige dieſer Geſellſchaften namhaft machen und zwar ſolche, die entweder ihren Hauptſitz oder wenigſtens eine bedeutende Mitbeſteurung im Haag gefeſtigt haben. Zunächſt führe ich an:

Die maatschapij tot nut van't algemeen.

Dieſelbe iſt im Jahr 1784 zu Edam errichtet, hat aber in der Folge ihren Hauptſitz nach Amſterdam

verlegt. Die Anzahl ihrer Departemente, durch ganz Holland zerſtreut, beläuft ſich auf 192, welche 13,188 Mitglieder befaſſen. Die Provinz Süd-Holland hat 35 Departemente aufzuweiſen, wovon eins auf die Hauptſtadt. Der jährliche Beitrag der Mitglieder 6 Gulden. Dafür empfängt Jeder ein Exemplar von den Werken, welche die Geſellſchaft im laufenden Jahr herausgibt.

Das Haager Departement hat folgende vortreffliche Einrichtungen für die Stadt ins Leben gerufen:

1) Eine Leſebibliothek, ſeit dem Jahr 1798. Der Katalog befaßt die Titel von 1800 Büchern für das Volk und die Jugend. Die Bücher werden unentgeldlich ausgeliehn und am Donnerſtag Abend für vierzehn Tage gewechſelt.

2) Eine Schule, geſtiftet im Jahr 1804, mit ſechs Lehrern.

3) Eine Zeichenſchule vom Jahr 1809. In derſelben wird am Montag, Mittwoch und Sonnabend Unterricht im Zeichnen ertheilt, ſowohl wie nach antiken Büſten, wie nach Handzeichnungen und Kupferſtichen. Für den dreimaligen Beſuch in der Woche wird Jahrs zwanzig Gulden entrichtet, für den zweimaligen Beſuch nur ſechzehn.

4) Eine Sparbank, aufgerichtet im Jahr 1818. Schon im Jahr 1830 beſaß die Bank

einen Werth von 347,632 Gulden. Sie gibt vier von Hundert und nimmt Alles an, was über einen halben Gulden ist.

5) Volksunterricht durch öffentliche Vorlesungen etlicher Werke der Gesellschaft, seit dem Jahre 1823. Der Stadtrath hat dazu die kleine englische Kirche hergegeben, wo 150 Zuhörer auf Vorzeigung einer Karte zugelassen werden.

Maatschapij van weldadigheid.

Diese Gesellschaft verdankt ihren Ursprung dem unermüdlichen Eifer des bekannten Generallieutenants van den Bosch. Als dieser würdige Mann sich auf der Insel Java aufhielt und für geringen Preis sehr bedeutende Ländereien an sich gebracht hatte, führte ihm ein glücklicher Zufall einen aus China geflüchteten Mandarinen zu, dessen sinnreicher Kopf in kurzer Zeit seine Güter dermaßen verbesserte, daß sie beim Wiederverkauf dem Herrn van den Bosch, wie auch dem Mandarin selbst, der vom Verwalter zum Miteigenthümer gestiegen war, einen überraschenden Gewinn abwarfen. Voll von diesem Resultat kehrte Herr van den Bosch nach Europa zurück. Hier faßte er den Gedanken, wüste Strecken seines Vaterlandes, nach den Grundsätzen des chinesischen Mandarinen urbar zu machen, und zwar nicht zu eigenem Vortheil,

ſondern zum Beſten nothleidender Menſchen, die ſich darauf als Anbauer niederlaſſen ſollten. In dieſer Abſicht gründete er die obige Maatschapij, eine Geſellſchaft, die gegenwärtig nicht weniger als 15,000 Mitglieder zählt und vielen hundert fleißigen, dem Mangel und Elende entriſſenen Familien Brod, Arbeit, Ausſicht auf Wohlſtand gewährt. Die Colonien Fredericksoord in Drenthe, Wilhelmsoord in Overyſſel, Wilhelminasoord in Friesland ſind nach der Beſchreibung ſachverſtändiger Reiſender, wie z. B. des Herrn von Gruner, Muſter in ihrer Art. Der Fleiß findet dort Mittel und Wege, etwas vor ſich zu bringen, der tüchtige Arbeiter kann mit der Zeit freier Eigenthümer werden, kann den Beſitz, den er mit ſeinem Schweiße gedüngt hat, beim Tode ſeinen glücklicheren Kindern überlaſſen. Das laſſe ich mir gefallen. Sonſt, ich haſſe dieſe Hungergaben, dieſe Haide-Sibirien, dieſe Zuchthäuſer in freier Natur, dieſe Armen-Colonien mit ihren todtblaſſen Geſichtern, die muthlos auf den Boden ſtarren, mit ihren geſpenſtiſchen Weibern, die, ihre Säuglinge an der welken Bruſt, die langen dürren Hände zum Betteln ausſtrecken, mit ihren Hütten, die das menſchliche Elend ſelbſt gebaut und aufgezimmert zu haben ſcheint, um ſie von ihrer leibeigenen Tochter, der Hoffnungloſigkeit, bewohnen zu laſſen;

ich haſſe dieſe Colonien, wo das Land kein Waſſer, die Mutter keine Milch, der Vater keinen Muth in der Seele und kein Mark in den Knochen hat. Dagegen bin ich überzeugt, daß die meiſten von den 2200 Menſchen, die in den holländiſchen Colonien einen Grund von 1100 Bundern Land ur- und fruchtbar machen, Schullehrer, Prediger und Bücher haben, die Wohlthat der Geſellſchaft dankbar anerkennen und ſegnen. Sie haben nicht viel, aber ſie haben die Hoffnung, ſie ſind arm, aber ſie ſind keine Bettler, ſie wohnen einſam, aber ſie ſind nicht ausgeſtoßen von der Geſellſchaft, ſie werden von ihren Nachbarn vielleicht nicht beneidet, aber auch nicht bemitleidet, ſie haben einen Weg hinter ſich, einen Weg vor ſich und niemals, wenn ſie nur wollen, Noth und Kummer an ihrer Seite. Da läßt es ſich leben. Und ſelbſt jene zwei andern Colonien, welche die Geſellſchaft außerdem errichtet hat, um eine wohlthätige Scheidewand zu ziehn, zwiſchen dem Fleiß der Armuth und der in Faulheit verſunkenen Bettelei, ſelbſt dieſe beiden Colonien ſind menſchlich, ſind mit menſchlichem Sinne auf menſchliche Bedürfniſſe berechnet, laſſen der Furcht und der Hoffnung eine Thür offen, und gewähren dem Bettler, der arbeitet die nahe und gewiſſe Ausſicht, kein Bettelcoloniſt zu bleiben, ſondern in die achtbarere Geſell-

schaft der drei oberen Landbaucolonien einzutreten. Das eine dieser Stifte befindet sich an der Ommerschans in der Provinz Overyssel, das andere zu Veenhuizen in der Provinz Drenthe. Ersteres zählt 1400 Seelen mit 800 Bundern Grund, letzteres 1100 Seelen, mit einem mir unbekannten Inhalt von Moor und Ländereien.

Zu Veenhuizen hat die Gesellschaft noch zwei andere wohlthätige Einrichtungen getroffen. Sie hat 2 bis 3000 Bunder Landes bestimmt für Waisen, Findlinge, verlassene Kinder, alte Soldaten, nothdürftige Leute, welche sie auf eine ihrem Alter, ihrem Geschlecht, ihren Kräften angemessene Art auf dessen Raum in Thätigkeit setzt.

Endlich hat die Gesellschaft eine Landbauschule zu Vateren errichtet, wo sie einer Zahl von 60 jungen Leuten Gelegenheit gibt, durch die dort erworbnen Kenntnisse sich einmal zu Beamten in den verschiedenen Colonien der Gesellschaft aufzuschwingen. Vortrefflicher konnte die Maatschapij van weldadigheid den Kreis ihrer Colonisationsthätigkeit nicht schließen.

Maatschapij tot onderwijs van dooven en stommen.

Diese Gesellschaft zum Unterricht für Taubstumme hat ihren Hauptsitz zu Groningen, woselbst sie im Jahr 1790 durch den Prediger an

der Valſchen Gemeinde, Guyot, geſtiftet wurde. Sie iſt gegenwärtig in vier und ſiebenzig Departemente ausgebreitet.

Genootschap tot onderwijs van blinden.

Die Wörter genootschap, geselschap klingen im holländiſchen beſcheidener als maatschapij und werden daher von weniger ausgedehnten Vereinigungen gebraucht. Jedoch hat die obige genootschap, die im Jahr 1808 zu Amſterdam ſich aufthat, in den vornehmſten Städten des Landes ihre Correſpondenten und überall, auf dem Lande wie in der Stadt, ihre Theilnehmer. Der jährliche Beitrag iſt fünf Gulden.

Genootschap ter zedelijke verbetering der gefangenen.

Dieſe Genoſſenſchaft iſt im Jahr 1823 durch den Herrn Suringar zu Leeuvarden errichtet.

Sie hat zum Zweck: ſittliche Verbeſſerung der Unglücklichen beider Geſchlechter, welche in Zucht-, Gefangen- und Werkhäuſern eingeſperrt ſind. Sie hat aber bei dieſem edlen Ziel nicht nur die Zeit während der Gefangenſchaft vor Augen, ſondern vor Allem die Zeit *nach* derſelben.

Der jährliche Beitrag der Mitglieder beträgt drittehalb Gulden, was für die 4902 Mitglieder, welche die Geſellſchaft bereits einige Jahre nach

ihrer Stiftung zählte, eine Summe von 12,500 Gulden zur Verwendung stellte. Wie hoch sich gegenwärtig die Zahl der Mitglieder beläuft, ist mir nicht bekannt.

Nederlandsche huishoudelijke maatschapij.

Niederländische haushälterische Gesellschaft. Sie bestand bereits seit dem Jahr 1774, und machte damals eine besondere Abtheilung der **hollandsche maatschapij van wetenschappen** aus. Im Jahr 1796 ward sie von der Nationalversammlung als selbstständig mit obigem Titel anerkannt. Süd-Holland zählt sieben Departemente derselben.

Maatschapij tot befordering der toonkunst.

Der Zweck dieser Gesellschaft geht dahin, den Sinn für Tonkunst zu erwecken, musikalische Kenntnisse zu verbreiten und zu diesem Behufe Preisfragen auszuschreiben. Ihre Hauptbesteuerung ist abwechselnd zu Amsterdam, Rotterdam und im Haag. Ihre erste Versammlung hielt sie im Jahr 1829; diese bestand aus 700 Mitgliedern. Sie hat ihre verschiedenen Abtheilungen, welche aus nicht minder als 20 Leuten bestehn dürfen, an deren Spitze fünf ausübende Künstler stehn.

Maatschapij voor natuur-en letterkunde.

Diese Gesellschaft führt den Namen diligentia und besteht seit dem Jahr 1793. Sie soll zur Ausbreitung der Wissenschaften durch ihre gelehrten Mitglieder viel beigetragen haben. Der Zuschuß ist für zwei Jahr 15 Gulden. Die Mitglieder besitzen ein schönes Local im Haag. Damit verbunden ist die Societeit, zur Lesung von Broschüren, Zeitungen u. s. w., in welcher der gebildetere Theil der Einwohner vom Haag, das diplomatische Corps u. s. w. tagtäglich verkehrt.

Maatschapij van fraaije kunsten en wetenschappen.

Die Gesellschaft freier Künste und Wissenschaften ist gestiftet worden im Jahr 1772. Die Haager Abtheilung derselben war Anfangs auf Poesie gerichtet, en dichtlievend genootschap mit dem Sinnspruch: Kunstliebe spart keinen Fleiß. Später hat sie sich mit der obengenannten Gesellschaft vereinigt.

Maatschapij ter bevordering van welstand.

Diese Gesellschaft geht, wie die folgenden, von einem religiösen und kirchlichen Princip aus. Die protestantischen Mitglieder haben sich dazu vereint, um, so viel in ihren Kräften steht, solchen

von ihren Glaubensbrüdern hülfreich unter die Arme zu greifen, die trotz aller Anstrengung, trotz Lust und Kräften vergeblich gegen widerwärtige Umstände ankämpfen. Die Gesellschaft macht zinslose Vorschüsse zum Ankauf von Häusern, Ländereien, Geräthschaften und andern Bedürfnissen; jedoch mit solchen Bedingungen für die Rückgabe der Sachen und Gelder, welche sie nach ihren Ansichten für zweckmäßig hält. Dieselbe hatte im Jahr 1829 anderthalbtausend Mitglieder und ein Capital von gegen 32,000 Gulden.

Maatschapij tot vitbreiding van het Christendom onder de Slaven en verdere heidensche bevolking der Kolonie Suriname.

Oder: Gesellschaft zur Ausbreitung des Christenthums unter den Sklaven und der übrigen heidnischen Bevölkerung der Colonie Surinam. Dieselbe ward im Jahr 1829 zu Surinam selbst errichtet, doch aus Mangel an hinlänglichen Mitteln an diesem Ort, traf man später die Verfügung, ihren Hauptsitz nach dem Haag zu verlegen. Die Gesellschaft läßt Sklavenkinder unterrichten, vergrößert die Zahl der Missionaire (Sendlinge im Holländischen) und sucht die in Surinam dem Unterricht der Sklaven entgegenstehenden örtlichen Hindernisse aus dem Wege zu räumen.

Nederlandsche bibelgenootschap.

Steht in Verbindung mit der großbritanniſchen und hat ihren Hauptſitz zu Amſterdam, ſeit dem Jahr 1814. Sie vertheilt Bibeln in verſchiedenen Sprachen. Der jährliche Beitrag iſt fünf Gulden.

Bijbelvereeniging.

Die Bibelvereinigung theilt denſelben Zweck mit der Bibelgeſellſchaft. Sie läßt ſich aber von ihren Mitgliedern, ein halbtauſend an der Zahl, einen beliebigen jährlichen Beitrag einſchreiben und ſchießt dieſes Geld in die Caſſe der Bibelgeſellſchaft.

Zendeling — genootschap.

Die Geſellſchaft für Miſſionaire iſt im Jahr 1797 zu Rotterdam errichtet, hat ihre Abtheilungen durch ganz Holland und zählt allein in der Haager Abtheilung gegen 200 Mitglieder.

Genootschap tot verdediging van de christelijke Godsdienst, tegen derzelver hedendaagsche Bestrijders.

Die Genoſſenſchaft zur Vertheidigung des chriſtlichen Gottesdienſtes wider deſſen heutige Feinde und Beſtreiter, iſt geſtiftet im Jahr 1785. Sie beſchränkt ſich darauf, jährliche Preisfragen auszuſchreiben und ihre gekrönten Preisſchriften in den Druck herauszugeben. Den Vorſitz führen

etliche Doctoren der Theologie. Hätte ich mich überwinden können, eine dieſer gekrönten Schriften durchzuleſen, ſo würde ich ſchon ungefähr in Erfahrung gebracht haben, welches Chriſtenthum, das bibliſche, ſymboliſche oder rationale, bei der Genoſſenſchaft zur Vertheidigung des Chriſtenthums, in Anſehn ſteht. Soll ich aber einem deutſchen Prediger glauben, der bei Gelegenheit einer holländiſchen Sammelreiſe ein Langes und Breites über die holländiſche Theologie geſchrieben hat, ſo liegt das wahre Chriſtenthum, wie er's nennt, bei den holländiſchen Theologen ſehr im Argen.

Geschichte des Handels.

Eine vortreffliche Schrift, die im Jahr 1828 zu Amsterdam in französischer Sprache erschien und die Handelsgeschichte der Holländer darstellt, die recherches sur le commerce de la Hollande, liegt folgender skizzenhaften Uebersicht zum Grunde.

Die Noth trieb die Holländer zum Handel. Wegen der Armuth des Bodens mußten sie ihre Bedürfnisse durch Schiffahrt sich verschaffen. Holländische Hanseſtädte gab es schon ums Jahr 1241. Die Hauptquelle des holländischen Reichthums war der Heringsfang und Beukelsohns Erfindung. Man muß sich erinnern, daß damals die ganze Christenheit jede Woche zwei Fasttage hielt und volle vierzig Tage vor Ostern keine Fleischspeisen genoß. Jeder fünfte Mann in Holland schöpfte zu dieser Zeit aus der Heringsfischerei seinen Unterhalt. Es gab 5000 Fahrzeuge dieser Art allein an der holländischen Küste, 3600 streiften in der

See um die Orkney- und Shetlandsinseln, im Ganzen 6400 Schiffe mit 112,000 Seeleuten; rechnet man dazu die Schiffbauer, Netzstricker, Böttticher, Salzbereiter u. s. f., so machte dies zusammen ein Heer von 450,000 Menschen. De Witt († 1672) sagt: Holland darf sich einer Zahl von 10,000 Segeln und 168,000 Seeleuten rühmen, obgleich das Land weder Holz noch Metall, noch Lebensmittel, noch Waaren hervorbringt. — Ein altes Sprichwort sagt daher mit Recht: Amsterdams Grundmauer besteht aus Heringsgräten.

Die zweite Quelle der Handelsthätigkeit und der dadurch gewonnenen Reichthümer war die Verfassung unter den Grafen, welche den Schwung der Kräfte und Bestrebungen nicht unterdrückte, sondern beförderte. Auch unter Burgund und selbst Anfangs unter Habsburg (seit 1477) blieben die bedeutenden Privilegien der Städte unangetastet. Holland und die nördlichen Provinzen setzten gegen Philipp II. ihre Unabhängigkeit durch *),

*) Die Provinz Holland hat ohne Zweifel um die Befreiung vom spanisch-katholischen Joch sich die meisten Verdienste erworben. Zur Zeit des Grafen Leicester waren fast alle Provinzen bereit, sich der Königin Elisabeth in die Arme zu werfen, nur Holland nicht, welches die listigen Anschläge des Grafen durch Klugheit und standhaften Muth vereitelte.

Antwerpens Kaufleute zogen sich nach dem Ruin der unglücklichen Stadt (1585 unter Alexander Farnese) nach Amsterdam, Middelburg u. s. w. So versetzte sich zum dritten Mal der Mittelpunkt des niederländischen Handels, denn Antwerpen, das kurz vorher jährlich 500 große Schiffe in seinem Hafen aufnahm und in dessen Thore 10,000 Lastwagen aus- und einfuhren, erlitt nur dasselbe Schicksal, wie Brügge, das ein Jahrhundert früher die ganze Seeverbindung zwischen dem Norden und Süden Europa's vermittelt hatte. — Als Philipp II. im Jahr 1580 das Königreich Portugal an sich riß, verbot er den Holländern die Ausfuhr ostindischer Gewürze aus den portugiesischen Häfen und zwang sie gewissermaßen durch diesen unüberlegten Schritt, den Seeweg nach Ostindien selbst zu suchen und die glücklichen Zerstörer der portugiesischen Macht in jenen Gewässern zu werden. Sie eroberten in kurzer Zeit die portugiesischen Besitzungen in Ostindien und herrschten von Balsora bis Japan. Stiftung der ostindischen Compagnie ums Jahr 1602. (Die Verwaltung der Geschäfte war vertheilt an sechs Kammern, die zu Amsterdam, Middelburg, Delft, Rotterdam, Hoorn und Enkhuizen ihren Sitz hatten und von 17 Vorstehern geleitet wurden. Das Capital der Gesellschaft bestand aus 6½ Millionen

Gulden und nach einer mäßigen Berechnung hat sie seit 1602 bis 1739 gegen 360 Millionen Gulden Waaren nach dem Einkaufspreise und 1620 Millionen Gulden nach dem Verkaufspreise aufgebracht. Sie schickte jedoch nur dreizehn Schiffe nach Ostindien, deren Ausrüstung aber 2,200,000 Gulden kostete. Sie hatte das Recht, Bündnisse mit den indischen Völkern zu schließen, und gar im Namen der Generalstaaten Festungen zu bauen, Befehlshaber zu ernennen und Soldaten zu werben, welche sowohl dem Staat als der Gesellschaft den Eid der Treue leisten mußten. Dagegen sollten nach dem Freibriefe (Anfangs nur auf 21 Jahr ausgestellt) die Befehlshaber der Gesellschaft bei ihrer jedesmaligen Rückkunft vom Zustand der Angelegenheiten in Ostindien Bericht an die Regierung abstatten). Auch der Kornhandel nach dem baltischen Meer häufte große Reichthümer. Das Korn wurde zu niedrigen Preisen eingekauft, aufgespeichert und in theurer Zeit theuer verkauft. Dabei hemmte keine Kornsperre den Handel. Hierzu kam die Amsterdammer Bank, die im Jahr 1609 gestiftet wurde; ihre Noten galten überall.

Vom Jahr 1617 bis zum Jahr 1672 höchste Blüthe des Handels. Selbst Spanien bediente sich auf der Fahrt nach seinen amerikanischen Co-

lonien holländiſcher Schiffe, die Holländer befanden ſich im Beſitz des ganzen europäiſchen Frachthandels und ihr auswärtiger Handel war größer, als des übrigen Europa's zuſammengenommen.

Allein nach dieſer Zeit ſtellt die Geſchichte des holländiſchen Handels das Bild ſeines allmähligen Verfalls dar. Wirkende Urſachen deſſelben waren 1) der natürliche Wachsthum des Handels und der Schiffahrt anderer Nationen, namentlich Englands und Frankreichs, die nach heftigen bürgerlichen Unruhen, unter Cromwel und Ludwig XIV. neuen Aufſchwung nahmen. Cromwells Navigationsacte (1651) ſchloß die Holländer vom Frachthandel Englands aus; gleichfalls hatte der franzöſiſche Tarif vom Jahr 1644 die Hemmung des holländiſchen Handels in Frankreich zum Zweck. 2) Der Druck der Steuern, in Folge der Kriege mit England, Frankreich und Spanien. Um dieſem Druck zu entgehn, verführten die auswärtigen Nationen ihre Waaren nach andern Ländern und Häfen und nahmen von dort ihre Rückfrachten mit nach Hauſe. 3) Die ungeheure Aufhäufung der Capitalien. Als nämlich die holländiſchen Capitaliſten nicht mehr als zwei bis drei Procente mit ihrem Gelde im Handel verdienen konnten, ſpeculirten ſie auf fremde Anleihen. So belaufen ſich die Anleihen an Frankreich und England bis 1788

allein auf ungefähr sechzig Millionen Pfund Sterl. 4) Die Habsucht der ostindischen Compagnie selber. Sie zwängte den Gewürzhandel auf wenige Inseln ein, machte ihn seit 1631 zum Monopol, steigerte den Pfeffer hundert Procent höher, als ehemals die Portugiesen (, sie nahm 3800 Proc. vom Pfeffer). Ueberdies legte sie nur eine halbe Million Pfund Sterl. in diesen wichtigen Handel, statt etwa 10 Millionen und beschäftigte zu einer Zeit, wo Holland 10,000 Segel hatte, nur 10 bis 16 Schiffe mit dem ostindischen Handel. Bekannt ist es, daß ihre kleinliche Habsucht und beschränkte Handelspolitik so weit ging, ganze Schiffsladungen mit Pfefferſäcken ins Meer zu werfen, um diesen Handelsartikel im Preis zu halten. 5) Die endliche Einmischung der Staatsgewalt in das Gebiet des freien Handels, insbesondere der Heringsfischerei; eine Menge Proceduren wurden vorgeschrieben, wodurch zuletzt nur Verbesserungen gehindert und eine Unzahl Betrügereien eingeführt und begünstigt wurden.

So sank der holländische Handel, und mit ihm in gleichem Maß der politische Einfluß des Landes im europäischen Staatsverein, seit dem Utrechter Frieden immer mehr von seiner erstaunlichen Höhe herab, bis er durch die französische Revolution, durch Napoleon und die Continental-

ſperre völlig in ſeinem Nerv gelähmt, die Flügel ſinken ließ und ſelbſt nach der rationalen Wiedergeburt Hollands und der allgemeinen Befreiung des Handels bei weitem nicht die Höhe wieder gewann, auf welcher er noch in der Mitte und der dritten Hälfte des 18. Jahrhunderts ſchwebte. Antwerpen, durch Napoleon ausſchließlich begünſtigt, mit zwei geräumig-tiefen Baſſins und gequaderten Vorſätzen verſehn, die vermöge ihrer gleichen Höhe mit den Schiffen die Aus- und Einladung der Waaren bequem machen, raffte in kurzer Zeit von ſeiner früheren Ohnmacht ſich auf und errang alle Vortheile, welche ihm ein 75 Fuß tiefer Strom und ſeine Lage auf der geraden Linie von London nach Deutſchland und den Mittelländern Europa's anboten, Antwerpen, eine Stadt, die wohl, wie Karthago, zerſtört und in einen Aſchenhaufen verwandelt, allein eben des Stromes und der Lage wegen, nicht vernichtet werden kann. Doch auch Holland wird, wenigſtens ſo lange es ihm glückt, ſeinen Credit aufrecht zu erhalten und dem drohenden Nationalbankerott zu entgehen, im Reich des Handels, wenn auch nicht die alte, doch immer noch eine ſehr wichtige Rolle ſpielen. Man weiß, durch welche großartige Werke der Waſſerbaukunſt (der neue Amſterdammer Canal, der im Weſten der Süderſee hinläuft und für die größten Kriegs- und

Kauffahrteischiffe breit und tief genug ist, verdient mit Recht diesen Namen) es der Versandung seiner Ströme und Gewässer Trotz zu bieten versteht, wie beharrlich es seine Vortheile im Auge behält, wie sehr es durch Natur und Gewohnheit auf Erwerb und Gewinn versteuert ist, wie rührsam und unablässig thätig alle seine Bewohner sind, so lange sie das Ziel ihrer Bemühungen, ein gewisses Maß von Reichthümern, einen gewissen Grad landüblicher und zur trägen Ruhe gleichsam ermächtigender Wohlhabenheit noch nicht erreicht haben und wie überhaupt See, Schiff und Holländer so unzertrennlich zusammen gehören, als Wüste, Kameel und Araber.

Seereiſen und Colonien.

Amſterdammer Bürger gingen in See, durchſegelten den wüſten, atlantiſchen und indiſchen Ozean, ja wiederholt die ganze Erde, und entriſſen dem König von Spanien und beider Indien Oſtindien und das Monopol des Seehandels — wer ſtaunt nicht über dieſe Thatſache, wundert ſich nicht über den rieſenhaften Schwung, den eine Handvoll Menſchen ihren Angelegenheiten zu geben vermag, ſobald ſie im rechten Elemente einmüthig, kühn und ſtandhaft ihre Kräfte auf einen Punkt verſammelt. Aehnliches Staunen ergreift uns, begleiten wir die erſten ſpaniſchen Abentheurer von dem erſten Augenblicke an, wo ſie ihren Fuß an die Küſte eines ungeheuren fremden Welttheils ſetzen bis zu dem Augenblick, wo ſie den Söhnen der Sonne, den Gebietern uralter und zahlreicher Völkerſtämme die Krone vom Haupt reißen und ſich auf zauberhafte Art in den Beſitz

goldner Tempel und Paläſte und blitzender Diamantengruben verſetzen. Jedoch braucht man die eigentliche Natur ſeiner Empfindungen und der beſondern Eindrücke, welche hier die Spanier, dort die Holländer auf uns machen, nicht einmal ſehr ſcharf zu zerlegen, um eine nicht unbedeutende Verſchiedenheit derſelben gewahr zu werden. Glück, Kühnheit, Standhaftigkeit zeichnen allerdings die erſten Unternehmungen beider Völker auf gleiche Weiſe aus, ſie bethätigten dieſelben Eigenſchaften und Kräfte, ohne welche der Menſch das Ziel großer Unternehmungen nicht erreichen kann, allein man bemerkt auf den erſten Blick, daß zunächſt jenes Etwas, was ſie anſpornte und in fremde Länder führte, jene Feder, die ihre Kräfte in Schwung brachte, jenes Ferment, das dieſen zur Gährung beigeſetzt war, ganz verſchiedenartig war. Der Spanier trat auf als Ritter, der Holländer als Krämer, der Spanier ſuchte Abenteuer und glänzende Thaten, der Holländer Erweiterung ſeines kaufmänniſchen Getriebes, der Spanier ſuchte Heiden, um ſie zu bekehren, der Holländer Menſchen, zweibeinige Weſen, um mit ihnen zu handeln, der Spanier dürſtete nach Gold, um ſeinen Stolz, ſeine Genußſucht, ſeine Prachtliebe zu befriedigen, der Holländer hungerte nach Reichthümern und Schätzen, um ſie aufzuſpeichern und den

Reſt ſeines Lebens in unbedürftiger Behaglichkeit und Stille zu verbringen. Stumm und ſchweigend ſind ſie Beide, aber der Spanier brütete, der Holländer kalculirte, auf der geſchloſſenen Lippe des Spaniers ſaß Stolz, Verwegenheit, Verachtung, auf der Lippe des Holländers Kälte, welche weder die weiße Wange, noch der feuchte nebelhafte Blick Lügen ſtrafte, während das Feuer, das dem Spanier aus den Augen blitzte und die Gluth, die ſeine dunkle Wange im Zorn überflog, nur zu deutlich zu erkennen gaben, daß er ein Südmenſch war, und trotz der anſcheinenden äußeren Kälte und der abgemeſſenen Gravität ſeiner Bewegungen, glühende Leidenſchaften in ſeinem Buſen verbarg. Der Spanier, ich komme darauf zurück, war Ritter, Fanatiker der Ehre, des Goldes und des Glaubens. Er ſah, nachdem die chriſtliche Ritterſchaft des alten Continents noch zuletzt in ſeinem eigenen Lande, im Kampf mit den Mauren, ihren Todestriumph gefeiert hatte, keine andere Bahn des Ruhms und der Ehre vor ſich, als übers Meer zu fliegen und der unglücklichen, mit weichen Naturmenſchen überſäeten neuentdeckten Welt ſeine eiſernen Fußſtapfen einzutreten und auf dem Schutt goldener Reiche und Städte das vom Geifer des Fanatismus zerfreſſene Kreuz des katholiſchen Glaubens aufzupflanzen.

Seine Erscheinung war dämonisch; der Indianer betrachtete ihn als bösen Engel, als göttliches Zerstörungswesen. Den Holländer sah der Malaye an als seinesgleichen und weit entfernt, ihn zu fürchten, oder auch nur zu hassen, leistete er ihm Vorschub gegen die Portugiesen, ging friedliche Handelsverbindungen mit ihm ein und gestattete ihm ahnunglos die Anlegung von Factoreien an der Küste seiner Inselländer, indem er im Gegensatz zu den Portugiesen voraussetzte, dergleichen bescheidene Waarenniederlagen und Raſtplätze seien für den Holländer Anfang und Ende aller Bemühungen, in Ostindien festen Fuß zu fassen. In der That sind es Anfangs weniger die einzelnen feindseligen Berührungen mit den Eingebornen, die den Muth der Holländer in diesem Welttheil auf die Probe setzten, als vielmehr ihre Verhältnisse mit den Portugiesen, welche sie schon vor ihrer Ankunft eingenistet fanden und die nun durch Klugheit und Tapferkeit, wie durch jedes andere Mittel, das ihnen zu Gebot stand, Schritt vor Schritt aus ihren Besitzungen zu verdrängen, sie sich zur Aufgabe machten. Allein schon im Verlauf dieser Kämpfe und Listen, sahen ihnen die Eingebornen durch die Maske der Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit und darauf begann eine Todfeindschaft und ein mörderischer Streit der Unterdrückten gegen

die Unterdrücker, der ſich noch in die heutige Zeit hinzieht und bald hier, bald da, bald offen, bald heimlich ausbricht, deſſen Ausbruch aber die Holländer theils durch Umſicht, Wachſamkeit und die Mittel einer ſchlauen Politik, die ihr divide et impera fortwährend vor Augen hatte, theils durch Gewaltſtreiche, Waffen, Grauſamkeiten zuvorzukommen, oder im Fall des Aufflammens zu erſticken bemüht ſind und waren. Unähnlich den Spaniern, die auf ihre Opfer losſtürzten und nicht eher raſteten, als bis ganze Königreiche ihnen zitternd zu Füßen lagen, überließen ſie, ihrer mehr praktiſchen als ehrgeizigen Natur nach, die völlige Erringung der Herrſchaft über dieſe ehemals freien und glücklichen Reiche und Inſeln, dem ſchleichenden Lauf der Jahrhunderte, völlig zufrieden, die größtmöglichſten Handelsvortheile aus ihrer jährlich wachſenden Ueberlegenheit herauszuziehen. Gott vergebe ihnen, was ſie thaten, aber noch mehr, was ſie unterließen, es ſchauert mich vor der Marter der Jahrhunderte, welche ſie über dieſe Menſchen verhingen, vor der Geduld der Grauſamkeit, welche ſie ausübten, vor dem Syſtem des Verraths, das ſie allmählig entfalteten. Die Haare ſtehn mir zu Berge, wenn ich an die Grauſamkeiten denke, die Cortez und Pizarro und ihre Nachfolger an den Mexicanern und Peruanern verüb-

ten, allein ich kann mich eines Gefühls der Bewunderung nicht erwehren über die zerstörende Genialität dieser Männer. Lese ich hingegen die Geschichte der holländischen Colonisation in Asien, so überläuft mich kalter Schauer und ich ergrimme über den niederträchtigen Wuchergeist, der mit der trockensten Miene und mit dem kältesten Blut alle Blüthen der Menschheit mit Füßen tritt, um nur Muscatblüthen und Kaffeebohnen dafür einzutauschen. Es ist nicht meine Absicht, den düstern Vorhang vor diesen Scenen zu lüften, obgleich ich sehr wünsche, daß eine unparteiliche Hand einmal versuchen möchte, sowohl aus früheren Quellen, wie aus gegenwärtiger Anschauung das Betragen der Holländer auf den asiatischen Inseln, insbesondere auf Java ins rechte Licht zu stellen, eine Beleuchtung, die graulich genug die bleichen Gesichter der alten Gouverneure und Befehlshaber der Colonie überspielen würde; ich will nur den Leser dieser Blätter darauf aufmerksam machen, daß nach Kenntniß der Thatsachen für ein edles, menschlich fühlendes Herz kaum möglich ist, sich der Abneigung gegen eine Nation zu erwehren, deren Moralkatechismus sich so wohl mit dem herzlosesten Egoismus vertragen hat. Montesquieu schreibt in seinen lettres persannes den Sieg der Holländer und die Verluste der Portugiesen in

Oſtindien hauptſächlich dem Umſtande zu, daß dieſe gegen die Eingebornen menſchlicher geweſen, als die Spanier und nicht auf Vertilgungskriege ausgegangen. Montesquieu hat Unrecht, wenn er hierbei der Tapferkeit der Holländer vergißt, die auf jeden Fall der portugieſiſchen gleichkam, wenn nicht oft in Verbindung mit größerer Seefahrtskunde dieſelbe überflügelte, noch mehr aber Unrecht, wenn er der größeren Liſt, zäheren Beharrlichkeit und vor Allem der durch nichts getrübten unritterlichen Leidenſchaftloſigkeit derſelben nicht gedenkt, welche die nöthige Klugheit im Verfahren gegen die Inſulaner durch nichts alterirte. Man höre und urtheile aus dem einen Beiſpiel, das ich anführen werde, auf welchen Fuß die Holländer zu Anfang des 17. Jahrhunderts ſich gegen die Beherrſcher der Inſelreiche geſtellt haben. Der Viceadmiral van Weert, der im Jahr 1603 auf der Flotte, die Georg Spilberg als Admiral commandirte, nach Oſtindien geſegelt war, ſuchte mit dem König von Zeylon Unterhandlungen anzuknüpfen, beſtand aber darauf, daß der König die erſten Schritte thun und ihn auf ſeinem Schiffe beſuchen ſollte. Der König von Zeylon nahm dieſen Argwohn ſo übel auf, daß er im Zorn zu ſeiner Leibwache die Worte: matta esto kan ſprach, worauf der Viceadmiral und ſeine Begleiter am Ufer nie-

dergemetzelt wurden. Nun würde der Portugiese, der Franzose, jeder Andere vielleicht, der sich an der Spitze einer solchen Ausrüstung, wie die holländische war, gesehn hätte, in der ersten Entrüstung über die Verrätherei des Königs sich dem Gefühl der Ehre und Rache hingegeben haben, ohne Erwägung wie viele Schiffsladungen Zimmt dadurch für die Zukunft verloren gehen würden, allein die holländische Mannschaft setzte diesen letzten Punct keineswegs außer Augen, sie hatte nichts Eiligeres zu thun, als die Stelle des todten Viceadmirals mit einem lebendigen zu ersetzen, der, als wäre nichts von Erheblichkeit vorgefallen, umgehend die zerrissenen freundschaftlichen Verhältnisse wieder anspann und durch dies unbefangene Benehmen sich beim König so sehr in Gunst setzte, daß ein vortheilhaftes Handelsbündniß abgeschlossen wurde und Georg Spilberg mit einer vollen Ladung von Zimmt im Jahr 1604 nach Vliessingen zurückkehrte.

Kaum kann ich bei dieser Geschichte aus dem ersten Zeitraum der holländischen Niederlassungen in Ostindien mich einer Menge bitterer Vergleiche enthalten, welche ihre Aufführung in der Folgezeit darbietet, ja, die aus diesem Jahrhundert und seit dem Wiederabtritt der niederländisch-asiatischen Colonien von Seiten Englands an Holland mir vor Augen schweben. Man schlage nur das Februar-

heft vom Jahr 1818 auf und lese einen Vorfall, der nach dem umständlichen Bericht englischer Zeitschriften, wie des Asiat. und Colon. Journal im Jahr 1816 sich auf Java ereignete, nachdem kurz zuvor eine Proclamation der Regierung den Einwohnern der Insel die schöne moralische Versicherung gegeben hatte, daß die Grundsätze, welche sie leiteten, gerecht, liberal und milde seien*). Kann, wird er ausrufen,

*) Die Sache ist im kurzen die: im Jahr 1816 machte sich ein zahlreicher Haufe Javaneser, welcher sich über die Bedrückungen eines holländischen Beamten zu beklagen hatte, nach landüblicher Sitte auf den Weg, um einer entfernten höheren Behörde ihre Klagepunkte vorzulegen und um Abstellung der Mißbräuche zu bitten. Sie vergriffen sich unterweges an keines Menschen Eigenthum und führten sich tadellos auf, wurden aber dennoch als Empörer angesehn, auf ihre Weigerung, sich ruhig zu zerstreuen, angegriffen, besiegt und in ein Caffeevorrathshaus zu Indramayo eingesperrt, das nach der Versicherung eines englischen Reisenden, gleich der berüchtigten schwarzen Höhle zu Calcutta, für die eingesperrte Menschenmenge viel zu eng war. Die Gefangenen suchten sich Luft zu machen, durch die Latten des Dachs und die Lehmmauer zu entkommen, wurden aber bei diesem Bestreben von den wachthabenden Soldaten in Ge-

kann das im neunzehnten Jahrhundert geſchehn, welche Verbrechen und Greuel müſſen dann das achtzehnte und ſiebzehnte Jahrhundert brandmarken.

Doch beende ich dies Capitel mit einer erfreulicheren Erinnerung aus den Zeiten des holländiſchen Ruhms; ſage ich einige Worte von den kühnen Seefahrern dieſer Nation, die als Entdecker auftraten. Dieſe würdigen Männer hatten keine perſönlichen Vortheile im Auge, als ſie ſich den Gefahren unbekannter Meere Preis gaben, ſie folgten nur einer unwiderſtehlichen Neigung, ſich in der weiten Welt umzuſehn und ihre Namen durch neue Entdeckungen von Inſeln und Seewegen im Vaterlande bekannt zu machen. Undank war der Lohn der Meiſten unter ihnen, die oſtindiſche Compagnie ſpielte ihnen zu Batavia die ſchlechteſten Streiche, nahm ſie gefangen, beraubte

---

genwart und auf Befehl der Officiere wie Sperlinge niedergeſchoſſen und nach Beendigung dieſer Blutſcene, die 300 Gefangenen das Leben koſtete, nach Sambong eingeſchifft, auf welcher Fahrt der zweite Act des Trauerſpiels vorfiel und noch viele in die andere Welt befördert wurden, ſo daß zuletzt von 594 wehrloſen Gefangenen nur 113 am Orte ihrer Beſtimmung eintrafen. — Lebt ein Gott im Himmel! —

ſie ihrer Güter, bemächtigte ſich ihrer Tagebücher, Inſtrumente und Charten und ließ ihnen oft nichts, als das Leben, ihren Ruhm, einen Winkel in einem Packſchiff, worin ſie nach Europa zurückkehrten und eine Klage an die Statthalter und Generalſtaaten, auf die man nicht achtete. Ein ſehr lebendiges Intereſſe erregen ihre Reiſeberichte, Quartanten, Folianten mit Kupfern, werth, daß man allein ihrethalb ſich die leichte Mühe gibt, die holländiſche Sprache zu erlernen, die ſeemänniſch-holländiſche Naivität ihrer Darſtellungen iſt unübertrefflich. Ueberhaupt die ganze niederländiſche Literatur kann mir geſtohlen werden, außer Hooft's Geſchichte des Abfalls der Niederlande, Vondels Gedichten und dieſen Seemannstagebüchern, der einzigen würdigen Producte, welche die holländiſche Feder dem holländiſchen Malerpinſel entgegenzuſetzen hat.

Anfangs verſuchten die Holländer einen Seeweg nach Indien in nördlicher und öſtlicher Richtung, weil die gewöhnliche Fahrt von ſpaniſchen und portugieſiſchen Schiffen durchkreuzt und alſo unſicher und gefährlich gemacht wurde. Jacob Heemskerk war der letzte, der das ſchauerliche Nordeis zu durchdringen ſtrebte. Er ſegelte im Jahr 1596 mit zwei Schiffen aus, gab der Inſel Spitzbergen ihren Namen, fror, nachdem das eine Schiff

im Sturm gegen die ruſſiſche Küſte getrieben war, bei Nova Semla im Eiſe feſt, wo er mit ſechszehn Matroſen in der ſchrecklichſten Kälte eine dreimonatliche Nacht zubrachte, aus Treibholz ſich Hütten aufzimmerte und ſich des Todes durch Eisbären, Froſt und Hunger männlich erwehrte. Das Schiff war noch im Brachmond zugefroren, ſie ſetzten ſich daher auf Kähne und landeten unter tauſend Gefahren und Mühſeligkeiten an der Küſte von Lappland. Hier fand er zu Kola das andere Schiff und kam 1597 nach Amſterdam glücklich zurück. Dies war, wie angeführt, das letzte Unternehmen dieſer Art; denn nun entſchloſſen ſich die Holländer, keine neue vergebliche Verſuche mehr nach Norden und Oſten anzuſtellen, ſondern in befahrenen Meeren ihren geſchwornen Feinden Trotz zu bieten. So ward im Jahr 1613 die Inſel Aſcenſion durch Willem Schauten und Jacques le Maire entdeckt, die Straße le Maire, das Kap Horn, die Inſeln Barneveld im Jahr 1616 durch le Maire, auf einer Reiſe um die Welt, auf welcher er ſtarb. Schon Olivier van Noort hatte zwiſchen 1595 und 1601 muthvoll die Welt umſegelt, er brachte von vier Schiffen nur ein einziges nach Holland zurück. Ein Theil von Neu-Holland erhielt im Jahr 1632 durch einen Seefahrer van Lieven den Namen

seines Entdeckers. Jacques l'Hermite und Jan van Skapenham machten ihre dritte Reise um die Welt in den Jahren 1683—1686; in Kallao de Lima verbrannten und versenkten sie dreißig spanische Schiffe. Van Diemens Land ward 1642 durch Abel Tazman aufgefunden, die Insel Barbadoes im Jahr 1680 durch Sharp, zu allen welchen Inselentdeckungen auch noch die durch Holländer neu entdeckten Seewege hinzuzurechnen sind.

Java und die Javaneſen.

Um das Unglück der Javaneſen und ihren Schmerz in ſeiner ganzen Tiefe zu begreifen, muß man wiſſen, daß ſie Nachkömmlinge eines alten gebildeten Volkes ſind, das einſt dieſe paradieſiſche Inſel bewohnte und verſchiedene mächtige Königreiche bildete. Sie ſind im Beſitz einer Art von Literatur, haben dramatiſche Spiele, geſchichtliche Werke, Lieder des Kriegs und der Liebe, große Erinnerungen von Königen und Helden, ſteinerne Denkmäler, Ruinen, die durch ihren Kunſtſtyl, ihre koloſſale Anlage noch gegenwärtig den einſamen Forſcher in Erſtaunen ſetzen, das Herz der Eingeborenen mit wehmüthiger Trauer erfüllen. — Die heutigen Javaneſen ſelbſt ſind ihrem Körperbau nach ſchlank und ſtark, regſam, ſinnlich-poetiſch von Geiſt, künſtlich und zierlich in allerlei Handarbeiten, wie ich denn im Königlichen Muſeum im Haag unter andern die allerkünſtlichſten Dolche und

Waffen bewundert habe, die nur wenige Stahlarbeiter und Waffenſchmiede in Paris und London nachzuahmen im Stande ſein möchten. Ihre Krieger ſind gewandt, in Unternehmungen kühn und unermüdlich, voll unauslöſchlichem Haß gegen die Unterdrücker ihres Volkes. Es ragen von Zeit zu Zeit Talente unter ihnen hervor, die ſich Jahre lang gegen die holländiſchen Bajonette im Kampf erhalten, Haufen ſammeln, die Gebirge flüchtig durchſtreifen, ſiegen und geſchlagen werden, überall und nirgends ſind, dort immer am eheſten, wo man ſie am wenigſten erwartet. Sie verſpritzen ihr Blut für die Freiheit mit demſelben Jubel, mit demſelben Liebesleichtſinn wie — die Polen in Europa, auch mit demſelben Erfolg. Alle ihre Unternehmungen hatten bisher ein tragiſches Ende, und das nicht allein, weil ſie der europäiſchen Taktik in offener Schlacht nicht gewachſen waren, ſondern hauptſächlich, weil die Holländer unter ihren eigenen Fürſten den Samen der Verrätherei ausſtreuten. Der letzte Aufſtand iſt erſt ſeit kurzer Zeit gedämpft, einer der furchtbarſten, welche die Holländer zu beſtehen hatten; er erfüllte die Regierung mit Schrecken und Beſorgniſſen. Auf die Dauer, ſo verſicherte mir ein holländiſcher Arzt, der ſehr lange auf der Inſel gelebt hatte, müſſe die Beſitzung für Holland verloren gehn,

es bedürfe dazu nur noch zwei oder drei Stöße von der Natur des letzten. Wer wünscht nicht, daß dieses prophetiſche Wort recht bald in Erfüllung gehe, oder, wenn die Vorſehung es anders beſchloſſen und die ausgeſtorbene geſchichtliche Lebenskraft dieſer Inſulaner und ganz Aſiens nur durch europäiſchen Bildungsſamen neu geſchwängert werden kann, wer möchte nicht den Engländern oder Franzoſen hundertmal lieber als den Holländern die Oberherrſchaft über Java und die andern aſiatiſchen Inſeln wünſchen. Scheinen doch namentlich die Engländer von der Vorſehung dazu beſtimmt zu ſein, um durch Uebernahme des Geſchäftes großartiger Coloniſationen die einſt in grauester Vorzeit von Aſiens Hochgebirgen, als ihrer Urwiege, ausgegangene, von dort in Europa eingedrungene, durch das Chriſtenthum und die Völkerfreiheit eigenthümlich umgeſtaltete Bildung, nach einem vieltauſendjährigen Kreislaufe über Länder und Meere nach Aſien zurückzuführen. Wenigſtens iſt dies der große Gedanke, der mir oft das Herz erwärmt, der mir aber, ſobald ich an die Stelle der Engländer mir die Holländer denke, ſogleich als die bitterſte Satyre erſcheint. Der Britte — ich liebe ihn nicht — er iſt ſtolz und ich liebe die Stolzen nicht — aber er trägt den Strahl der Humanität an ſeiner ſtolzen Stirn.

Einen guten Anfang hatten die Engländer ſchon gemacht, wovon das ſchöne Werk des Sir Raffles, ehemaligen engliſchen Gouverneurs von Batavia, ein erfreuliches und ehrenvolles Zeugniß ablegt. Es handelt von Java, dem Lande, den Einwohnern, ihrer Geſchichte, Literatur, Sitte und Lebensart und von den Einrichtungen, welche die engliſche Regierung zur Verbeſſerung ihres ſittlichen und bürgerlichen Zuſtandes in der kurzen Zeit getroffen, zwei Bände in Quart, das ausführlichſte Werk, das uns über Java aufklärt. Unter dem Vorſitz dieſes verdienſtvollen Mannes bildete ſich außerdem eine Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, deren Eifer man die reichſte Ausbeute für die geologiſche, botaniſche, geſchichtliche und ſtatiſtiſche Kunde des Landes verdankt, Forſchungen, die ſich nicht allein auf Java beſchränkten, ſondern die ſämmtlichen öſtlichen Inſeln umfaßten und ſelbſt bis nach Japan ſich erſtreckten. Auf Koſten und Veranlaſſung der Geſellſchaft ward eine Reiſe durchs Innere von Java unternommen, welche über den Zuſtand deſſelben ſehr ſchätzbare Aufklärungen gab. Nachſtehende Reſultate, die hauptſächlich die alten Denkmäler auf der Inſel betreffen, in ſofern dieſe ſelbſt noch in ihrer Zerſtörung die ſprechendſten Beweiſe liefern von ehemaliger Macht und Pracht großer javaniſcher Reiche, theile ich nach dem am

11. December 1815 gehaltenen Vortrag des Präsidenten willfährig meinen Lesern mit, ihre Theilnahme dafür stillschweigend voraussetzend.

Die Insel Java, sagt der Präsident, ist sechshundert englische Meilen lang und fünfundneunzig Meilen breit. Die geologische Natur der Insel scheint ausschließlich vulcanischen Ursprungs zu sein, ohne einige Mischung mit den Urfelsen des Festlandes. Java weicht von der Richtung Sumatra's und der Halbinsel Malacca östlich und westlich ab. Dieser Richtung folgen auch die größeren naheliegenden Inseln Bali, Sumbawa, Endi und Timor, so wie auch einige kleinere Inseln. Diese Richtung sowohl als auch die geologische Beschaffenheit aller genannten Inseln zeigt deutlich das Dasein eines ausgedehnten vulcanischen, mit dem Aequator beinahe parallel laufenden Schlundes in diesem Theil des Erdballs. Daher ist auch der Umstand erklärlich, daß, während Sumatra viele Metalle enthält, Java von denselben entblößt ist, dagegen Sumatra viele ausgedehnte völlig unfruchtbare Landstriche aufweist, während Java mit wenigen Ausnahmen einen durchgehends im höchsten Grade fruchtbaren, alle Gattungen des Pflanzenreichs in größter Ueppigkeit hervorbringenden Boden hat.

Bei dem ausgedehnten Thermometerstande

der Insel hat der Naturforscher wenigstens sechs verschiedene Flora's zu beobachten, welche in eben so viel verschiedenen durch die größere und geringere Erhöhung des Bodens über die Meeresfläche hervorgebrachten Climaten einheimisch sind.

Die größten Berge auf der Insel sind sieben bis achthundert Fuß über der Meeresfläche erhaben. Auf der höchsten Spitze des Berges Sindoro stand im Mai 1813 das Fahrenheitische Thermometer auf 36 °, während der Nacht wechselte es zwischen 36 und 44 °.

Wenn Java den Naturforschern eine so ausgedehnte und wunderbare Mannigfaltigkeit von Gegenständen darbietet, so findet der Alterthümler, der Philolog nicht mindere und selbst größere Seltenheiten in der Beschauung der glänzenden Ueberbleibsel alter Tempel und Städte, in Erforschung der Landessprache und Literatur und im Studium der Sitten und Gebräuche der Eingebornen.

Die ausgezeichnetsten jener Denkmäler finden sich zu Prambanam, Boro-Bodo und Singa-Sari. Der Ursprung dieser weitläufigen Ruinen ist im tiefsten Alterthum zu suchen und ohne Zweifel bezeichnen sie den Sitz der Könige, die in frühester Zeit über Java geboten. Ein gelehrter Forscher, der diese Ruinen kürzlich bereisete, drückt sich so darüber aus:

Nichts gleicht dem traurigen Gefühl, das beim Anblick dieſer Verwüſtungsſcenen ſich dem Forſcher aufdringt, wenn er über den Urſprung dieſer einſt bewunderten, jetzt verödeten Hallen nachdenkt. Hier zeigten ſich in großer Vollkommenheit ſchöne Künſte, deren Spur auf Java verſchwunden iſt; hier ſieht man die Sinnbilder einer Religion, die in unſern Tagen kaum noch dem Namen nach dem Volk bekannt iſt; hier erblickt man die unverkennbaren Spuren grenzenloſer Thätigkeit, außerordentlicher Geſchicklichkeit und Geduld; hier erkennt man in den noch lesbaren Inſchriften den edlen Geiſt eines ſchönen Wetteifers und des Schutzes, der vormals den Künſten und Wiſſenſchaften verliehen ward; hier ſieht man den unerſchöpflichen Reichthum an Hülfsquellen, welche Java in jenen Zeiträumen beſaß. Nie ſah ich ſolche erſtaunungswürdige vollendete Beweiſe menſchlicher Arbeiten und des verfeinerten Geſchmacks der früheſten Zeit auf einen ſo mäßigen Raum zuſammengedrängt.

Nächſt den Ruinen von Prambanam ſind die von Bodo die merkwürdigſten. Sie liegen im Bezirk von Boro. Der mit einer Kuppel verzierte Tempel von Bodo liegt am obern Theil eines ſchmalen Hügels und bildet ein regelmäßiges Viereck mit ſieben Terraſſen. An jeder Seite des Vierecks führt eine breite Treppe zu dem Ein-

gange. In abgesonderten Nischen oder vielmehr Tempeln, welche in den Mauern der Terrassen angebracht sind, befinden sich mehr als dreihundert Bildsäulen von Heiligen in sitzender Stellung, jede über drei Fuß hoch. Aehnliche Bildsäulen zieren die Kuppel des Tempels und an den äußern und innern Mauern sind Gruppen, welche geschichtliche Bilder und gottesdienstliche Festhandlungen vorstellen, in vortrefflicher halberhabener Arbeit angebracht. Sowohl die Gestalten, als die Trachten sind sichtbar indisch, und man ist zweifelhaft, ob man die Größe und Erhabenheit des ganzen Baues, oder die Schönheit, den Reichthum und die Sorgfalt der Bildhauerarbeiten am meisten bewundern soll. Die Aehnlichkeit der Namen und Gestalten, mit denen des Gottes Budha hat zu der Vermuthung geführt, diese Tempel wären ausschließlich seinem Dienst gewidmet gewesen; allein zur Widerlegung dessen mag dienen, daß in benachbarten kleinen Tempeln noch eine Menge Bildhauerarbeiten und Bildsäulen sich befinden, welche offenbar dem Dienst des Brama angehören. Vielleicht gab es auch eine Zeit, wo beide Gottheiten zugleich verehrt wurden.

Auch zu Singa Sari im Bezirk von Pasuruan gibt es merkwürdige Ruinen, welche trefflich gearbeitete Bildsäulen des Brama und ande-

rer Gottheiten enthalten. Nicht minder sehenswerth ist in einem andern Bezirk eine kolossale Statue eines auf den Knien liegenden Mannes, zwölf Fuß lang und zwischen den Schultern neun und einen halben Fuß breit, mit verhältnißmäßigen Anständen der übrigen Körpertheile von einander. Diese Bildsäule scheint von einer benachbarten Terrasse herunter gestürzt zu sein, obwohl es schwer zu begreifen, wie sie ohne mechanische Hülfsmittel, deren Kenntniß man für jene Zeit, woraus die Bildsäule stammt, kaum voraussetzen kann, auf die Höhe der Terrasse gebracht werden konnte. Eine zweite Figur vom nämlichen Umfang, hat man neuerlich in der Nähe der ersteren aufgefunden. Ohne Zweifel wird man, nach Aushauung des nahen dichten Waldes, Spuren des Tempels finden, zu welchem diese beiden Bildsäulen anscheinend den Zugang bildeten. Unweit Singa Sari, wo vor Alters der Sitz des Reiches sich befand, und im Bezirk von Malang sind ebenfals sehenswürdige Ruinen von Tempeln ähnlicher Bauart und Verzierung.

Alle diese Gebäude, welche in mäßiger Entfernung von einander liegen, bezeichnen einen Zeitpunct hoher Kunstbildung, und bestätigen die einzelnen Thatsachen der Landesgeschichte, welche in

mehrern inländiſchen hiſtoriſchen und dramatiſchen Werken enthalten ſind.

Zu den javaniſchen Alterthümern gehört in mythologiſcher Rückſicht der Berg Hunung Praha auf der Nordſeite der Inſel, welchen die Einwohner als den Sitz des Gottes Arjuno und der Halbgötter und Heroen verehren, die ſich einſt im heiligen Kriege hervorthaten. Hier ſieht man noch die Ruinen eines Palaſtes, von dem die Sage berichtet, er habe einſt goldene Bildſäulen enthalten.

Große Aufmerkſamkeit verdienen auch die mannigfaltigen Inſchriften, welche man in mehrern Theilen der Inſel findet und die bereits durch Facſimile's vervielfältigt ſind. Die Schriftzüge ſind zum Theil unverkennbar indiſch, mehrere der anziehendſten ſind durch die Geſellſchaft entziffert.

In der Nachbarſchaft des ehemaligen Königreichs Jong'golo, unfern dem jetzigen Surabaja, hat man mehrere große Steine von der Geſtalt unſerer Grabſteine aufgefunden, welche mit Inſchriften der Kawiſprache und altjavaniſcher Schriftzüge bedeckt ſind. Sie enthalten Gebete und Anrufungen der Gottheit. Auch Kupferplatten und Handſchriften, neuerlich zu Scheribon gefunden, ſind der Geſellſchaft übergeben. Die Kupferplatten enthalten Jahres- und Tagesangaben und ſind

äußerſt wichtig für javaniſche Sprache und Wiſſenſchaft. Blos dadurch, daß man eine möglichſt große Anzahl von Angaben der Art mit den Ueberbleibſeln der Kunſt, Sprache und Einrichtungen zuſammenſtellt und mit den zuverläſſigſten Nachrichten über andere öſtliche Länder vergleicht, darf man hoffen, zu befriedigenden Reſultaten zu gelangen.

Der holländiſche Apis.

Herodot erzählt uns in ſeiner Geſchichte Aegyptens, die Ochſen dieſes Landes hätten einen gewiſſen Ochſen aus ihrer Mitte als lebenslänglichen Repräſentanten ihres löblichen Naturſtandes nach Memphis abgeſandt. Dieſer Ochſe, wie man weiß, nannte ſich Apis, wohnte, dem Oſiris geweiht, in einem prächtigen Hauſe, ward vom Volk angebetet und von den Pharaonen mit mehr Achtung behandelt, wie die Repräſentanten des Irixes vom Fürſten Ypſilon in der Hauptſtadt Zed.

Man wird es vielleicht für ein Mährchen halten, wenn man hört, daß Holland noch in unſern Tagen eine ähnliche Abgötterei treibt. Aber nichts iſt thatſächlicher. Ich erzähle, wie Herodot, als Augenzeuge; ich war in dem Hauſe, oder vielmehr in dem Tempel, worin der holländiſche Stier verehrt wird, ich ſah den Stier, ich ſah, wie die Holländer ihm Opfer und Weihrauch darbrachten.

Wer es nicht glaubt, befindet ſich im ſelben Fall, wie ich, als ich zuerſt das Mährlein hörte. Der gute Freund, der ſie mir brachte, faßte mich ſtatt aller Antwort am Arm und führte mich an Ort und Stelle. Wer im Haag ſich aufgehalten hat, kennt das ſogenannte Prinz-Moritz-Haus, in der Nähe des alten Schloſſes, als ein ſehr groſſes und ſchönes Haus, nach hinten an der Pfeifer gelegen, nach vorn durch einen erhöhten Hofraum von der Gaſſe getrennt. In dieſem Hauſe befindet ſich der Stier, dem die Holländer faſt göttliche Ehren erweiſen. Mein Begleiter zog die Klingel, die Thür öffnete ſich, und der Pförtner machte keine Schwierigkeiten uns einzulaſſen, da mein Freund für Einlaßkarten geſorgt hatte. Eine breite Treppe führte uns nach oben, ſtark genug, um unter einem Ochſen nicht zu beben, geſchweige zu brechen. In der Mitte derſelben war eine Thür angebracht, die beim Aufmachen hell klingelte. Oben auf dem Vorſaal angekommen, näherten wir uns einer Thür, die grasgrün ausgeſchlagen und hinlänglich hoch und breit war, um einem derben Ochſen Durchlaß zu geben. Es war in der That die Thür, die nach dem Heiligthum führte, ein Wächter in grasgrünem Rock und kuhmiſtgelben Beinkleidern ſtand Schildwache davor. Er wehrte uns nicht geradezu ab, aber er äußerte, es ſtände

in unſerm Belieben, ob wir uns in die Nebenſäle erſt vorläufig einführen wollten. Mein Freund lächelte und flüſterte mir zu, Freund Apis nimmt vielleicht in dieſem Augenblick einen natürlichen Proceß vor, der keinen Erdengott in ſeiner Glorie zeigt; wir thun daher beſſer, dem Wink des guten Mannes zu folgen und den Tempeldienern eine Verlegenheit zu ſparen. Darnach durchwanderten wir eine Reihe in einander laufender heller Säle, deren Wände von unten bis oben durch Meiſterwerke des Pinſels verziert waren. Eine große Zahl der Gemälde hatte Bezug auf das Land- uud Hirtenleben und offenbarer oder verſteckter auf die Zeugungskräfte der Natur als deren Sinnbild bereits das uralte Aegypten und Indien den Stier der Schöpfung verehrte. Viele darunter gehörten weltberühmten niederländiſchen Meiſtern an, und ich vergaß ſehr bald über ihrer Betrachtung die Urſache, die mich hergelockt hatte und dachte nicht mehr an den abentheuerlichen Stier. Von wem, rief ich, iſt dies Sonnenlicht, dieſe Landſchaft, die nicht mit gemeinen Oelfarben, ſondern mit Sonnenſtrahlen aufgetragen zu ſein ſcheint? Welch ein ſilberner Tag ſcheint auf die Leinewand. Wie idylliſch iſt das Ganze ausgeführt. Da ſehe ich einen jungen Stier, der ſeinen heißen Kopf an einem Baumſtamme ſtreicht, er wird

die Borke abreiben. Im kühlen Schatten liegen zwei Lämmer, ein lammfrommes Hirtenmädchen ſteht daneben, ſie hält eine Spindel in der Hand und neckt ſich mit dem Hündchen, das ſie anbellt. Von wem iſt die Malerei? Von Karl du Jardin, ſagte mein Begleiter, hier iſt ſein Lehrer, Nicolaus Berghem. — O der liebe Nicolaus! Was hat er da gemalt, einen Eſel, eine Kuh, eine Ziege, ein Schaf, einen Mann, eine Frau mit ihrem Kinde, alltägliche Gegenſtände, aber wie poetiſch Alles verknüpft. Die Scene liegt hoch, ein kleiner Raum am Bergesabhang faßt alle dieſe Figuren in Lebensgröße in ſich. Rechts eine Ulme von Weinranken umflochten, wir ſind in Italien. Im Schatten der Ulme liegt eine Kuh, die äußerſt gemüthlich wiederkäut. Vor der Kuh ſitzt eine junge Frau, nackt bis unter die Brüſte, ſie hat im Schooß einen fetten Jungen, der nicht ſüßer ſchlafen kann. Warum ſtreckt ſie ihren Arm abwehrend nach dem närriſchen Ziegenbocke aus? Der Bock will ſpielen, er weiß nicht, daß der Junge ſchläft. Das liegt, ſpielt, ſchläft, kaut, iſt unthätig. Der Mann hingegen iſt thätig, er ſchreitet, der Kübel iſt ſchwer, er hält ihn mit beiden Armen vor dem Leibe. Es iſt ein roher nackter Kerl, von der Sonne gebräunt, von der Arbeit gehärtet, aber immer ein Mann für eine Frau,

und noch dazu ein Familienvater. Eigentlich wundert mich das, er hat spitze Ohren, gehört offenbar zu dem Geschlecht der Faune und Waldbrüder, welche sonst keinen Sinn für die Ehe und ihre Pflichten haben, überall und nirgends sind und nur in der Fahrt genießen wollen. Wir sehn vielleicht einen gesetzten Faun, der des Umherstreichens müde geworden ist, und sich als Philister gefällt. Er gibt seinen Brüdern ein gutes Beispiel, er macht, wie er da schreitet und für Weib und Kinder sorgt, den ersten Schritt zur bürgerlichen Cultur. Neben ihm sieht ein Esel gedankenvoll ins Gras, man wird ihm nicht lange Zeit zum Philosophiren gönnen, bald wird er mit Körben von Käse und Butter in jenes Thal traben, wohinunter das Schäfchen sieht. Im tiefen Hintergrunde des Thales steht die Villa eines vornehmen Herrn. Der Weg dahin ist ziemlich weit, noch weiter ist der Weg vom rohen Hirtenleben zu den Arbeiten und Genüssen einer verfeinerten Gesellschaft. Will er das sagen? ich glaube ja, sein poetischer Geist führt gewöhnlich etwas im Schilde, was nicht Jedermann mit Augen sieht. Kann man anmuthiger gruppiren und seine Gedanken mit wärmerem Pinsel ausführen, wie Berghem?

„Unmöglich!" sagte mein Freund. „Aber sehen Sie nur, wie viel schon die Uhr ist." —

„Wie, zwei Stunden verfloſſen? Laſſen Sie uns gehn. Der grüne Mann öffnete die grüne Thür, und vor uns ſtand, wie er leibte und lebte, der Repräſentant des holländiſchen Rindviehs, wohlgekämmt und geſäubert, wie es einem Halbgott ziemt. Ein junges Thier mit kurzem, idealem Kopf, kurzen Beinen, breiter Bruſt, faltig dickem Hals, auf Bruſt und Nacken anwachſenden Kraftbüſcheln. Alles an ihm bezeichnete Wachsthum, künftige Stärke und insbeſondere glichen ſeine Schenkel einer Goldbarre, welche Tauſende der ſchönſten Goldſtücke noch ungeprägt in ſich faßt. Nun konnte ich die Verehrung begreifen, welche der Holländer dem Stier erweiſt, und gleich ſollte ich mit Augen etwas ſehn, was meinen Reſpect noch erhöhte. Eine junge Frieſin trat herein, und — Natur, wie einfältig iſt dein Mechanismus — den Stier ſehen und unwillkührlich in die Knie ſchießen, war derſelbe Augenblick. Das Weib fühlt ihre Schwäche und zittert beim Anblick männlicher Uebergewalt, ob ſie ihm auf zwei oder vier Beinen entgegentritt. Darauf kam ein dicker Holländer herein, ſo recht feiſt und behaglich, man hätte ihm von dem flauen Geſicht das Fett abſtreichen können. Er lehnte ſich mit dem Doppelkinn auf ſeinen goldenen Stockknopf, ſpreizte die Beine, und betrachtete, den holländiſchen Normalhut auf dem

Kopf, seinen Landsmann vom Schwanz bis zu den Hörnern mit den Augen eines Kenners und Liebhabers; dann betastete er neugierig dessen rothbraunes, weißbeflecktes Fell, was der Apis so gutmüthig war, sich gefallen zu lassen. Allein ein Priester des heiligen Lukas, dem Tempel und Stier geweiht sind, verwies ihm diese Profanation aufs nachdrücklichste. Allmählig füllte sich dann der Saal mit Männern und Frauen jedes Standes, die um den jungen Stier-Athleten ehrerbietig einen Kreis schlossen und nach einer langen stummen Pause, erst einzeln, dann Mehrere, dann vereint in eine Art Hymne ausbrachen, worin ihre Bewunderung sich Luft machte. Darauf hielt ein kleiner Lukas-Priester eine lange feurige Rede, welche für diesmal des Apis Schwanzbüschel zum Text hatte; der Mann sprach sehr gut, wie alle öffentlichen Redner, die sich in Holland hören lassen, es mag nun auf dem Markt oder in der Kirche sein, eine Bemerkung, die ich gelegentlich ausführen werde, wenn ichs nicht vergesse. Gegen das Ende des Vortrags nahm der Redner plötzlich eine Wendung, welche die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer auf einige Zeit vom Büschel des Stiers abwandte und gegen einen Mann kehrte, der sich außerhalb des Kreises befand, und so gleichgiltig und seelenruhig aussah, wie der Stier selbst, der

während der ganzen Zeit gegähnt hatte. Blasses Gesicht, blaue Augen, lange, rothe, gescheitelte Haare, nackter Hals und über den schwarzen Wams geschlagener Hemdkragen, machten ihn überdies vor allen andern Menschen im Saal kenntlich. Auf diesen Mann nun zeigte der kleine Redner mit der Hand und rief, de Potter, großer Meister, nur deiner unsterblichen Hand gelingt ein Schwanzbüschel, wie dieser, nur dein schöpferischer Pinsel konnte einen Stier, wie diesen, schaffen, einen Stier, auf den Holland stolz sein wird, so lange auch nur ein verwitterter Fetzen von ihm übrig bleibt.

Het huis in Busch.

Das Haus im Busch ist ein oranisches Lustschloß im Haager Gehölz, es hat zwei einstockige Flügel und ein breitgetrepptes Mittelgebäude, dessen Kuppel einen Schatz bedeckt, welcher diese einfache, aber reizende Sommerwohnung kostbarer macht, als hundert Marmorpaläste und glänzende Prachtgebäude.

Bei meinem ersten Besuch führte mich die Frau des Castellans nebst ihrer Tochter in den eleganten Zimmern umher. Da mußte ich denn hören, welcher Gouverneur von Batavia die Tapeten des japanischen Zimmers dem höchstseligen Statthalter zum Geschenk gemacht, in welchem Zimmer „unser geliebter König, Se. Majestät Wilhelm I., dem Gott langes Leben schenken möge u. s. w.," das Licht dieser Welt erblickt — wenn ich nicht irre, war es dasselbe Zimmer, das späterhin dem Rathspensionarius Schimmelpennink und darauf dem König

Ludwig zum Schlafgemach diente, als ſie nach einander auf kurze Zeit dieſes Haus bezogen. „Schimmelpennink," ſagte ſie, „war ein großmächtiger Herr und ſeine Frau eine prächtige Frau, und ſeine Lakaien hatten rothe Röcke an mit goldnen Borden und Quaſten, und wenn er in ſeiner Glaskutſche nach dem Haag fuhr, ſo kam die ganze Stadt auf die Beine. Aber der arme König Louis," fügte ſie hinzu, „ſah ſehr zärtlich aus, er war lahm an der einen Seite und hatte immer Leibſchmerzen." Jawohl, der arme, arme König Louis, dachte ich. Alſo in dieſem Zimmer hatte ihm zuerſt geträumt, daß er König von Holland wäre; wie bald iſt er in ſeinem großen Palaſt von Amſterdam aus dieſem Traum erwacht. Was dieſer Mann in der kurzen Zeit für Holland gethan und beabſichtigt, hatte ich gerade in jener Zeit aus ſeiner eigenen Denkſchrift erfahren, worin er die Geſchichte ſeines kurzen Königthums erzählt und die Beweisſtücke ſeiner Verwaltung vollſtändig beiliefert, ſo daß ich die klarſte Einſicht von jener Zeit gewann, die ſich auf jedem Blatt, möchte ich ſagen, mit der Rührung über ſein häusliches und öffentliches Schickſal vermiſchte. Was mich aber am meiſten rührte, war die Hoffnung, der er ſich einige Zeit lang nach dem Sturze ſeines Bruders hingab, durch die freie Stimme dankbarer Hollän-

der zum zweiten Mal auf einen Thron zurückberufen zu werden, welchen er das erste Mal zwangsweise bestiegen hatte. Armer König Louis. Glaubtest du denn, daß selbst ein Bernadotte Schwedenkönig geworden, nach dem Fall des großen Mannes, den er undankbar als Feind behandelte. Auch Joachim von Neapel schwebte im selben Wahn, und ward vom Volk zerrissen und gesteinigt, wie du — ich wünsche nicht, daß diese Worte dir zu Ohren kommen — wie du zerrissen und gesteinigt worden wärest, hättest du gegen den Jantje von Amsterdam die Pflichten seiner Dankbarkeit geltend machen wollen. König Louis, hättest du ein Herz gehabt von Stein und Bronze, wie dein Bruder Napoleon, es wäre vielleicht dir und deinem Bruder besser ergangen. Und sprich, wem hast du am Ende genützt, als du deinen Holländern erlaubtest, trotz der Continentalsperre und den Drohungen deines Bruders, Schleichhandel mit englischen Waaren zu treiben, als die Küsten von Holland jede Nacht von Kähnen wimmelten und bewaffnete Schleichhändler mit englischen Ballen über die Dünen jagten? Antwort, du hast einige reiche Mijnheers noch reicher gemacht und indem du dein Land zu einem Canal der englischen Waaren hergabst, vermittels dessen sie durch ganz Europa heimlich sich verbreiteten, hast du dem System deines Bruders den

Boden eingeschlagen, das ohne deine Hand vielleicht, ja mehr als vielleicht, die Krämerinsel gestürzt und den dicken Mylord in seinem eigenen Fett erstickt hätte.

Doch genug vom armen König Louis. Sein Bild ist aus allen Herzen und von allen Wänden verschwunden, und am wenigsten wird man es suchen in einem Lustschloß der oranischen Familie, in einem Hause, welches die Kunst gleichsam zu einem Tempel umgeschaffen hat, worin ein Glied dieser Familie seine Apotheose feiert. Die gute Frau riß ein Paar Flügelthüren auf und überraschte mich mit dem Anblick eines hohen, runden, von der Kuppel herab erleuchteten Saales, angefüllt mit tausend Gestalten in Lebensgröße. Eine edle deutsche Frau, Amalie von Solms-Braunfels, wollte durch diesen Saal ihre Trauer um den Tod ihres Gatten verewigen, es war Friedrich Heinrich, der Bruder des Prinzen Moritz und der zweite Sohn Wilhelms, der Statthalter und Generalcapitain von Holland. Sie versammelte neun berühmte Maler ihrer Zeit und diese haben durch den Wetteifer, womit sie sich in die Hände arbeiteten und ihre besten Kräfte beisetzten, Alles, wie es scheint, übertroffen, was man an andern Orten von ihnen sieht. An der Spitze standen drei Schüler von Rubens Jordaans von Antwerpen,

van Tülden aus Herzogenbuſch und Zoutmann von Haarlem, außer dieſen Gerhard Hondhorſt von Leyden, Jan Lievensze von Utrecht, Cäſar von Everdingen von Alkmaar, Peter de Grebber, Salomon de Bray und Cornelius Brizé von Haarlem. Das älteſte der Gemälde iſt vom Jahr 1648, das jüngſte von 1652. Das Werk ward alſo begonnen ein Jahr nach dem Tode Friedrich Heinrichs, welcher den Frieden von Münſter, das Ziel ſeiner Wünſche und ſeines Strebens, nicht mehr erlebte, und dadurch den Triumph einbüßte, welchen die Anerkennung der ſieben Provinzen von Seiten Spaniens und der übrigen europäiſchen Mächte nicht unverdienterweiſe auf ſein Haupt zurückgeſtrahlt hätte. Seine Wittwe und die Kunſt haben ihn dafür entſchädigt. Ueber der Pforte ſtehen Minerva und Hercules und ſcheinen ſie mit Gewalt öffnen zu wollen, damit der Friede, der in ſchimmernder Wolke niederfährt, in ſein Heiligthum eintreten könne, eine Anſpielung, wie man ſieht, auf den weſtphäliſchen Frieden. Nun erblickt man rings umher den gefeierten Helden in jedem Alter und den mannigfaltigſten Zuſtänden ſeines Lebens, ſeine Geburt, ſeine Siege, ſein Familienleben, ſein Ende. Cäſar von Everdingen hat ſeine Geburt dargeſtellt. Vater Wilhelm ſitzt auf einem mit Goldſtoff geſchmückten Seſſel, hinter ſeinem Rücken

lauert der Tod — Friedrich Heinrich war nur fünf Monate alt, als sein Vater meuchlings erschossen wurde. Götter und Genien umgeben und schützen die Wiege des Knaben. Auf einer andern Tafel sieht man ihn in alterthümlicher Tracht an der Hand der schönen und geistreichen Amalie, daneben eine schlafende Venus, gemalt von Hondhorst. An häuslichen Bezügen ist überall kein Mangel. So sieht man seinen Bruder Moritz, seine Töchter, die Aeltere an der Hand ihres Gatten, Friedrich Wilhelms, Kurfürsten von Brandenburg, besonders häufig seinen Sohn Wilhelm II., wie dessen Gemahlin Maria von England, Beide mit ihren Habichtsnasen, ihren blassen feinen Gesichtern sich so ähnlich, wie ein Lilienblatt dem andern; derselbe frühgestorbene Wilhelm, der mit einem Reitergeschwader Amsterdam überrumpeln wollte, dem aber die Bürgermeister und Schöppen die Thore vor der Nase zuwarfen, über welchen Vorfall ich ein artiges Gedicht in holländischer Sprache gelesen. Auch sieht man seinen Schwiegervater, Karl I. von England, denn der blasse Reiter auf dem Schimmel stellt ohne Zweifel den unglücklichen Karl vor; er ist gemalt von van Tülden. Die allegorischen Figuren, von denen der Saal wimmelt, beziehen sich auf Feste, Hochzeiten, Siege, Belagerungen, und auf die Künste des Friedens,

die unter Friedrich Heinrich in ihrer höchsten Blüthe standen, ohne daß man deswegen behaupten könnte, dieser oder irgend ein anderer nassauischer Fürst habe, nach Art der Medizeer in Florenz, dazu sehr förderlich beigetragen, nimmt man, wie billig, unsere Amalie von Solms-Braunfels von der Reihe aus. Jan Lievensze hat fünf Musen geliefert, le beau reste ist, in seiner Manier, von Cäsar von Everdingen. Der Maler aber, dessen Pinsel die drei Cyklopen entwischt sind, konnte mit Rubens wetteifern. Sie stehen vor dem Ambos und schmieden die Rüstung des Helden. Färbung, Licht, Schatten, Ausdruck der arbeitenden Muskeln, der ganze Wurf, wie er gedacht und ausgeführt ist, sind rubenisch. Alexander von Rußland wollte, ich weiß nicht wie viel tausend Gulden dafür geben, obgleich er auf Schmiedearbeit sich wohl nicht so gut verstand, wie sein Vorfahr Peter der Große, der für die Kopeken, die er im Schweiße seines Angesichts einmal erschmiedet hatte, sich ein Paar neue Stiefeln kaufte.

Den Culminationspunkt aller dieser Wandtafeln bildet die große Wand, mit welcher die Gemälde zur linken in Verbindung stehen. Diese machen den Beginn, oder eigentlich die Schleppe des Triumphzuges, welcher auf jener dargestellt wird. Zu äußerst sieht man Personen und Gegenstände,

welche ſich auf die Eroberung von Braſilien beziehn. Dieſe bilden bekanntlich eine kurze, aber glänzende Epiſode unter den Eroberungen der Holländer, intereſſant von der Seite, daß die Holländer hier auf dem abentheuerlichen Boden Braſiliens, klein an Zahl, angeführt durch Johann Moritz von Naſſau, im ſpaniſch-ritterlichen Charakter auftreten und mehr als Soldaten, wie als Krämer ſich ſchlagen. Der Verſuch war kühn, hatte anfangs den unglaublichſten Erfolg, und ſcheiterte eben ſo plötzlich an der aufgeſchreckten Macht der Portugieſen. Van Grebber und van Tülden haben ſich dieſen Gegenſtand gewählt, man findet auf ihren Tafeln beſonders viel ſchöne Frauen und Mädchen mit Blumen und Früchten aus jener Zone. Dann kommen beſiegte Spanier in den Niederlanden, eine ſpaniſche Fahne weht in der Hand eines Holländers, eine gefangene halbnackte Spanierin, junge Mutter von fünf Kindern, wird von rohen Soldaten auf den Triumphweg unbarmherzig vorwärts geſtoßen, gut gemalt, aber ſchlecht gewählt, weil dieſe Scene an die liederlichen Kriegsbanden erinnert, durch deren ſchmutzige bezahlte Hände die Freiheit der ſieben Provinzen unter Wilhelm, Moritz und Friedrich Heinrich erkämpft wurde.

Nun ſtellt man ſich tiefer in den Saal zurück und wirft ſein Auge über die rieſige Malerei,

welche die große Wand bedeckt. Man ſtelle ſich ein kleines Gemälde vor, das ſeine fünf und zwanzig bis dreißig Fuß Höhe und eben ſo viel Fuß Breite hat, gefüllt mit Engeln, Menſchen, Thieren, Blumen, Früchten, glänzend von Farbe und Licht, kräftig in Schatten geſetzt, lebenswarm und mit markigtem Pinſel ausgemalt und Alles, was von Natur und Allegorie, Wirklichem und Wunderbarem darauf ſich findet, in Harmonie gebracht mit dem Triumphator, der auf goldnem Siegeswagen ſitzt und ſich von vier prächtigen Schimmeln einherziehen läßt, dies Alles, ſage ich, ſtelle man ſich vor, wie man's kann, und man wird empfinden, welche Bedeutung ein ſolches Stück für die Kunſt haben mag. Zur linken Hand des Wagens gehen zwei Doggen, zur rechten zwei goldgelbe Löwen, hinter dem Rade ſteigt Wilhelm II. auf ein prunkvoll geſatteltes Pferd, andere Reiter machen ſein Gefolge aus, unter dem Gedränge kommen mehrere Köpfe aus dem Volk zum Vorſchein, darunter Meiſter Jordaans eigenes kräftiges Geſicht, das unter der blauen Sammetmütze heiter und wohlgefällig in ſein eigenes Werk hineinſieht. Er kann wohl lachen, ſo ein Werk gelang nicht Jedem, und ihm ſelbſt nicht immer, er hat im Großen eine Kraft hinter ſeinen Pinſel geſetzt, bei der er ſich ſeiner Genialität bewußt werden mußte

und die nöthig war, ein ſolches Stück zu halten, dann hat er wieder Blumen und Früchte ſo friſch, zart und faſerfein gemalt, als hätte er ſein Leben nichts Anderes gethan, als den Pinſel von Segers, Hugſem und Mignon zu führen. Ich glaube, er hat ſich zu allerletzt gemalt, wie er da oben ſteht und ſeinen Arm um eine Säule ſchlingt, um ein ſo zufriedenes Künſtlergeſicht zu haben. In den Wolken ſchwebt der Friede, oder vielmehr die Friedin, denn ſie iſt eine ſehr ſchöne junge Frau, zwei kindliche Genien halten ein flatterndes Blatt, worauf ich, Meiſter Jordaans zu Gefallen, folgende Inſchrift las: **ultimus ante omnes de parta pace triumphans.**

Zu dieſer mächtigen Wandtafel gehört ein Plafond, worauf man den Triumphator, entfernt von allem Gewühl, mit ſich und dem Himmel allein in ſeiner letzten Stunde ſieht. Er ſitzt, der Tod iſt auf ſeinem Angeſicht, aber drei himmliſche Weſen: Glaube, Liebe, Hoffnung, ſtehn ihm zur Seite, und unterſtützen ihn, ein Genius in den Wolken faßt ſeine letzten zum Himmel gerichteten Blicke auf, er ſcheint ſeinen Geiſt nach ſich zu ziehen, und die trauernde Wittwe, deren Bild gegenüber im Saal, kann die tröſtlichen Worte aus dem Buch des Lebens leſen: **hac ivit.** Eine chriſtliche Apotheoſe.

Holländiſche Geldſorten.

Für Fremde und Reiſende iſt es nicht unwichtig, genau zu erfahren, wie es mit dem Gelde in einem Lande ſteht. Zu deren Beſten bemerke ich daher Folgendes:

In Holland laufen dreierlei Arten von Münzen, goldene, ſilberne und kupferne. Zu bemerken, daß erſtens die goldenen nicht ſo häufig ſind, wie die kupfernen, und zweitens, daß man in Holland die kupfernen nicht ſilberne nennt, — — — — — — —

Ein neuer holländiſcher Guillaumed'or hat zehn Gulden und eben ſo viel Beine und Füße.

Ein alter holländiſcher Ducat hat die Eigenſchaft, in kurzer Zeit ſich unſichtbar zu machen.

Ein holländiſcher Gulden iſt ein Stück Geld, das aus der Hand iſt, ehe man ſich's verſieht.

β.

Ein geborner Holländer kann ihn beſſer feſthalten.

Ein Dubbeltje iſt ein glattes leichtes Silberblech, das aus der Taſche fliegt, wenn man nießt oder ſich ausſchnupft.

Ein Stüver oder ein Stuivertje und ein Pietje ſind kleine Münzen, die man noch am ſeltenſten ausgibt. Die Urſache ſcheint zu ſein, weil man ſie am ſeltenſten einnimmt.

Die holländiſche Kupfermünze heißt Zent oder Zentje, hundert auf einen Gulden, fünf auf einen Stüver, zehn auf ein Dubbeltje. Weil ſie übel riechen und die Taſchen beſudeln, iſt ein menſchenfreundlicher Reiſender nirgends wohlthätiger, als in Holland. Selten wird er harthörig ſein, wenn ein Bube oder Mädchen hinter ihm herruft, **en Centje mijn Heertje, mijn Heertje en Centje, en Centje mijn Heertje.**

β I.

Obige Bemerkungen über die holländiſchen Geldſorten können insbeſondere ſolchen Reiſenden ſich nützlich machen, welche ſich entweder in die vielen ſchönen Kunſtſachen vergaffen, die in Amſterdam, Rotterdam und dem Haag käuflich ſind,

oder die mit Gewalt ſich amuſiren wollen, was man in Holland durchaus nicht kann.

β II.

Noch zu bemerken, daß der Dubbeltje unter allen Geldſorten in Holland die größte Rolle ſpielt, weil ein Glas Genever, wenigſtens in allen gentilen Kaffeehäuſern, wo man des Morgens nichts Anderes trinkt als Genever mit und ohne Zucker, einen Dubbeltje koſtet; wogegen ich allerdings aus dem Munde meines Barbiers gehört, daß die tauſend Schenken oder Tappereijen, die es im Haag gibt (notoriſch gibt es mehr) und die allwöchentlich durch ein Halbdutzend beladener Treckſchuiten von Schiedam mit Fäſſern verſorgt werden, das Glas Genever für ſieben Zentjes an den gemeinen Mann ſchenken. Mein Barbier muß es am beſten wiſſen, er iſt ſelbſt einer von den tauſend Tappern im Haag.

Amsterdammer und Haager Gemäldesammlung.

Als Heineken im Jahr 1768 die Stadt Amsterdam besuchte, fand er auf dem Stadthause eine Zahl von 120 Gemälden, unter welchen er den großen Schützenaufzug von Rembrand und die Malereien von van Helst, Franz Hals, Jakob Jordaans, Govert Flink, Ferdinand Bol und Jan van Bronkhorst als sehr betrachtungswürdig auszeichnet. (Siehe Heinekens Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen, 2. Theil). Die genannten Maler machen noch jetzt den Kern des Amsterdammer Museums aus, welches den Namen „Museum des Königreichs der Niederlande" führt, während das Museum im Haag „königliches Museum" heißt. Im ersteren Namen liegt, wie mir scheint, ein Mißgriff, der Name „Amsterdammer Museum" möchte passender sein, nicht

allein, weil daſſelbe Gemälde aus der ehemaligen Südhälfte des Königreichs der Niederlande befaßt und es daher unſtatthaft ſcheint, den Namen ſo weit auszudehnen, ſondern auch weil das Muſeum, ſo viel ich weiß, Eigenthum der Stadt iſt; weil es die Maler am vollſtändigſten enthält, welche zu Amſterdam blühten, und weil es ſeinen Urſprung jenen wackern Malern verdankt, welche die Mahlzeiten, Feſte und Aufzüge der Amſterdammer Schützengilde darſtellten. Die Gemälde befinden ſich gegenwärtig nicht mehr auf dem Stadthauſe, ſondern ſind im obern Stockwerk eines großen öffentlichen Gebäudes in verſchiedenen Zimmern und einem langen Saal aufgeſtellt, weniger hell und elegant wie die Gemälde des Haager Muſeums. Die Anzahl der Gemälde beläuft ſich nach dem gedruckten Katalog von 1830 auf 415 Stück, darunter 371 von namhaften meiſt holländiſchen Meiſtern, an deren Spitze Rembrand, Gerhard Dau, Jan Steen und van der Helſt mit weltberühmten Meiſterwerken ſtehn. Aus der flamländiſchen Schule findet man vier Teniers, ſechs van Dyk, drei Sammet-Breughel, eben ſo viel Rubens und zwölf ſehr ſchöne und feine Gemälde von deſſen Lehrmeiſter Otto Venius, auf welchen die Thaten des Claudius Civilis vorgeſtellt ſind; dieſe hingen vormals im Saal des alten Schloſſes im Haag, in welchen

die fremden Gesandten bei ihrer Aufnahme eingeführt wurden.

Ueber das Haager oder vielmehr königliche Museum entlehne ich die Notizen aus der Vorrede der: principaux tableaux du Musée royal à la Haye gravés au trait avec leur description. A la Haye 1820, mit spätern Supplementen; ein Werk, worüber ich nachher einige Worte sagen werde.

Der Prinz von Oranien, Wilhelm V., Vater des jetzigen Königs, wird betrachtet als der Stifter dieser Gallerie. Indessen besaß schon Wilhelm III., König von England, eine Gemäldesammlung auf seinem Schlosse von Loo, in der Nähe von Utrecht. Er soll beträchtliche Einkäufe für dieselbe auf einer Versteigerung in Amsterdam gemacht haben, auf welcher er mehrerer Stücke von van Dyk, Rubens und italienischen Malern habhaft wurde. Mehrere Gemälde, welche gegenwärtig die Gallerie im Haag zieren, stammen aus dem Schlosse von Loo, unter andern die junge Hausfrau von Gerhard Dau. — Wilhelm V. ließ die Gemälde aus seinen verschiedenen Lustschlössern sammeln und bildete aus ihnen eine Gallerie im Haag, welche durch Einkäufe sich vergrößerte. Nach der Ankunft der Franzosen und der Flucht des Statthalters nach England im Jahr 1795 ward die Gallerie nach Paris entführt und machte dort während

zwanzig Jahren den Hauptzierrath der holländiſchen Schule aus.

Nach der Schlacht von Waterloo forderte man die Sammlung zurück, es wurden Leute nach Paris geſandt, um dieſe Angelegenheit zu beſorgen, worauf die meiſten Gemälde wieder in Holland ankamen. Der König kaufte in der Folge das ehemalige Haus des Prinzen Moritz von Naſſau, Gouverneurs von Braſilien, in welchem gegenwärtig die Gallerie das obere Stockwerk, das Curioſitätencabinet das untere einnimmt. Die Sammlung ward durch den König bedeutend vermehrt, hauptſächlich mit verſchiedenen Stücken der italieniſchen Schule und den neueſten Erzeugniſſen niederländiſcher Künſtler. Für den Eintritt bedarf man eines Zettels, den man ſich des Morgens früh im Gebäude ſelbſt holen muß — beiläufig eine nutzloſe Umſtändlichkeit, welche die Directoren, des Amſterdammer Muſeums wohlverſtändig nicht nachgeahmt haben. Vielleicht läßt es ſich eben dieſem Umſtande zuſchreiben, daß man auf dem königlichen Muſeum nur ſelten Leute aus dem Volk, und vom Lande ſieht, dagegen die bunten Volksgruppen, die im Amſterdammer Muſeum die Werke ihres Landes beſchauen, einen ſehr erfreulichen und im Uebrigen durchaus nicht ſtörenden Anblick gewähren.

Nach der notice de tableaux du Musée royal à la Haye (ohne Jahrzahl mit zwei Supplementen) beläuft ſich die Zahl der Gemälde auf 364, darunter ſiebzehn von unbekannten Malern. Aus der flamländiſchen Schule ſieht man vier Rubens, fünf van Dyk, zwei Teniers, einen Höllen-Breughel und Rottenhamer, zwei Sammet-Breughel, einen dito und Rubens, einen Philipp de Champagne. Von neueſten belgiſchen Malern, größtentheils, wie die neueſten holländiſchen, unbekannte Namen, finden ſich ſehr Viele, als Baſt zu Gent, Aſche, Brice, Cels, Coene, Delvaux, Dietz zu Brüſſel, Ducorron und Geens zu Gent, die Blumenmalerin Evrard zu Ath, die Malerin Kindt zu Brüſſel, de Jonghe zu Courtrai, Kremer zu Antwerpen, Lebrouſſart zu Brüſſel, Navez ebendaſelbſt, Nicollie zu Antwerpen, Noter zu Gent, Odevaere zu Brüſſel, Paelink zu Brüſſel, Payen, Piqué, Roy, Spruyt, die Malerin Thys, Verboekhofen, ebendaſelbſt, Speiart und Vlieger zu Gent, von Stappen, geboren zu Antwerpen und gegenwärtig in Rom, Verlinden, de Bree und Wappers zu Antwerpen; worunter Paelink, welcher die Toilette der Pſyche gemalt, und Kremer, welcher die Malerei, die Poeſie und die Muſik in der Familie von Roemer Fiſcher vereint hat, meinem Geſchmacke nach die Krone

verdienen. Das Verzeichniß der gegenwärtigen holländischen Maler, deren Arbeiten in der Gallerie hängen, ist kürzer, Hary im Haag, Blumenmaler Brand zu Amsterdam, Hovn im Haag. Kobel zu Rotterdam. Kruseman im Haag, geboren 1797, Kruzeman zu Haarlem, Nikolai, geboren zu Leuwarden, Jan van Os, Blumen- und Wildmaler, geboren im Haag 1782, jetzt in Frankreich, wo er Landschaften malt. Pieneman, geboren 1779, gegenwärtig Professor der königl. Akademie zu, Amsterdam. Pitloo, geb. zu Arnheim, gegenwärtig zu Neapel. Portman, Wildmaler zu Amsterdam. Abels Ryk, Esman, Ravensway zu Hilversum, Landschaft- und Thiermaler. Schelfhout im Haag, geboren 1787, Landschaftmaler. Teerling von Dortrecht, zu Rom, Landschaftmaler, geb. 1777. Westenberg zu Amsterdam, Landschaftmaler, geboren 1791.

Es gibt, wie mich bedünken will, keinen unter allen diesen Malern, welchem die Natur „einen Brief an die Nachwelt" in die Wiege gelegt hätte. Unterdessen macht sich doch manches schöne Stück durch den verjüngten Eifer, womit hier die Kunst gepflegt und getrieben wird, bemerklich. Unter den Kirchen-, Landschaft-, Thier- und Blumenmalern, findet sich hier und da ein Talent, das an die ältern Vorgänger in dieser Gattung

lebhaft genug erinnert. Der Hiſtorienmaler Kruſeman arbeitet gegenwärtig an einem großen Gemälde, welches die kleine Schlacht bei Haſſelt vorſtellen ſoll. Er bringt ſeine Figuren dem Leben ſehr nahe.

Ein junger Künſtler, welcher dem Genie der alten Maler noch am nächſten kam, Paul Joſef Noël, iſt 1823 zu Amſterdam geſtorben. Es hängt von ihm ein Stück in der Haager Gallerie, welches die Zuſchauer ſehr anzieht und lange feſthält durch Jan Steenſchen Humor und Jan Steenſche Natürlichkeit in der Darſtellung einer luſtigen Marktſcene, wo zwei Betrunkene ſich balgen, der Eine wirft den Andern mit dem Geſicht in einen Korb voll Eier u. ſ. w. Noël hätte die holländiſche Schule wieder in Ruf gebracht.

Eine Auswahl vorzüglicher Gemälde des Cabinets, mit ihren Umriſſen und charakteriſtiſchen Zügen in Kupfer geſtochen, enthält das oben angeführte Werk. Die Arbeit iſt von mehrern Kupferſtechern theils gut, theils mittelmäßig, theils ſchlecht ausgeführt, doch ſieht man noch immer des Guten mehr als des Schlechten, zu welchem Letzteren beſonders ein Herr Bemme das ſeinige beigetragen hat. Die Herausgeber haben auch Landſchaften aufgenommen. Eine Landſchaft in Umriſſen iſt ein gar zu trauriger Reſt für die Phantaſie. — Der letzte

und beſte Stich iſt die Sektion von Rembrand, wo man den Profeſſor Tulp ſieht, der in Gegenwart ſeiner bärtigen Schüler einen ausgeſtreckten Leichnam ſecirt, ein ekelhaft abſtoßendes, aber wundervoll kräftig ausgeführtes Gemälde, das früher auf der Anatomie zu Amſterdam hing.

Außerdem hat man Steindrücke nach der Gallerie angefangen; ich ſah nur einige auf der Platte, und weiß nicht, wie der Abdruck ausgefallen. Nach dem zu urtheilen, was ich ſonſt in dieſer Art hier zu Lande geſehn, läßt ſich davon wenig erwarten. Man iſt noch ſehr hinter den Leiſtungen deutſcher, franzöſiſcher und engliſcher Steindrucker zurück. Auch der Kupferſtich iſt mittelmäßig. Die goldene Zeit iſt vorüber, wo ein Lukas von Leyden, ein Abraham Bloemaert, ein Rembrand, Jan Lievensze, Berghem, du Jardin, Hollar, Svaneveld, Bolſwaert, Karl Fiſcher, Jan Lütma, Houbraken und viele Andre, den alten herrlichen Golzius nicht zu gedenken, der von Geburt ein Deutſcher war, den Ruf ihres Vaterlandes auch durch Aetznadel und Grabſtichel ausbreiteten.

Gegenstände der heutigen Malerei.

Man darf nur den Katalog einer holländischen Kunstausstellung flüchtig durchlaufen, um zu sehen, daß die Gegenstände, welche die jetzigen Maler zu bearbeiten lieben, noch dieselben sind, worin die alten Maler sich gefielen, Gegenstände aus dem gemeinen Leben, Landschaften, Thierstücke, Stadt- und Dorfansichten zu verschiedenen Zeiten des Tages und Jahres u. s. w. Ideale und geschichtliche Stücke sieht man nur selten; häufiger jedoch bei den belgischen Künstlern. Unter hundert Gemälden haben achtzig solche und ähnliche Vorwürfe, wie ich sie im Nachstehenden, aus dem Katalog der Kunstausstellung im Haag von 1830 zur heitern Uebersicht mittheile.

Eine Stadtansicht zu Leyden. — Ansicht der haarlemmer Pforte zu Amsterdam.

Eine Ansicht aus Overyssel.

Eine Landschaft mit Vieh — mit Scheuten — mit Figuren und Pferden — mit stehendem und liegendem Vieh.

Ein Wintergesicht — eine beschneite Gelder-sche Landschaft.

Ein Binnenplatz — ein Binnenhaus — ein Baurenbinnenplatz.

Ein Jüngling, der auf der Viole spielt.

Ein Kaufmann mit Bildern.

Ein alter Mann, der ein junges Mädchen liebkost.

Ein Frauchen bei einer Pumpe.

Eine baumreiche Landschaft.

Ein Junge mit einem Affen und Hunde.

Ein Pferdestall.

Ein Fruchtstück — ein Blumen- und Fruchtstück.

Todtes Wild.

Ein Schäfer mit einem Stier, liegenden Ochsen und Schafen.

Ein rothbunter Ochse.

Ein Waisenmädchen im magnetischen Schlaf.

Ein Fischmarkt.

Ein Baurenviehstall.

Ein chinesisches Zelt (erinnert an den Verkehr mit China, und die chinesischen Gemälde, welche man im Naritätencabinet sieht, nach der neuen Manier gemalt, das heißt, einigermaßen perspectivisch).

Eine Familie zu Wagen.

Eine junge Grünhökerin ſitzend auf einem Hundewagen.

Ein Verſchlag mit einem arbeitenden Altflicker.

Ein Kaufmann, der bei Abendlicht auf ſeinem Comptoir ſchreibt, während der Hausknecht auf ſeine Befehle zu warten ſcheint.

Liebeserklärung eines Dorfmuſicanten.

Ein blinder Spielmann und ein Sänger in Bauerngeſellſchaft.

Zurückkunft eines Glücksſpielers zu ſeiner Familie u. ſ. w. u. ſ. w.

Jan Steen.

Der Maler Jan Steen ist noch immer eine lebendige Person, so lange er auch todt ist. Er wandert mit seinem ewig lachenden Gesicht über den Markt, besucht die Wirthshäuser und kommt selbst in die Kinderstuben, wo alle Kinder ihren Jan Steen persönlich kennen und wissen, was für ein Vogel er gewesen. So sah ich in einer kleinen Gasse im Haag unter andern Bilderbogen für Kinder, welche vor dem Fenster einer Hökerfrau hingen, auch einen Bilderbogen mit Jan Steens lustigem Lebenslauf, wie man dergleichen in Niedersachsen von Till Eulenspiegel, dem Rübezahl der Lüneburger Haide, verkauft. Wirklich spielt auch Jan Steen einigermaßen die Rolle des Eulenspiegels für das holländische Volk, das sonst keine ustige Person besitzt. Man hat den Eulenspiegel nach Holland verpflanzen wollen, allein er ist in schlechte Hände gefallen und machte daher kein

Glück. Er iſt auch für die reinlicheren Holländer zu ſchmutzig. Nachdem ich Arnold Haubrakens Schilderbuch geleſen, bekanntlich eine Fortſetzung des Schilderbuchs von Karl van Mander, bin ich an die Quelle der ſaubern Geſchichten geſtoßen, die von Jan Steen in Umlauf ſind. Ich bin kein Maler und weiß nicht, mit welchem Grad von Lockerheit das ausübende Künſtlertalent verträglich iſt. Was ich aber von Adrian Brauer leſe, der ſelten nüchtern war, und der nach einem landſtreicheriſchen Leben im Spital von Antwerpen verkam, macht mich glauben, daß ein Holländer ziemlich weit gehen darf. Mir ſcheint nun namentlich weder die Menge noch die Art der Jan Steenſchen Stücke unverträglich zu ſein mit dem Lebenswandel, welchen Jan Steen bei Haubraken führt. Die Menge nicht, denn man weiß, daß er malte, um zu leben; die Art nicht, denn man weiß, daß einerſeits ſehr viele Stücke von ihm nur leicht und locker, obwohl meiſterhaft gemalt ſind, andrerſeits faſt alle Stücke humoriſtiſcher, ja kreuzfideler Natur ſind. Bäcker malte er lieber als Schütter, Quackſalber lieber als Bürgermeiſter, ſein eignes Hausleben lieber als vornehme Geſellſchaften. Man ſieht es auch ſeinem Geſicht auf den erſten Blick an, ſelbſt wenn er ſich im ehrbaren Putz und Staat vorſtellt, wie er auf dem Amſterdammer Muſeum hängt, daß

er ein derber, fröhlicher Gast war und in seinem Leben manchen Schluck über den Durst getrunken haben mag. Geschichtliche Bilder, vornehme Personen, Helden, Könige, Heilige u. s. w. waren nicht sein Pferd. Wurde etwas dergleichen bei ihm bestellt, oder überkam ihn einmal selber ein Gelüste darnach, so brachte er lächerliche Parodien zur Welt. Lächeln und lachen muß man, was er auch beginnt. So hängt in der Kopenhagener Gallerie, einer der schönsten und reichsten in der Welt, Davids Triumph, unterzeichnet Jan Steen 1671. Außen vor der Pforte sieht man einen Altar aufgerichtet, mit einer Inschrift in holländischen Reimsprüchen. Auf dem Altar brennt ein Candelaber, rund herum stehen spielende und singende Personen, darunter seine zweite Frau oder Geliebte, Marietje Herkulens und er selbst mit einer Brille und einem Fuchsschwanz im Nacken. Am Fuße des Altars liegt Goliaths Haupt, über welchem ein kleines Mädchen, vermuthlich sein eigenes, die Trommel schlägt. Sauls Tochter, in weißen Atlas gekleidet, reicht ihre Hand dem kleinen lorbeergekrönten David, der Goliaths Riesenschwert mit allen Kräften nach sich schleppt u. s. w. Kurz, ich glaube, man kann annehmen, daß seine etwas eulenspiegelische Natur ihm eben so gut durch den Pelz geschlagen ist,

wie ſie ihm durch die Leinewand ſchlug, und ich mache mir daher kein Gewiſſen daraus, einen der beſagten Holzſchnitte aus dem Schilderbuch — gleichſam mit dem Stock in der Hand — vor dem deutſchen Publikum zu erläutern. Der Bogen, der vor mir liegt, koſtet mich fünf Zentjes uncolorirt, der Schnitt iſt artig, unter jedem Bilde ſteht ein Reimſpruch. Folgender findet ſich unter dem erſten:

Hier erft Jan Steen een Brouwerij
Hij trouwt sijn Lief, sijn beide blij.

Jan Steen ſitzt in zärtlicher Stellung mit ſeinem Liebchen auf der Bank vor der Hausthür, drüben ſieht man ein Gebäude mit der Ueberſchrift Brouwerij. Das Mädchen ſtellt offenbar Grietje van Goyſen vor, ſeine erſte Frau, die Tochter eines Malers im Haag, bei dem Jan Steen in die Lehre ging. Der Vater ſah ſich genöthigt, ſie ſo ſchnell als möglich ſeinem Lehrlinge in die Ehe zu geben, und da dieſer ſich noch nicht getraute, ſie mit dem Pinſel zu ernähren, warf er ſich in ein Brauergeſchäft zu Delft, dazumal das Merſeburg von Holland.

Hier wint Jan Steen als man de kost
Is ijvrig in zijn Brouwers post.

Alles geht wohl, Bierfäſſer liegen am Boden, ein Knecht rührt den großen Braukeſſel und ein

andrer pumpt, und Jan Steen ſelbſt eilt geſchäftig nach der Thür, wovor ein Bierwagen hält.

Hier jaagt Jan Steen het door de keel
Denkt schier niet meer aan sijn Juveel.

Unter dem Juwel verſtehe die Kunſt. Er taumelt aus einem Weinhaus, der Wirth oder ein guter Freund begleiten ihn, die Wirthin ſieht ihm nach, es iſt ſpät in der Nacht, die Gaſſenlaterne brennt an der Ecke.

Hier raakt Jan Steen weer in de gunst
Begeeft sich ijvrig aan de kunst.

Jan Steen ſteht vor dem Schildereſel, Pinſel und Palette in der Hand, er iſt fetter geworden und ſieht ſehr behaglich aus.

Hier maalt Jan Steen zijn levens rol
Zijn brein schijnt hier van schildren vol.

Er kommt in die Thür ſeiner Wohnſtube und hält hoch in der Hand einen Beutel voll Geld, ſeine Frau ſitzt luſtig im Großvaterſtuhl, ſeine Rangen werfen ſich zu Boden, der Hund ſchlappt aus dem Keſſel, die Katze läuft mit der Wurſt davon, und als Krone der ganzen ſaubern Wirthſchaft ſitzt ein langſchwänziger Affe auf dem Schrank und ſchneidet poſſierliche Geſichter; ähnliche Züge hat Jan Steen öfters in den Gemälden angebracht, in welchen er ſein Hausleben ſchilderte.

Hier raakt de kunst weer in de nijp
Jan Steen de drinkt en rookt sijn pijp.

Die Mütze auf einem Ohr sitzt er im Wirthshaus, ihm gegenüber ein Zechbruder, der aufmerksam zuhört, was er sagt.

Hier zegt sijn vrouw met veel geschrei
Maakt dat de Brouwrij levend zij.

Hände und Beine übereinandergeschlagen, wie einer, der sich gegen eine Strafpredigt verhärtet, sitzt er am Fenster, seine Frau hält schluchzend die Schürze vors Gesicht und beklagt sich, daß die Brauerei todt ist.

Jan Steen vindt hier ferstond een list
Koopt Eenden dat zijn vrouw niet wist.

Er kauft einen Korb lebendiger Enten von einer Hökerfrau auf dem Markt.

En laat se in de Brouwerij
Rondvliegen, ze is niet doot zegt hij.

Man sieht hier, wie er die Enten in seiner Brauerei herumjagt, und dadurch gegen seine lachende Frau den Beweis führt, daß die Brauerei nicht todt ist. —

Nun verändert sich die Scene, statt in Delft sieht man ihn von jetzt an in Leiden, wo er geboren ward, die längste Zeit lebte und starb. Reisen außer Holland hat er nie gemacht.

Hier is Jan Steen een Kastelijn
En schilder echter grof en fijn.

Er iſt Wirth und bedient einen Gaſt, Teller und Glas in der einen, Palette und Pinſel in der andern Hand. Nach dem Tode ſeines Vaters erbte er nämlich deſſen Haus, und ſoll darin eine Herberge oder vielmehr eine Schenke eingerichtet haben. Er legte Wein und Bier auf, hing einen Kranz aus über der Thür und bewirthete ſeine guten Freunde, die ihn aber nicht bezahlten. Als ſeine vornehmſten Gäſte nennt das Schilderbuch Franz Mieris, Ari de Vois, Jan Livensze und einige andere Zierden der holländiſchen Malerſchule, denn es gab damals in Leiden und ganz Holland eben ſo viel und mehr berühmte Maler, wie gegenwärtig gemeine Thürpinsler ſich finden möchten. Dieſe Kunden beſuchten ihn ſowohl bei Tag als bei Nacht; er ſchloß niemals ſeine Hausthür zum Zeichen ſeines ruhigen Gemüths. Wenn die Tonnen und Flaſchen geleert waren, ſo holte er ſeinen Kranz wieder ein und ſetzte ſich eifrig ans Malen. Hatte er ein paar Stücke fertig, ſo beorderte er ſeinen älteſten Sohn Kees damit zum Weinhändler und Brauer, die ihm dann aufs neue Wein und Bier in den Keller lieferten, worauf er den Kranz wieder aushing, bis kein Tropfen Naß in allen Pinten mehr übrig war. Der

Maler Jan Lievensze, erzählt Karl van Maaeder, donnerte einmal in ſpäter Nacht an das Kaſtell von Jan Steen, und da die Thür nach alter Gewohnheit nur auf der Klinke ſtand, ſchritt er ohne Weiteres ins Haus. Wer da? rief Jan Steen, der durch den Lärm aus dem Schlaf gefahren war und Jan Lievensze, der wieder zu viel genippt und gekippt hatte, antwortete mit faſelnder Stimme, ich bin's Bruderlieb, ich will Dich ſetzen auf ein paar leckere Küken, Dinger, ſag ich Dir, ſo fett wie Braunſchweiger Mumme und ſo zart wie ein Faſan. Sind ſie gebraten oder geſotten? fragte Jan Steen, und Jan Lievensze verſetzte, nein, König der Welt, ſie ſind roh, aber ich habe an verſchiedenen Höfen die hohe Kochkunſt ſtudirt, und darum bitte ich Dich, ſteh auf und dann ſollſt Du ſehen, was ich leiſten kann. Der fromme Jan zündete die Lampe an und weckte ſeinen erſtgebornen Sohn Kees, und befahl ihm, hurtig aufzuſtehn und Feuer anzumachen, Alles ſo ſchnell wie möglich. Kees war kein ungehorſamer Sohn, ſtand ſogleich auf und machte Feuer an. Aber da gebrachen noch ſehr viele Dinge am irdiſchen Glück der beiden Künſtler, und unter den minder nöthigen die allernöthigſten, Wein und Tabak. Daher nahm Jan Steen all ſein väterliches Anſehn zuſammen und befahl dem Knaben Kees, ohne auf ſein ſaures Geſicht und

ſeine Einwendungen zu achten, erſtens ſo ſchnell als möglich nach dem Weinhändler Goskens hinzulaufen. Sag ihm, rief er, ob er mir nicht noch einmal und zum letztenmal zu Willen ſein will mit ein paar Kannen Wein, er könne ſich darauf verlaſſen, daß ich ihm mit dem Pinſel gehörig bezahlen werde. Hat er Dir Wein gegeben, ſo halte Dich nicht länger auf und jage nach Geertje van der Laan, und bitte ihn, mir noch diesmal den einzigen Gefallen zu thun und Dir für einen halben Stüver Blättertabak und ein paar kurze Pfeifen mitzugeben, und verſichere ihn im Namen Deines Vaters, Jan Steen, ich würde ihm dieſen beſondern Freundſchaftsdienſt ſehr hoch anſchlagen, und bei allen vorkommenden Gelegenheiten könne er auf mich rechnen. Während nun der Knabe dieſer beiden wichtigen Botſchaften ſich entledigte, war Jan Lievensze nicht faul, ſeine hohe Kochkunſt zu bewahrheiten, er beſtreute die beiden Küken mit Pfeffer und Salz, legte ſie auf den Roſt, welchen er vorher ſorgfältig aus dem Torfmull hervorgegraben und geſäubert hatte, machte eine Sauce von Butter, Pfeffer, Senf und Eſſig, und dann ging das Paar, nachdem die Thierchen von außen ganz ſchwarz gebrannt und inwendig halb gar waren, ſeelenvergnügt zu Tiſche und ließ es ſich ſo gut ſchmecken, daß der Abgeſandte Kornelis bei ſeiner

Zurückkunft nur anderthalb Köpfchen und drei pechschwarze Pfötchen in der Schüssel fand. Er war aber mit der Hülle und Fülle von Wein und Tabak angelangt und die beiden Kannen und das Briefchen Tabak wurden nachträglich verzehrt unter einem Gespräch über die schöne Malerkunst, denn so locker und los er auch lebte, so fest saß er im Sattel seiner Kunst, und es war eine Lust, ihn zu hören, wenn er über die Eigenschaften derselben sich ausließ. So saßen sie die liebe Nacht und waren lustig und guter Dinge, und gegen Morgen gingen sie außen vor dem Kuhthor spatzieren, um die Verdauung zu befördern.

Hier schildert Jan zijn vrouwtje wonder
En maalt er schapekoppen onder.

Seine Frau steht fertig gemalt auf der Leinewand und er pinselt ihr noch, um das Bild zu vollenden, ein paar Schafsköpfe unter den Arm. Diese ist seine zweite Frau, Mariken Herkulens. Mit seinen Frauen weiß man nicht recht, woran man ist, es hat fast den Schein, als hätte er zwei auf einmal im Hause gehabt, wie er denn nicht selten sich selbst an der Seite zweier Frauen abgebildet hat. Wahrscheinlich hat er aber nach dem Tode seiner ersten Frau sich mit Mariken Herkulens verbunden, um seinen Hausstand und seine Kinder besser zu berathen. Diese, seine Frau

oder Geliebte, hatte, ehe ſie zu ihm ins Haus zog, Schafsköpfe und ähnliche Leckereien verkauft, und auf dieſen Umſtand und folgende Anekdote bezieht ſich der Holzſchnitt. Der Ritter Karl de Moor traf einmal Mariken Herkulens bei einem Beſuch in Jan Steens Hauſe allein an, und fand ſie in übler Laune. Sie klagte dem Ritter, daß Jan Steen ſie allerdings oft genug male, aber immer als ein gemeines Vorbild, bald als Kupplerin, bald als trunkenes, bald als unzüchtiges Weib, ſie wolle aber abconterfeit ſein als eine ehrbare Frau in ihrem rothen Sonntagswams, mit ihrem ſeidenen Schleier, ihren goldenen Bummeln in den Ohren und dergleichen. De Moor machte ihr das Vergnügen und malte ſie ſo, wie ſie's wünſchte, worüber Marietje nicht wenig vergnügt war. Als Jan Steen zu Hauſe kam, zeigte ſie ihm das Bild, und dieſer rühmte es ungemein. Er fand es vollkommen ähnlich, bis auf eine Kleinigkeit, wie er ſagte. Das könne er aber leicht nachholen, worauf er den Pinſel nahm und ihr mit lachendem Geſicht einen Korb mit Schafsköpfen unter den Arm malte. Nun werde es die ganze Nachbarſchaft auf den erſten Blick erkennen. Uebrigens werden ſeine Kinder nicht übel zufrieden mit dieſer Freierei ihres Vaters geweſen ſein. Oft hing er ihnen einen ganzen Keſſel voll Schafs-

köpfe und Lammspfoten über Feuer, und wenn sie gar gekocht waren, gab er sie ihnen zum Besten, und wenn sie dann jauchzten und schmausten, so sah er das Spiel mit fröhlichen Augen an und rief: Herr Gott, mit wie wenig ist doch die Natur zufrieden.

Jan Steen word ziek, legt't leven af,
Zijn kunstbroers dragen hem naar het graf.

Jan Steen wurde geboren 1636 und starb 1689.

Rembrand.

Rembrand ſteht ſeiner Kraft nach an der Spitze der holländiſchen Schule, wie Paul Rubens an der Spitze der flamländiſchen. Rubens iſt gleichſam die helle Kraft, Rembrand die düſtre Kraft des niederländiſchen Genius, oder, wie ich unter Genius den elektriſchen Funken verſtehe, welchen die Natur keinem Volk durchaus verſagt zu haben ſcheint und der bei den Niederländern in den Pinſel gefahren iſt — Rubens iſt der ideelle Pol, Rembrand der reelle Pol dieſes Funkens.

Beide ſind echte Niederländer, breit baſirt in ihrer Heimath, ohne gleisneriſchen Prunk, ohne fremde Federn, ohne Coketterie mit ſüdlichen Idealen, für welche denn auch der Norden eben ſo wenig Licht, Luft und Boden hat, wie für die goldenen Aepfel Hesperiens.

Allein Rubens ſchwebte ein niederländiſches Ideal vor Augen, er liebte und ſuchte das Schöne, er heirathete nach einander zwei ſchöne Frauen —

beſonders die Letzte, Helena Formaes, war ausnehmend ſchön, der Grundtypus der niederländiſchen Weiberſchönheit, ſie, die mit ihren langen goldgelben Haaren, blauen Augen, gebogenen Brauen, mit ihrer breiten hellen Stirn, ihrem lächelnden Munde, ihrer durchſichtigen delicaten Pfirſichhaut auf den rubensſchen Stücken als Eva, Venus, Königin ſo fruchtbar ſchön, ſo liebens- und umarmungswürdig uns vor Augen tritt. Rubens liebte und ſtudierte die Antike, liebte und ſtudierte die italieniſchen Maler, liebte Italien, obwohl er durch alle goldene Berge ſich nicht verführen ließ, der Aufforderung des Herzogs von Mantua zu folgen und ſeinen Wohnſitz in Italien aufzuſchlagen. Rubens wohnte in Antwerpen groß und geſchmackvoll, lebte mit dem Aufwand eines reichen Bürgers, verkehrte viel mit Fürſten und vornehmen Herrn, und ſpielte oft die Mittelsperſon in den Angelegenheiten derſelben, wie ihn ſein Ruhm, ſein Talent, ſein beredtes, geiſtreich gebildetes Weſen am glänzendſten Hofe die willkommenſte Aufnahme verſchaffte.

Rembrand dagegen verhielt ſich kalt und gleichgültig gegen das Schöne, er malte ſeine Weiber von der Fauſt weg, die Weiber, die ihm ſaßen, nahm er von der Gaſſe, die Erſte die Beſte, die Wohlfeilſte die Liebſte. Er ſtudierte die Antike

nicht, er liebte sie nicht, er machte sogar den Eifer seiner Schüler und Freunde für dieselbe lächerlich. Italien und die italienischen Maler ließ er links liegen, er spürte nicht den geringsten Trieb nach den Reizen und Wundern dieses Landes zu einer Zeit, wo das italienische Sehnsuchtsfieber epidemisch unter den Künstlern herrschte. Er fühlte kein Bedürfniß, sich mit Gegenständen des Geschmacks zu umgeben, er wohnte klein und schlecht, lebte karg, zehrte wenig, knickerte mit Stüvern, während es Goldstücke auf ihn regnete. Seine Malerschule hielt er auf dem öden Boden eines Packhauses zu Amsterdam.

Dennoch hat die knickerigte grobe Faust des Holländers ein eben so magisches Talent entfaltet, wie die feine Hand des Flamländers.

Ich liebe ihn, den düstern Rembrand, ich liebe es, in seine schwarzen Gemälde zu sehn, die nur von wenig Lichtern geisterhaft erhellt werden. Ich wundere mich oft über seine schwarze Phantasie — er ist eines Müllers Sohn, seine Wiege stand im Mehlstaub, der Vater, der ihn in seine Arme nahm, herzte und küßte, trug eine weiße mehlbepuderte Jacke, die ersten Eindrücke seiner Kindheit waren weißer Natur, besprengt vielleicht mit etlichen grünen Grasflecken aus der arkadischen Gegend zwischen Kukerke und Leiderdorp, wo seiner

Eltern Mühle ſtand — iſt er mit der Nacht in der Seele geboren, oder hat ſeine Mutter ihn in einer dunkeln Kammer zur Welt gebracht?

Rembrand war ein großer Maler — der Antike, den Italienern, den Idealen, den Grazien und der Schönheit ſelber zum Trotz.

Die todten Maler.

Eines Nachmittags wandelte ich allein in den leeren Sälen des Haager Muſeums umher. Die Arme übereinander geſchlagen, betrachtete ich ein wunderſam ſchönes Bildchen an der Wand, nur einen Fuß hoch, nur einen halben Fuß breit, aber tief, wie das grüne Waldesdunkel, worin der ſchöne Jäger ſaß, am Stamme einer alten Eiche — leichtes Röckchen, offene Bruſt, nackte Beine, dazwiſchen ſein Gewehr, darunter ſein Hund — ein Bild zum Küſſen für Mädchen und ſelbſt für Männer eine Freude. Auf, auf, zum fröhlichen Jagen, lullte ich vor mich hin. Der Morgen iſt nicht weit, ſang eine Geiſterſtimme hinter mir. Im Umdrehen erblickte ich einen leichenblaſſen Mann, der eben kein Anderer war, als der Jäger, den ich auf der Leinewand bewundert, nur anders

gekleidet. Statt des leichten Jagdrocks ſteckte er in einem Wams von weißer Seide mit faltigen Aermeln, über die nackten Beine hatte er ſtahlgraue faltige Hoſen gezogen, die unterm Knie feſtgebunden und mit zwei zierlichen Schleifen verſehen waren, auf dem Kopf trug er einen braunen Hut mit überhängenden weißen Federn, an der Hand Manſchetten, unterm Hals geſtickte Bäffchen, einen Degen an der Seite — ganz wie der vornehme und begüterte Stand im ſiebzehnten Jahrhundert ſich zu tragen pflegte. — Wer ſind Sie, mein Herr, fragte ich erſchrocken. — Ari de Vois, der Maler dieſes Bildes, antwortete die Geſtalt und ſchien über meine Befangenheit zu lächeln. — Wer biſt Du, rief ich. — Ari de Vois, wiederholte der Mann ganz ruhig. Laß Dich das nicht anfechten, ſetzte er hinzu; ich bin allerdings ein Geiſt, ein Geſpenſt, aber was thut das, wir müſſen Alle mal Geſpenſter werden. Folge mir, wenn Du Luſt haſt; ich bringe Dich in gute Geſellſchaft. Ich ging ihm nach, ohne es zu wiſſen und zu wollen. Im erſten Nebenſaal wandelten mehrere Geſtalten auf und ab. Das Weib ſitzt nicht feſt, murmelte ein wohlbeleibter ſchwarzeingehüllter Mann, indem er zugleich mit ſeinem ſchwarzen Federhut auf ein modernes Gemälde hindeutete, das erſt kürzlich da aufgehängt worden war. Was willſt Du damit

ſagen, fragte ein kleines, blaß und kränklich ausſehendes Männchen. — Was ich damit ſagen will, Lukas, verſetzte der Schwarze, und fuhr ſich mit der Hand durch den Wulſt krauſer Haare; ich will ſagen, das geleckte Geſchöpf da ſteckt nicht wirklich in der Leinwand, ſondern iſt nur von außen angeklecksſt. — Mein Führer zupfte mich am Rock. Das iſt Rembrand, ſagte er; ſchreibe, Du haſt Rembrand geſehn, und Lukas von Leiden, der kleine Blaſſe iſt Lukas. Lukas iſt ſchon ziemlich was länger todt, als wir Anderen, mit Ausnahme von Martin Heemskerk, der auf der Fenſterbank ſitzt, und ſeine dürren ſcholaſtiſchen Beine übereinander ſchlägt. — Da irren Sie ſich, mein Wertheſter, ſagte ich haſtig, Martin Heemskerk iſt viel ſpäter geſtorben, als Lukas von Leiden. Als ich dieſe Worte herausgeſtoßen hatte, ward ich roth und blaß, und ich begriff nicht, woher ich den Muth dazu genommen. — Heemskerk! ſchrie Ari de Vois, wie ſteht es damit, biſt Du früher geſtorben als Lukas, oder iſt Lukas früher geſtorben, als Du. Heemskerk lachte und ſagte, ich habe den kleinen Lukas mit zu Grabe getragen — er war nicht ſchwer. Du warſt mit dabei, langer Pieter, oder Pieter Aartſen, wie Du Dich lieber nennen hörſt. Es war anno domini als man ſchrieb funfzehn hundert drei und dreißig. Den funfzehnten September, lispelte

Lukas. Ich sehe, sagte Ari de Vois zu mir, Du bist in der Malergeschichte besser bewandert, als ich selbst. Ich bin früh aus der Zunft herausgekommen, ich heirathete ein junges reiches Weib, die sich verliebt hatte in meine nackten Beine. Du meinst, sagte ich, in Deine herrlichen Mannsbilder, Deine Fischer, Jäger, Spielleute, in welcher Art kleiner idealer Bilder Du in der That einzig bist. Wie Du willst, entgegnete Ari, meine Beine waren auch nicht von Stroh. Sieh nur den alten Bloemart, wie verliebt er seine Göttinnen im Olymp anäugelt, man sieht's dem alten Gecken an, daß er in Paris gewesen ist. — Sieh da, alle Historienmaler beisammen. Die beiden eleganten Ritter Karl de Moor und van der Werft becomplimentiren sich auf die anmuthigste und umständlichste Weise von olim. Wie sie ihre Oberleiber vornüber biegen, wie sie ihre Arme sinken lassen, wie sie sich drehn und schwenken, mit welch zierlichen Schritten sie gegen einander anwachsen, wie sie sich über Kreuz und über Quer an die Brust drücken — Rembrand wühlt sich ärgerlich im Pull, Jordaans wirft seine blaue Mütze in die Höhe und Jan Lievensze hält sich den Bauch vor Lachen. —

Welcher Lärm! Das ist ja Steen, er wankt, er singt, er wird seinen letzten Rausch in alle

Ewigkeit nicht ausſchlafen. — Jan Steen, oder wer es war, drehte ſich das Barett auf dem Kopf herum und ſang: nur immer langſam voran, nur immer langſam voran, daß die Amſterdammer Schützterei mir nachfolgen kann. Hinter ihm her marſchirten tact- und ehrenfeſt, Tambour vorauf, Fähnlein in der Mitte, eine kleine Schaar bärtiger Männer. Willkommen, Ihr Schüttermaler von Amſterdam, rief Rembrand, willkommen Ihr würdigen Herren, mein Herr Gobert Flink, mein Herr van der Helſt, mein Herr ver Schoten, meine alten werthen Freunde und Schüler allzumal. Da habt Ihr Euch einen ſaubern Capitän gewählt, fügte er hinzu. Wo ſteckt er nun, das Weinfaß. Meinſt Du mich, ſagte Jan Steen, und duckte aus einem Winkel des Zimmers auf, wo er in der Zwiſchenzeit etwas in aller Eile auf den Boden gemalt hatte. — Was machſt Du da. — Ich wundere mich, ſagte Jan Steen. — Worüber wunderſt Du Dich, Narr, fragte Rembrand ungeduldig. — Ich wundere mich, daß Einem die Goldſtücke hier vor den Füßen liegen, die Menſchen zu unſerer Zeit wußten den Werth des Goldes beſſer zu ſchätzen. — Wo, wo? fragte Rembrand, wo liegt Gold? — Hier. — Rembrand war mit drei Schritten an der bezeichneten Stelle, bückte ſich und merkte den Betrug, den Jan Steen

ihm gespielt hatte. Alle Maler lachten. Heemskerk klatschte sich auf seine brettharten Schenkel. Jan Lievensze rief nach einem unmäßigen Gelächter, nein, man könnte sich zu Tode lachen, wäre man nicht zufällig schon gestorben. Rembrand sagte ärgerlich zu Jan Steen, Du bist ein Narr und bleibst ein Narr und wenn Du auch noch tausend Jahre im Grabe liegst. Amen! rief Jan Steen. Dann wandte er sich an Jan Lievensze, der erschöpft vom Lachen tiefen Athem holte. Komm, Bruderherz, sagte er zu ihm, komm mit mir.

Ari de Vois sagte, ich bin neugierig, wohin sie wandern. Wir gingen hinterdrein. Auf der Thürschwelle rannte das Paar, das sich in Arm gefaßt hielt, gegen eine Gestalt, welche sich vergeblich bemühte an der Seite vorbeizukommen. Ruisdal! schrie Jan Steen, alter Ruisdal, einsamer Freund des murmelnden Bachs, Geliebter der Wassernixen, Vertrauter der Frösche, unsterblicher Kataraktenmaler, passire durch diese Thür, so breit Du bist, wir machen Dir Platz, denn Jan Livensze und ich, wir haben den allererdenklichsten Respect vor Wasser und Wassermalern. Süß oder Salz, gleichen Respect, daher passirt nur Bakheisen, van der Velde, nur zu, nur durch, haltet Euch nicht auf, wenn's gefällig, Eure Mäntel riechen gar zu stark nach Schiffstheer und Seewasser: — Gott-

lob, daß dieſe Seeungethüme vorüber ſind, ſie machen mich unwohl. Da ſtößt man doch wieder auf ordentliche Landgeſchöpfe, auf den heerdenlichen Berghem, den wilden Savrey, den braunen romantiſchen Svaneveld, den ſilbernen Du Jardin — guten Tag Leute — Du Jardin, wie lange iſt es her, daß Du nicht in Italien warſt. Paul de Potter auch. Paul, Paul! wie konnteſt Du der Prinzeſſin Amalie von Solms-Braunfels eine piſſende Kuh auf die Leinwand malen. Einer Prinzeſſin eine piſſende Kuh! Du haſt ein Gewiſſen wie ein Schlachterhund. Paul Potter ſtrich ſich die rothen Haare aus dem Geſicht und ſagte, es ärgert mich noch im Grabe, daß ich mir ſo viel Mühe gegeben für die Prinzeſſin. Stehe Tage lang auf der Weide, laufe hierhin, dorthin, mit Papier und Stift, ſehe jeder Kuh, die ihren Schwanz aufhebt in den After, male meine Kuh in der natürlichſten Stellung von der Welt, drücke jede Verrenkung, jede Muskel aus, die ein ſolches Beeſt beim Piſſen verzieht, dann kommt mir einer von den Hofſchranzen anſpatziert, beäugelt das Bild, und giebt mir den freundſchaftlichen Rath, die Prinzeſſin damit nicht zu erzürnen. Daß ich! Als wenn nicht eine Kuh, die gut pißt, hundert Ducaten mehr werth wäre, als eine Kuh, die nichts macht. Freilich faſelte der Schranze von Anſtand,

Beleidigung des Zartgefühls und dergleichen; aber ich ſehe nicht ein, wie eine piſſende Kuh das Zartgefühl einer Prinzeſſin beleidigen kann. Malte der große Rubens einen piſſenden Prinzen (†), warum ſollte ich nicht eine piſſende Kuh malen? Hab ich doch den Geruch nicht mitgemalt. — Du haſt Recht, Paul, lachte Jan Steen; allein in Deiner Stelle hätte ich der Kuh einen ſilbernen Nachttopf untergepinſelt, ſo hätte die Prinzeſſin wohl geahnt, daß Deine Kuh keine gemeine alltägliche Kuh ſei, die ſchlankweg auf den Boden ſtrullt, ſondern vielleicht eine verzauberte Prinzeſſin, die in ihrem viehiſchen Zuſtande ſich noch des Silbergeſchirres vom Hofe ihres Herrn Papa's bedient. Nun, auf Wiederſehn, Paul, auf Wiederſehn Du Liebling unſers Schutzpatrons Sankt Lukas, der eben ſo wie Du ein Ochſenmaler war, wie man aus ſeinem apoſtoliſchen Thierzeichen erſieht. — Gelobt und geprieſen ſei unſer Schutzpatron Lukas, ſagte Paul Potter, Lukas, der uns alljährlich an ſeinem Namenstage vom alten Herrn die Erlaubniß auswirkt, wieder einmal im Licht umher zu ſpatzieren. Dort unten aber iſt es ſchauerlich, man ſieht weder Ochſen noch Kühe, noch grüne Wieſen, nur Sand und wieder Sand und ſcheußliches Gewürm. — Wer ſpricht da ſo verächtlich von Würmern,

ſchwirrte und krächzte eine Fledermausſtimme aus einem Winkel des Saals. — Otto Marzelis, was machſt Du da oben? rief Jan Lievensze. — Ich zähle die Augen einer Kreuzſpinne, antwortete die Stimme aus der Höhe. — Wo ſteckt der Schnüffler, fragte Jan Steen, ich höre ſeine Stimme wohl, aber ich ſehe ihn nicht. — Höher hinauf, dort oben in der Ecke. — Oben an der Wand, mit dem Kopf unter der Gypsdecke, ſaß oder hing ein kleiner grüner Knirps, der mit beiden Armen ſich ſchwebend erhielt am Stiel einer Eule, deren rauhes Ende er gegen den Fußboden ſtemmte. Dies kleine Geſpenſt hatte ganz das ängſtliche Lupengeſicht des berühmten holländiſchen Inſektologen Swammerdam, deſſen Büſte ich in einer Kirche zu Delft geſehen, ganz dieſe Neuntödteraugen, dieſe vom Bücken aufgeſchwollene Naſenwurzel, die geſperrten runden Naſenlöcher, den gekniffenen Mund. — Kerl, rief Jan Lievensze, plagt Dich der Teufel, willſt Du gleich herunter, warte, ich will Dich holen; und damit ergriff er den Eulenſtaken mitſammt dem Männchen, das oben daran ſaß und wie ein geſpießter grüner Käfer mit den Beinchen zappelte. Dann trug er ihn mitten durch die hohe Saalthür, die Uebrigen hinterher und Jan Steen rief mit einer Ausruferſtimme: hier iſt zu ſehen der große

Schnüffler, Otto Marzelis, weiland Maler und Inhaber einer Menagerie von Flöhen, Raupen, Spinnen und allem möglichen Gezieser und Ungezieser, das auf Erden kriecht oder in Lüften ſchwirrt. Heran, heran! hier iſt zu ſehen u. ſ. w. Halt, ſchrie das kleine Männchen, halt Jan Lievensze, thu mir den einzigen Gefallen und laß mich an den Floh kommen, der dort auf der Staffelei ſitzt. — Gewährt, ſagte Jan Lievensze und hielt ihn über die Staffelei, worauf ein halbfertiges Blumenſtück nach Huyſum lag, woran ich eine junge Dame hatte arbeiten ſehn. — Welch ein Engel von Floh! ſchrie der Miſtkäfer; hat man je ſolch einen Floh geſehn. Glücklich iſt der Leib, welcher ihn getragen, ſelig ſind die Brüſte, welche ihn geſäugt. — Marzelis, rief Jan Steen, Du verdienſt, daß ich Dich zum Ritter vom Floh ſchlage, hier haſt Du Deinen Orden — er packte den Floh und ſetzte ihn dem Kleinen auf das grüne verblichene Mäntelchen — und hiermit empfange den Ritterſchlag — er ſchlug ihn mit der Mütze ſo ſtark in den Nacken, daß der Kopf des Kleinen vorüberfuhr, ſein Rüſſel gegen die Spitze der Eule ſtieß und er ſelbſt ſchreiend herabfiel. Allgemeiner Jubel. Darüber ging die Thür des Directors auf. Der Director trat heraus mit verſtörtem Geſicht und rief, was iſt das hier, meine Herren? —

Nichts! ſagte Jan Steen ganz unbefangen; ich ſchlug ſo eben den Otto Marzelis, vulgo der Schnüffler genannt, zum Ritter vom Floh. — Wer ſind Sie, mein Herr, fragte der Director. — Mein Herr, ich bin Jan Steen. — Poſſen! Was bedeuten dieſe Kleider, dieſe Larven, worin Sie ſich vermummt haben; das Muſeum, meine Herren, iſt kein Ort, um Faſchingsſpiele aufzuführen. Zeigen Sie mir Ihre Einlaßkarten, wenn's gefällig — meine Herren, ich bin der Director des Muſeums und verlange Ihre Einlaßkarten zu ſehen. — Deine Einlaßkarte, Deine Einlaßkarte, Deine Einlaßkarte, riefen greulich-luſtig im nachäffenden Ton die Maler ſich einander zu, indem Jeder die Hand gegen ſeinen Nachbar ausſtreckte. Mein Herr Director, ſagte ein Maler im braunen Mantel, geſtützt auf den verroſteten ſtählernen Griff eines alten Reiterdegens, mein Herr Director, halten's zu gut, wir haben keine Einlaßkarten. — So ſoll das Wetter fahren in den Conciergen, brauſte der aufgebrachte Director, und war im Begriff, nach unten zu ſtürzen, um dem armen Mann den Kopf zu waſchen. Halt, rief der Mann im braunen Mantel, wobei er mit dem Fuße auf den Boden ſtampfte, daß die großen Reiterſporen, die er trug, mit den Fenſtern zuſammenklirrten; halt, mein Herr Director, wird ſind

nicht durch die große Thür gekommen, der Concierge ist unschuldig. — Also aus dem Keller, fragte der Director. — Aus dem Keller! antwortete eine Stimme aus dem Haufen, welche noch tiefer kam, als aus dem Keller. Wer sind Sie, stotterte der bebende Director. — Ich, ich bin Philipp Wouvermann — und ich bin Adrian Brauer — und ich bin Franz Mieris — und ich bin Gabriel Metzü — und ich bin Gerhard Dow — und ich bin Jan Lievensze — ich van Schalken — ich Terburg — ich Ari de Vois, sagte mein Begleiter, und Jan Steen sang

Es weiß die ganze Nachbarschaft,
Was ich für'n Vogel bin.

Meine Herren! stammelte der arme Director — Auf Leute, sagte der Maler im braunen Mantel, der sich Philipp Wouvermann genannt, auf, laßt uns dem Director zeigen, daß wir die Maler sind, für welche wir uns ausgeben. Pinsel und Paletten her, sagte er darauf im befehlenden Ton zum Director. In mechanischer Angst holte der Director Pinsel und Paletten aus seinem Zimmer. Jeder an sein Stück! rief Philipp Wouvermann, und fuhr mit der flachen Hand über ein Gemälde, welches die Ankunft einer Gesellschaft zu Pferde in einem Wirthshause vorstellte. Was seine Hand berührte, verblich und erlosch — in

drei Secunden war vom schönen Stück nichts übrig als die graue Todtenfarbe, wie die Maler die erste Deckfarbe nennen. Der Director stieß einen Schrei des Entsetzens und der Verzweiflung aus, mich durchrieselte ein eiskalter Schauer. Die andern Maler thaten dasselbe, jeder fuhr mit der Hand über ein Gemälde, Jan Steen über einen Jan Steen, Metzü über einen Metzü, bis eben so viel Gemälde, als Personen im Zimmer, außer mir, dem Director und dem Fortwinselnden Ritter vom Floh sich in Aschfarbe verwandelt hatten. Das wäre gethan, sagte Philipp Wouvermann; nun frisch an die Arbeit, Jeder stelle sein Stück wieder her. — Die Maler mischten die Farben auf der Palette und fingen an zu pinseln. Nie hat die Welt solche Pinselei gesehn, die Pinsel fuhren auf und nieder, fuhren kreuz und quer wie gemeine Thürstreicherpinsel, und jeder Strich war ein Bein, ein Kopf, ein Hals, ein Fuß, ein Arm, ein Glas, ein Tisch, ein Fenster, ein Baum — Gerhard Dow, der im Leben nie anders malte, als mit selbst verfertigten Pinseln, mit Farben auf Krystall gerieben, Gerhard Dow, der an einem fertigen Besenstiel noch für drei Tage zu malen fand, derselbe brachte einen Besenstiel in weniger als drei Secunden zu Stande. Wouvermann rief frisch, frisch, frisch, die Pinsel gingen husch, husch,

husch, ich rieb mir ungläubig die Augen, der Director schlug die Hände über den Kopf zusammen, und die Maler waren fertig, ehe wir es uns versahen, ja ehe wir es sahen. Hier, Director, rief Jan Steen, hier ist mein Zahnarzt — hier ist mein Jäger, rief Gabriel Metzü — hier ist der meinige, rief Ari de Vois — hier ist mein Trompeter, rief Terburg — hier meine schmauchenden Bauern, rief Brauer — hier meine junge Hausfrau mit dem Wiegenkinde, rief Gerhard Dow — hier mein kleiner Seifenblaser, rief Franz Mieris — hier mein Uringlasgucker, rief van Schalken — hier — der Director sah und hörte nichts mehr, er lag ohnmächtig neben dem Ochsen von Paul Potter. Vor Schreck und Mitleid wachte ich auf.

Die holländiſche Schule.

Es ſtreift ans Unbegreifliche, welche Menge von Malern von entſchiedenem Talent und großen Leiſtungen das ſechszehnte Jahrhundert in Holland erzeugt hat. Ich pflege zu ſagen, es gab damals mehr große Maler in Städten, wie Delft, Leiden, Harlem, Amſterdam u. ſ. w., als es gegenwärtig Anſtreicher und Thürpinsler gibt. Und das iſt wahrlich nicht übertrieben. Glaubt man nach jahrelangem Studium holländiſcher Meiſter ſo ziemlich alle Namen von Bedeutung zu kennen, ſo muß man ſich faſt täglich von ſeinem Irrthum überführen laſſen, und bald aus dieſem, bald aus jenem Winkel ein unbekanntes Geſicht auftauchen ſehen. Die erſte Anregung kam freilich von Antwerpen, und nach Antwerpen aus Italien. Allein die holländiſchen Künſtler fanden ſich bald im nationellen Element zurecht und haben daſſelbe, mit

Ausnahme einiger Wenigen, glücklich bis auf dieſe Zeit feſt gehalten *). Ihre Stücke ſind in der ganzen Welt zerſtreut, und es erregt nicht allein die Zahl der Künſtler, ſondern auch die Zahl ihrer Producte, Staunen und Bewunderung. Wie der Seidenwurm nichts thut und thun kann als ſpinnen, bis er ſich todt geſponnen, ſo ſcheinen auch dieſe echten Künſtler nur malend gelebt und mit der Palette in der Hand geſtorben zu ſein.

Die mir bekannten und beſonders werthen Künſtler finde ich in meinen Papieren, auf meine Weiſe nach gewiſſen Haupt- und Lieblingsfächern eingetheilt, mit Namen und Jahreszahlen aufgezeichnet, und theile das Verzeichniß hier dem Leſer mit, der mir vielleicht einigen Dank dafür wiſſen wird. Kurze charakteriſtiſche Noten, die ich beigeſchrieben hatte, ſtreiche ich aus, ſie gehören mehr mir, als dem Publicum an. Von den Meiſten giebt es Stücke auf dem Muſeum zu Amſterdam und im Haag; wo dies nicht der Fall, habe ich angemerkt. Noch einmal bemerke ich, daß mein

*) Kruzeman im Haag, gegenwärtig einer der geachtetſten Portrait- und Hiſtorienmaler, italienert, wie früher Karl de Moor, Laireſſe und der ältere Blumaert.

Zweck nicht Vollständigkeit war. Ich schreibe keinen Namen, von dem mir nicht dies oder jenes Meisterstück vor der Phantasie schwebt.

Alte biblische Maler.

Lukas von Leiden, oder, wie die Franzosen ihn nennen, Lukas von Holland, geb. 1494, gest. 1598 zu Leiden.

Johannes Schoorl, geb. 1495 bei Altmaar, gest. 1562 zu Utrecht.

Heemskerk, geb. 1498 zu Harlem. Von ihm sieht man nicht in dem Museum, sondern auf dem Stadthause zu Delft vier Gemälde.

Fabelmaler.

Abraham Blumaert, geb. 1564 zu Gorkum, gest. 1658 zu Utrecht.

Gerhard von Laireſſe, geb. 1640 zu Liege, gest. 1711 zu Amsterdam.

Geschichtmaler.

Rembrand vom Rhein, geb. 1606 bei Leiden, gest. 1674 zu Amsterdam.

Ekhaut, Ferdinand Bol und andere Schüler Rembrands.

Jan Lievensze, geb. 1607 zu Leiden, geſt. —? zu Antwerpen.

de Moor, geb. 1650, geſt. 1738.

van der Werf, geb. 1659 zu Rotterdam, geſt. 1722 daſelbſt.

Geſellſchaftmaler.

1) Vornehme Geſellſchaft, Damen in Seide und Sammt u. ſ. w.

Franz Mieris, geb. zu Delft 1535, geſt. zu Leiden 1681.

Terburg, geb. 1608 zu Zwol, geſt. 1681 zu Deventer.

Schalken, geb. 1643 zu Dortrecht, geſt. im Haag 1706.

2) Ehrbares bürgerliches Hausweſen.

Gerhard Dow, geb. 1613 zu Leiden, geſt. 1680 daſelbſt.

3) Luſtiges bürgerliches Hausweſen.

Jan Steen, geb. 1636 zu Leiden, geſt. 1678 ebendaſelbſt.

Gabriel Metzü, geb. 1615 zu Leiden, geſt. 1658 ebendaſelbſt.

4) Bauerngelage.

Adrian Brauer, geb. 1608 zu Harlem, geſt. 1640 zu Antwerpen.

Adrian Oſtade, geb. 1610 zu Lübbek, einem brabantiſchen Dorfe, geſt. 1685 zu Harlem.

Kornelius Bega, geb. 1620 zu Harlem, geſt. 1664.

5) Schützengilden.

Flink, geb. 1616 zu Kleve, geſt. 1660 zu Amſterdam.

Keizer, geb. 1630, geſt. 1693 zu Amſterdam.

van der Helſt, geb. 1613 zu Harlem, geſt. 1670 zu Amſterdam.

ver Schoten.

6) Räuberſcenen.

Pieter de Laar, genannt Bambutſchio, geb. zu Lare 1613, geſt. 1675 zu Harlem — nicht auf den Muſeen.

7) Kleine ideale Bilder.

Ary de Vois, geb. 1631 zu Leiden, geſtorben (?).

Portraitmaler.

Barendz, geb. 1534, geſt. 1632 (?).

Miereveld, geb. 1568 zu Delft, geſt. 1641.

Franz Hals, geb. 1584 zu Mecheln, geſt. 1666 zu Harlem.

Honthorſt, geb. 1592, geſt. 1680.

Kasper Netſcher, geb. zu Heidelberg oder Prag 1639, geſt. im Haag 1681.

Bemerkung:

Lukas von Leiden, Rembrand und ſeine Schüler, Franz Mieris, Gabriel Metzü, Jan Lievensze, Karl de Moor und überhaupt ſehr Viele der bisher genannten Maler, haben ſich auch in Portraiten ausgezeichnet.

Landſchaftmaler.

Pulenburg, geb. zu Utrecht 1586, lange in Italien.

Berghem, geb. 1624 zu Harlem, geſt. 1683.

Wynants, geb. 1600 zu Harlem, Lehrer von van der Velde und Wouverman.

Herman Sachtleven, geb. zu Rotterdam 1509, geſt. zu Utrecht 1685.

du Jardin, geb. 1640 zu Amſterdam, geſt. zu Venedig 1678.

Pynaker, geb. 1621 zu Pynaker in der Nähe von Delft, geſt. 1673.

Svaneveld, geb. 1620 zu Boerden, geſt. 1690 zu Rom. Er führte den Zunamen Eremit, auch Herman der Italiener.

Ruisdal, geb. zu Harlem 1640 (1636) geſt. 1681 ebendaſelbſt.

Die Brüder Both, geb. zu Utrecht, lange Zeit in Italien. Andreas ſtarb 1650, Johannes bald nachher.

Seemaler.

Vroom, geb. 1566, geſt. 1617 zu Amſterdam.

Simon de Vlieger, geſt. 1602 zu Amſterdam.

Bakhuiſen, geb. zu Embden 1631, geſt. 1709 zu Amſterdam.

Lingelbach, geb. zu Frankfurt 1625, geſt. zu Amſterdam 1711.

Abraham Stork, geb. zu Amſterdam 1650.

Wilhelm van der Velde, geb. zu Amſterdam 1633, geſt. zu London 1707.

Verſchür.

Thiermaler.

1) Jagdthiere.

Jan Wennix, geb. zu Amſterdam 1644, geſt. 1719 daſelbſt. (Haſen.)

Von Hondius, der Hunde, Falken, Pferde malte, und in London ſtarb, gibt es in den Muſeen kein Stück.

Der berühmte Snyders war ein Antwerpener.

2) Schlachtthiere.

Nikolaus Berghem.

Paul Potter, geb. 1625 zu Enkhuisen, gest. 1654 im Haag.

Adrian van der Velde, geb. 1639 zu Leiden, gest. 1672 zu Amsterdam.

Simon van der Does, geb. 1653 zu Amsterdam, gest. 1717 zu Antwerpen.

3) Pferde.

Albert Cuyg, (sprich Keug), geb. 1605 zu Dortrecht, wo er die berühmten Dortschen Pferdemärkte malte.

Philipp Wouverman, geb. zu Harlem 1620, gest. 1668 daselbst.

Verschüring — nicht in den Museen — geb. zu Gorkum 1627, gest. 1690.

Hügtenburg, geb. 1646 zu Harlem, gest. 1733 zu Amsterdam.

4) Vögel.

Hondekuter, geb. zu Utrecht 1626, gest. 1695 ebendaselbst.

5) Fische.

Israel van Duinen — nicht in den Museen.

6) Wilde Thiere.

Heinrich Roos, geb. 1631 in der Pfalz, geſt. 1685 zu Frankfurt a. M. — aus der holländiſchen Schule — nicht in den Muſeen.

Rulant Savery, geb. zu Courtray, 1576, geſt. zu Utrecht 1639.

7) Gewürm.

Otto Marzelis, geſt. 1673 — nicht in den Muſeen.

Durchſichtmaler.

Van der Meer, von Delft.

Van Deelen, Schüler von Franz Hals.

Van Baſſen, geb. ungefähr um 1580.

Steenwyk, geſt. 1603 zu Frankfurt a. M.

de Witt, geb. 1607 zu Alkmaar, geſt. 1692 zu Amſterdam.

Saenredam, geb. 1597.

Thomas Wyk, geb. zu Harlem 1616, geſt. 1636.

Prins, geb. 1758, geſt. 1805.

Bemerkung.

Unter dieſes Fach kann ich ſehr füglich auch die großen alten Glasmaler bringen, welche in den holländiſchen Städten, namentlich zu Gauda, die Kirchenfenſter malten.

Blumen- und Fruchtmaler.

Van Heem, geb. zu Utrecht 1600, geſt. zu Amſterdam 1674.

Mignon, geb. zu Frankfurt a. M 1639, geſt. 1679.

Evert van Aalſt, geb. 1602 zu Delft, geſt. 1658.

Huyſum, geb. 1682, geſt. 1749 zu Amſterdam.

Ruiſch, geb. 1664, geſt. 1750.
Roepel, geb. 1679, geſt. 1748.
Jan von Os, geb. 1741, geſt. 1808.

Bemerkung.

Göthe in ſeinem hübſchen Aufſatz über die Blumenmalerei macht darauf aufmerkſam, daß die Blumenmalerei genau zuſammenhänge mit der Blumenliebhaberei, welche bekanntlich in Holland ſich zur Leidenſchaft ſteigerte. Seit der Zeit des erſten großen Blumenmalers, des Jeſuiten Daniel Seghers, der 1590 zu Antwerpen gebohren wurde, bis auf den heutigen Tag, zählt man eine ununterbrochene Reihe von geſchickten Blumenmalern beiderlei Geſchlechts, und allem Anſchein nach, wird dieſe Gattung der Kunſt, wenigſtens in Holland, in ihrem Anſehn ſich behaupten. Gelegentliche Blumenmaler, wie

Pauſias unter den Alten, gab es mehrere in Holland. So habe ich von Wennix die ſchönſten Blumen als Beiwerk zu ſeinen Thierſtücken geſehn. Unter den Flamändern malte Jan Breughel in ſeiner erſten Zeit nichts als Blumen und Früchte; Daniel Seghers war ſein Schüler.

Die Gemälde auf dem Stadthause zu Leiden.

Die Stadthäuser in Holland bewahren fast ohne Ausnahme Schätze der alten Malerkunst, die zu einer Zeit bestellt und angekauft wurden, als es noch keine öffentlichen Gemäldegallerien in Holland gab. Es sind diese Gemälde ehrwürdige Zeugen sowohl von dem Beistande, den Rath und Bürgerschaft den ausübenden Künstlern gewährten, als von deren Kunstliebe und Kunstschätzung, wornach sie glaubten, die öffentlichen Gebäude der Stadt weniger durch prachtvolle Tapeten und Geräthe, als durch die Producte des höheren Genius zu verzieren. Das war die echte Art, die Kunst selbst zu heben und ihre Ausübung zu befördern, und diesem Gefühl vielleicht mag ich es zuschreiben, daß die Gemälde der Stadthäuser bei ihrer Be-

ſchauung mir einen größeren Reiz gewährten, als, bei gleicher Vollkommenheit, die Gemälde der Gallerien, und daß ich gegenwärtig eben von einer kleinen Zahl dieſer Gemälde ſprechen will, da ich ſonſt in der Amſterdammer und Haager Gallerie die Hülle und Fülle von Gemälden zu beſchreiben vor mir hatte, wenn mich anders darnach ſehr gelüſtete. Denn beſchreiben, Gemälde beſchreiben, iſt ſonſt überall meine Sache nicht. Gemälde kann und darf man eigentlich gar nicht beſchreiben, ſie ſind nicht gemalt, um beſchrieben, ſondern um geſehn zu werden; allein die Feder iſt bei unſern Schriftſtellern gewohnt, ihre ſpitze Naſe in viele Dinge zu ſtecken, die ſie gar nichts angehn. Ich ſelbſt freilich ſündige in dieſem Punct, allein, und das iſt zwar kein Troſt, aber eine Entſchuldigung, niemand vermag ſich von den Fehlern der Zeit frei zu halten. Die Alten ſind auch hier unſre Muſter, denn die Schriftſteller, denen wir Beſchreibung von berühmten Gemälden und Bildſäulen verdanken, gehören, wie Plinius, der ſpätern unclaſſiſchen Zeit an.

Komme ich nach dieſer Einleitung zu den Gemälden des Leidener Stadthauſes. Sie ſind in drei oder vier Zimmer vertheilt. Im erſten hängt das merkwürdigſte, das bekannte und oft beſchriebene jüngſte Gericht des Lukas von Leiden. Im

Mittelſtück ſchwebt Chriſtus auf einem Wolkenſitze, rechts und links an deſſen Seite die zwölf Apoſtel, darunter, zu ihren Füßen ein unabſehliges leeres Feld, aus dem, wie Schiffbrüchige, hin und wieder die Todten auferſtehn. Im Vorgrunde ſieht man zwei Gruppen Auferſtandener, die zur Linken werden von Engeln in den Himmel, die zur Rechten von Teufeln in die Hölle abgeführt. Himmel und Hölle ſind abgebildet auf den beiden Flügeltafeln des Gemäldes, die ſich auf- und zuklappen laſſen. Im Himmel gehn die guten Seelen unter grünen Bäumen ſpatzieren und ſchauen die Glorie Gottes. In der Hölle werden die Böſen mannigfaltig geplagt und gepeinigt und es iſt mehr Abwechſelung darin. Viele werden von einer Brücke in die Pech- und Schwefelflammen hinabgeſtürzt und irgendwo macht ſich ein Teufel das teufliſche Vergnügen, eine unglückliche Schönheit als Reitpferd zu gebrauchen. — Die Färbung des Ganzen iſt leicht und blaß, die Frauen vor Allen ſind äußerſt farbenzart und dabei überraſchend ſchlank und üppig und gar nicht in der eckigen Manier der Zeit. Man ſieht offenbar, daß Lukas nicht nur nach dem Nackten malte, ſondern auch Schön von Häßlich zu unterſcheiden verſtand. Im Hölliſchen ging aber Breughel ihm über.

Außerdem acht Stücke von ver Schoten,

Hauptleute und Fähndriche der Stadt Leiden im Aufzuge darstellend. Ganz Rembrands derber Pinsel. Auch die Gewänder, Waffen und Zierrathen sind fleißig ausgemalt. Figuren, die fest und lebendig auf der Leinewand halten.

Scipio Africanus von Jan Lievensze. Schönes Bild. Scipio empfängt den dankenden Bräutigam mit einem Adel in Haltung und Gesicht, den so römisch zu verstehn und wiederzugeben ich kaum dem Jan Lievensze zugetrauet.

Brutus von Karl de Moor. Mißfällt trotz glänzender Farben und eleganter Zeichnung. Brutus sieht seinen Sohn enthaupten und lächelt, nicht bitter oder angstvoll, sondern fade, als würde seinem Söhnchen zum Ball der Kopf frisirt.

Van der Werf und die Einwohner Leidens von dem Maler de Bree. Ein mächtiges Wandstück, das mich wenig befriedigt.

Die Glasfenster der Kirche zu Gauda.

Die berühmten Glasmalereien der Kirche zu Gauda veranlaßten mich einen Abstecher nach diesem Ort zu machen. Die Reise ging über Rotterdam. Auf allen Canälen, Wiesen, Flüssen, Seen liefen Holländer und Holländerinnen Schlittschuh, oder, um mich ihrer Art zu sprechen, zu bedienen, sie fuhren Schlittschuh (schatse rijden). Auf dem Eise kennt man sie nicht mehr, sie übertreffen sich selbst, wenn sie sich die Eisen unterbinden. Aus steifen, ungelenken und schwerfälligen Leuten verwandeln sie sich in das Gegentheil und wiegen und bewegen sich schlank und anmuthig hin und her auf dem glatten Boden. Kunststücke üben sie nicht, solche waren auch dem größten deutschen Schlittschuhläufer, Klopstock, zuwider. Vermöge

der langen Schnäbel, welche die holländiſchen Schlittſchuh, zumal die frieſiſche Art derſelben, haben, wird ihnen auch das kurze und häufige Uebertreten läſtig und gefährlich. Dagegen kann kein Geometer einen beſſern Halbzirkel ſchlagen, wie ſie im Laufen einen nach dem andern bilden. Es macht ihnen viel Vergnügen, ſich anzufaſſen und reiheweis zu laufen. Ein Paar junge Leute, die Gewandteſten, ſind dann die Flügelmänner, die Weiber laufen im Centrum. Noch immer ſieht man die vornehmſten Damen flüchtig auf dem Eiſe umherſtreifen, doch beſonders an Orten, wo nicht die große Menge läuft. Mehrere Tauſende ſah ich auf den Wieſen vor dem Haag bis nach Rysswik zu.

Etwas ſchwerer als die Kunſt, Figuren in Eis zu malen, iſt die andre, Figuren auf Glas zu malen. Dieſe ſchien ſogar eine Zeitlang ganz verloren, bis man ſie in neuerer und neueſter Zeit wieder zum Vorſchein gebracht und ausgeübt hat. Allein noch jetzt kennt man die wohlfeilen Mittel nicht, deren ſich die Künſtler des funfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderts bedienten. Die Stadt Verden hat ganz neuerdings ihren neuausgebauten Dom auch mit Glasfenſtern verſehn. Dieſe koſten aber, wie ich höre, eine ſehr namhafte Summe, ſiebzig bis achtzig tauſend Thaler. Die Summe,

die es koſtet, hätte freilich unſre Vorväter nicht abgehalten, die Fenſter ihrer Kirchen auszumalen, weil ſie einmal Sinn dafür hatten und dieſer Sinn von eben ſo künſtlicher und religiöſer Natur war, und völlig mit dem gothiſchen Bauſinn im Einklang ſtand. Allein ſie befriedigten ihre Augenweide auf jeden Fall mit geringeren Koſten, als die Bürger von Verden.

Von außen iſt die Sanct Janskirche zu Gauda — die merkwürdigſte in dieſer Art in ganz Europa — ein großes, langes, unſcheinbares Gebäude mit ſägeförmigen Dächern und ſchmutzig trüben Fenſtern. Tritt man aber in die Kirchenthür — und ich rathe den Beſuchenden, ihren Eintritt durch die Thurmthür zu nehmen, ſo ſieht man vor ſich einen ſteinernen Wald von Säulen, fünf Reihen breit, überwölbt von laubgrünem Dache und das Ganze durchſpielt und beleuchtet durch magiſche Lichter, welche durch achtundzwanzig hohe bemalte Bogenfenſter hereinbrechen.

Wüßte ich auch keine Sylbe von der Geſchichte der Glasmalerkunſt, nichts zumal von der Geſchichte der Glasfenſter zu Gauda, ſo würde ich doch nur meinem Gefühl und dem Eindruck folgen, den dieſer Anblick auf mich machte, um die Glasmalerei dem Genius und der Zeit des alt-

katholischen und nicht des protestantischen Glaubens zuzuschreiben. Das ist kein protestantisches, das ist ein dunkelfarbiges katholisches Licht, das um die Säulen dieser Kirche blüht. Die Dortrechter Synode hat die Kanzel und die Kirche gebaut, aber die Säulen und die Glasfenster hätte die Dortrechter Synode wohl ungebaut und ungemalt gelassen.

Von den Gebrüdern Krabeth, als den Hauptkünstlern Gauda's und der Zeit, von der Glasmalerei selbst, ihrem Glanz und Schimmer, ihren kolossalen Verhältnissen, die hohen Fenster sind von unten bis oben bemalt, von den Gegenständen derselben u. s. w., könnte ich, wenn ich möchte, Seiten genug füllen, allein ich mag nicht. Man muß das Alles sehn. Ich bemerke nur, daß die Gebrüder Krabeth, die auch in Frankreich in mancher Kirche glänzende Spuren ihrer Kunst zurückließen, unübertreffliche Leute waren.

Geschichtliches Interesse erhalten außerdem die Glasfenster von Gauda durch den Umstand, daß sie allegorisch, symbolisch, historisch den Zustand der Holländer unter den spanischen Königen und aus den ersten Tagen der Republik darstellen. Einige Gläser sind noch von Philipp geschenkt, andre schon von Wilhelm von Oranien und den Bürgermeistern der befreiten holländischen Städte.

Es ist eine Geschichte der Republik auf Glas. Man sagt wohl, Glas, wie bald zerbricht das, allein es gibt noch gläsernere Dinge als Glas, zum Beispiel das menschliche Herz nnd die holländische Republik.

Neue und alte Volkslieder.

Es wird vielleicht in keinem Lande mehr gesungen und gepfiffen, als in Holland. Selten geht ein Knabe über die Gasse, der nicht die Luft mit seiner hellen durchdringenden Stimme durchschneidet. Er genießt das glückliche Vorrecht seines Alters, reine und helle Töne hervorzubringen mit sichtbarem Vergnügen. Sobald er älter wird, legt sich die dicke feuchte Luft seines Landes wie ein Dämpfer auf sein Organ, seine Stimme wird rauh und dumpf, die Lerche schweigt und der Sumpfvogel duckt aus dem Schilfe. Die Männer quärren, die Weiber kreischen. Sie sind so unglücklich daran mit ihrer Liebe zum Gesang, daß Einer desto öfter singt, je schlechter er singt; die aber gar Profession vom Gesange machen, die Bänkelsänger und umherstreifenden Troubadours, singen, daß einem die Haare zu Berge stehn.

Weil das Volk viel ſingt, hat es auch viele Lieder, alte und neue, züchtige und unzüchtige, letztere beſonders im Munde der Matroſen, im Hafen von Amſterdam und Rotterdam. Die ſehr würdige Geſellſchaft **tot nut van't allgemeen** hat von Zeit zu Zeit einige tugendhafte Volkslieder mit Melodien verfertigen laſſen; aber das Volk ſingt ſie nicht. Dagegen hat der Krieg mehrere Soldaten- und Volkslieder ausgeheckt, worunter eins von Tollers ſich auszeichnet durch eine ſehr ſangbare Melodie. Unzählig ſind die Schütterlieder, die Lieder auf Papa Chaſſé, Papa van Geen u. ſ. w. Was von neuen Liedern ſein Glück macht, wird geſammelt und geheftet in kleinen Büchern mit blauem Umſchlag, genannt blaue Buckje's. Davon kann man ſich die Hülle und Fülle ankaufen zu Rotterdam. Sie gehen ins vorvorige Jahrhundert zurück, und enthalten manche Perle aus der alten Liederzeit des Volkes. Dieſe Zeit iſt längſt vorüber, man hat das Volk in Holland, wie anderswo im Stich gelaſſen, die Philiſter haben ſich der Poeſie bemächtigt und dieſe hat unter ihren Händen ganz das Anſehen eines Harlemmer Tulpengartens bekommen. Auch in Deutſchland hat ſich freilich ſeit dem ſechszehnten Jahrhundert eine ſpießbürgerliche Poeſie außer und über der Volkspoeſie gebildet, und zwar auf Unko-

ſten der Kraft, des Gemüths, des Witzes, der Phantaſie, der Sprache unſerer Nation; aber man muß doch eingeſtehn, die deutſchen Poeten ſind zu keiner Zeit ſo glatt und öde geworden, wie ihre Nachbarn und Stammverwandten, die holländiſchen. — Die Liederbücher des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, die ſeeiſche Nachtigall, der frieſiſche Luſthof, der neue Jugendſpiegel, der Apoll oder Geſang der Muſen, der Bellerophon und andere, ſind eben ſo viele traurige Denkmäler von der Gedankenarmuth einer Geſellſchaft, welche ſich ſo gierig zeigte nach den Reichthümern beider Indien, und die auf Java, dem ſchönſten und glücklichſten Eilande der Südſee, die nationale Literatur eines dichteriſch reizbaren, freiſinnigen Volksſtammes mit deſſen Freiheit kalt und fühllos untergrub. Da ſaßen ſie zu Hauſe im Geruch ihrer Pfefferſäcke, die reichen Mijnheers, ſteif hingepflanzt mit kreideweißen Geſichtern, vor einer Tafel mit weißer Harlemmer Leinewand bedeckt und mit rothen Roſen und Nelken zierlich beſtreut, Spitzgläſer mit ſpaniſchem Wein in der manſchettirten Hand, in bunter Reihe und wohlabgemeſſenen Zwiſchenräumen mit ihren Ehefrauen, Töchtern und Bräuten — ſo ſieht man ſie eben auf den feinen Kupferſtichen, welche die ſeeiſche Nachtigall, den frieſiſchen Luſthof und die andern unſterblichen Werke dieſer Art verzie-

ren — da saßen sie, tranken und sangen mit trock, ner Seele aus Liederbüchern, welche sie mit einem reizenden Namen ihre Mopsjes nannten, die aller, trockensten Lieder, woran jede andere Kehle erstickt wäre.

Die Mopsjes sind Auszüge aus den eben ge, nannten größern Liederbüchern; man pflegte die, selben bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhun, derts auf reichen Hochzeiten als Geschenke auszu, theilen, wie denn auch meistens Hochzeitlieder ihren Hauptbestand ausmachten. Es gibt noch manche Familie in Nord, Holland, welche solche Mopsjes als Erbstücke heilig verwahrt. Sie führten ver, schiedene Namen, Enkhuiser, Purmerender u. s. w. Aber sie sang doch noch die gute Gesellschaft. Darnach ist sie ganz verstummt, oder wenn sie einmal bei festlichen Zusammenkünften den Mund aufthat, so waren es französische Operliedchen. Ihre neueren Dichter, Bilderdyk, Tollees, Bellamy und wie sie heißen, konnten wenig Sangbares zu Stande bringen, oder auch nur einen Funken Lese, Poesie in die Gemüther fallen lassen. Wie konnten sie auch einen Geschmack von dem mittheilen, was sie selbst nicht besaßen. Die beiden neuesten Dichter, die ich am öftersten nennen und preisen höre, Hoopt und Lennep, sind leider eben so philiströse Sänger und eben so wenig fähig,

den Geiſt der Poeſie über den Waſſern erſcheinen zu laſſen; man möchte denn die orangerothe Begeiſterung ihrer Gedichte für den Geiſt der Poeſie halten.

Aber — die Natur hat den Holländern die Empfänglichkeit für Poeſie verſagt? Ich wäre der Letzte, um dies zu behaupten. Ich, der ich keinem Menſchen die Liebe und die Seligkeit abſpreche, ſpreche auch keinem Volke den Sinn und die Genußfähigkeit für Poeſie ab. Apollo kann ſich ihrer erbarmen. Ein Arion kann auf dem Rücken eines Delfins im Texel landen und durch das Spiel ſeiner Leier dem dickhäutigſten Seehund und der kälteſten Schildkröte wonnige Ahnungen ins Herz flößen. Ueberdies, Holland iſt im Beſitz alter Volkslieder, welche unzweifelhaft darthun, daß die Poeſie in voriger Zeit ſowohl an den Ausflüſſen des Rheins wie an deſſen Quellen ihren Fuß geſetzt; ihr iſt, wie der Liebe, kein Fels zu hoch und kein Sumpf zu tief.

Hier folgt eine kleine Reihe dieſer Lieder, die ich, ſo gut es mir gelingen wollte, überſetzt. Das erſte iſt das älteſte und trägt am meiſten den Stempel der Nationalität. Manches gilt ſonſt den Holländern für altes Volkslied, was nur in alter Zeit den Rhein hinab geſungen wurde und aus dem Kölniſchen in Holland eindrang. Ich

halte das genannte Lied für eins der schönsten Volkslieder irgend einer Zunge. Es ist so dramatisch und epigrammatisch abgefaßt, so naiv in der Sprache, so springend in den Uebergängen, so ergreifend im Schluß, daß ich nichts mehr bedaure, als nicht das holländische Original, den meisten Lesern unverständlich, mittheilen zu können. Meine Uebersetzung ist schlecht.

Es erfordert dies Lied aber zu seinem Verständniß eine Einleitung; die holländische Geschichte aus der Zeit der Grafen möchte Wenigen bekannt genug sein. Die Meisten dieser Grafen heißen Floris oder Florenz. Ein Graf Floris überraschte die Frau seines Vasallen, Gerhard von Welsen, wie Tarquinius die Lucretia, nicht aus Uebermaß der Begierde und leidenschaftlicher Liebe, sondern um ihrem Mann den Schimpf anzuthun, wie gleich voran im Liede vermeldet wird: Der Herr von Welsen hatte eine große Sippe, diese nahmen den Grafen auf einer Jagd bei Utrecht gefangen, führten ihn von einem Schloß zum andern und unterwegs verfolgt erstachen sie ihren Gefangenen, dessen Pferd in einem Graben stecken geblieben war. Herrman von Wurden und Gisbrecht von Amstel flüchteten außer Landes, Gerhard von Welsen fiel mit den Uebrigen, nach Eroberung des Schlosses Kronenburg, in die Hände des Volks

und einiger Edeln, welche sich für die Sache des Grafen erklärt hatten. In Folge des Urtheils, das man über die Verschwörer sprach, wurden sie mit dem Schwerte hingerichtet, ihre Schlösser zerstört und ihre Kinder und Verwandte bis auf den neunten Grad Landes verwiesen, was unter dem holländischen Adel bedeutend aufräumte und dazu beitrug, den Muth der Städte zu beleben und vorzüglich der willkührlichen Macht der Grafen noch freiern Spielraum zu verschaffen. Was Gerhard von Welsen betrifft, so soll für ihn noch eine besondere, ausgesucht grausame Strafe aufgespart worden sein; die Leidener wälzten ihn auf dem blauen Stein vor dem Rathhaus in einem mit spitzen Nägeln ausgeschlagenen Faß zu Tode. Dies Schicksal des Regulus geben ihm wenigstens mehrere alte Chroniken und unser altes Lied. Allein Melis Stoke sagt nichts davon, und dies macht mir die Sache bedenklich. Melis Stoke, einer der besten und wahrhaftesten Chronikenschreiber, welcher nur ein Land sich zu rühmen hat, lebte zur Zeit des Grafen Floris und war von Allem genau unterrichtet; sein Schweigen über diese Geschichte gilt daher fast als ein Beweis ihrer Unwahrheit, besonders wenn man bedenkt, daß sie ein gefundener Bissen sein mußte für einen Chronikenschreiber. Nicht weniger verdächtig scheint mir ein

anderer Umſtand im Liede, der ebenfalls von Melis Stoke mit Schweigen übergangen wird, obgleich dieſer Geiſtliche das Leben des Grafen Floris und die Umſtände der Verſchwörung ſehr ausführlich behandelt, und man in ſeiner treuherzigen Reimerei durchaus keine Spur findet, als hätte er die etwas freien und lockern Sitten des Grafen Floris beſchönigen wollen. Nach dem Liede hat nämlich der Graf Floris die Ehefrau ſeines Vaſallen, Gerhard von Welſen, auf ihrem Schloſſe geſchändet, und zwar nicht, wie Tarquinius die Lucretia, aus Liebesbegierde, ſondern um ihrem Mann den Schimpf anzuthun und ein in der Hitze ausgeſprochenes Wort wahr zu machen. Auch nach der Reimchronik wird Gerhard von Welſen als der eigentliche Rädelsführer der Verſchwörung und der Mörder des Grafen dargeſtellt, allein dieſelbe gibt ein anderes und viel allgemeineres Motiv dafür an, nämlich den Unmuth der Adligen mit einem Fürſten, der ihren Stolz demüthigte und bei jeder Gelegenheit das Volk hervorzog und begünſtigte. Dies wird von allen alten Schriftſtellern beſtätigt. Die Dortrechter Chronik von Holland, Seeland, Friesland ſagt von Graf Floris, die Edeln hätten ihn den Gott der Kerle genannt, weil er einſt auf Einen Tag ein halbhundert reicher Eingeſeſſenen nach dem Haag beſchie-

den und ihnen ſämmtlich in Gottes und des Kaiſers Namen den Ritterſchlag ertheilt. Dagegen weiß man aber auch, daß er bei ſchöner Geſtalt und ritterlichen Neigungen ein großer Liebhaber von Frauenzimmern war, daß er ſolche in allen Gegenden auf ſeinen Schlöſſern unterhielt und die Töchter ſeiner Vaſallen zu verführen ſuchte. Sein Leichtſinn, verbunden mit ſeiner Verachtung des Adels, konnte ihn alſo möglicherweiſe in roher Zeit zu einer ſo wollüſtigen Art der Rache verführen, wie ihn das Lied an Gerhard von Welſen ausüben läßt, beſonders wenn man aus den erſten Verſen die nähere Urſache zu dieſer Rache in Anſchlag bringt. Füge ich noch hinzu, daß eine andere und ebenfalls ſehr alte holländiſche Chronik, die von Gauda, der That des Gerhard von Welſen denſelben Grund unterlegt, ſo glaube ich kaum berechtigt zu ſein, eine Entſcheidung zum Nachtheil des Liedes zu treffen und dadurch den Eindruck zu ſtören, welchen der Glaube an eine Thatſache beim Anhören eines Gedichtes hervorbringt.

Vom Grafen Floris oder Florenz dem Fünften, Sohn des Grafen Wilhelm, der als Gegenkaiſer auch in unſerer deutſchen Geſchichte bekannt iſt, ſagt die Chronik von Dortrecht, er war ſchön von Angeſicht, groß von Leib, klug und tapfer,

wohlsprechend, großmüthig, mild von Gaben, ein guter Musikus und Sänger. Gerhard von Welfen, sein Todtschläger, war nach den Worten derselben Chronik ein kluger, großmüthiger und tapfrer Ritter. —

Wer will hören ein neu Lied.

Wer will hören ein neu Lied,
Hört zu, ich will's euch singen.
Wie Gerhard von Welsen Graf Floris verräth,
Sind wundersame Dinge.

Graf Floris an Gerhard von Welsen frug,
Gerhard von Welsen, ihr müßt heirathen,
An ein Weibchen, hat Gut genug
Und ist auch sehr säuberlich.

Die Schande geschehe mir nimmermehr,
Daß ihr mich bringt in solch Gerücht,
Sprach Gerhard von Welsen zu seinem Landsherr;
Eure alten Schuhe will ich nicht.

Von Welsen mein lieber Neff auserkoren,
Hättet ihr die Worte was besser geleit't;
Und habt ihr bei eurem Ritterhals geschworen
Ihr sollt sie tragen, es sei euch lieb oder leid.

Eine kurze Weil, es war nicht lang,
Hat Gerhard von Welfen eine Frau genommen.
Graf Floris ſchrieb Gerhard von Welfen an,
Er ſollte ihm an die Hand kommen.

Gerhard von Welfen durft's laſſen nicht,
Er ritt über Felder und Auen;
Er that, was ſein Landsherr ihn hieß,
Zuweil der ſchlief bei ſeiner Frauen.

Sie rief ſo laut, Kraft und Gewalt,
Thut ihr das mein edler Landsherr,
Wär da ein andrer auf mich geſtellt
Ihr ſollt't mit dem Schwerdt ihn abkehren.

Ihr Flehen mogt kein Gehör empfahn,
Ihre Ehre die mußte ſie da laſſen;
Als er ſeinen Willen hatte gethan,
Ritt er nach Utrecht ſeiner Straßen.

Von Welfen hatte ſein ſüßes Lieb fein
Von Wurdens Tochter zum Weibe,
Da meinte er mit fröhlig zu ſein,
Aber ſie mußte des Grafen Buhle werden.

Der Graf von Welfen ließ hauswärts gehn,
Sein werthes Liebchen kam nicht ihn zu grüßen.
Was iſt denn meiner werthen Frau geſchehn,
Daß ſie nicht kommt mich zu grüßen?

Gerhard von Welſen auf ihre Kammer kam,
Da fand er ſein ſüßes Lieb in Thränen:
Hat dir jemand Leid's angethan?
Sprich meine liebe Frau überſchöne.

Gerhard von Welſen, mein lieber Mann,
Nun iſt das alles verloren;
Zu ſchlafen an deiner grünen Seit,
Graf Floris hat mir die Ehr genommen.

Daß er dir die Ehr genommen hat,
Daß iſt dir, ſüßes Lieb, ſchon vergeben;
Geſtern war er mein Herr, nun bin ich ſeiner,
Das ſoll ihn koſten das Leben.

Er ſetzte einen Falken auf ſeine Hand,
Als wollt' er ſpatzieren reiten;
Er that einen Sprung, als wie ein Has,
Daß er möcht Graf Floris entleiben.

Ach, Gerhard von Welſen, mein lieber Neff,
Wollt ihr mir laſſen das Leben,
So will ich aus eurer Baſtardtochter
Eine Gräfin von Holland machen.

Das thu ich nun und nimmermehr,
Will keinem Verräther ſie geben;
Ihr habt meiner Frau genommen die Ehr,
Das ſoll euch koſten das Leben.

Daß ihr meinen Bruder ermordet habt,
Das hab ich euch ſchon vergeben,
Nun habt ihr meiner Frau genommen die Ehr,
Das ſoll euch koſten das Leben.

Er warf ihm ein Paar Handſchuh in den Mund,
Um daß er nicht ſollte ſchreien,
Er führte ihn von da zurſtund,
Auf's hohe Schloß zu Meuden.

Des Nachts, es war um Mitternacht,
Um die Mitte der Nacht herum,
Da lag der Graf von Holland
Geſchloſſen in Ketten und Banden.

Des Morgens, da es war ſchon Tag,
Um die Zeit, daß die Herren eſſen,
Da dachte der Graf von Holland,
Reicher Gott, nun bin ich ſchon vergeſſen.

Sie brachten ihm ein Stück Bärenſpeck,
Sein Schweineſpeck war ungebraten,
Da dachte der Graf von Holland:
Reicher Gott, nun bin ich ſchon verrathen.

Und hätt ich nur einen Schildknappen hier,
Der mich erlöſte vom Blute,
Ich würd ihm ſchenken mein braunes Schild
Und meine eiſerne Haube.

Gerhard von Welſen war bei der Hand,
Er griff nach einem Becken an der Wand,
Sagt mir, o Graf von Holland,
Wie iſt euch nun zu Muthe?

Wie mir nun zu Muthe iſt?
Und ſollt ich immerhin ſterben,
Hätt ich nur ein Weib mit einem Kind,
Die mein groß Gut thät erben.

Ich hab noch wohl einen Sohn Johann,
Er iſt ſo fern in fremden Landen,
Er kann ſein Gut verwalten nicht,
Das thut ihm große Schande.

Und da iſt mir ein Baſtardſohn,
Er iſt noch jung an Wochen,
Und käm er auch über hundert Jahr,
Seines Vaters Tod läßt er nicht ungerochen.

Eine kurze Weil, es war zur Kehr,
Gerhard von Welſen ward gefangen,
Er dachte wohl oft bei ſeiner Ehr,
Reicher Gott, nun muß ich hangen.

Hangen war ihm nicht genug,
Er mußte wohl ſiebenmal mehr leiden,
Sie ſchlugen ein Faß mit Nägeln aus,
Drin mußte ſein edles Blut ſpritzen.

Sie rollten ihn drei Tage lang,
Drei Tage, bis zum Mittag;
Gerhard von Welsen, mein lieber Mann:
Wie ist euch nun zu Muthe?

Wie mir nun zu Muthe ist,
Das will ich euch wohl sagen:
Ich bin noch derselbe Mann,
Der Graf Floris hat erschlagen.

Wär'n alle Berge golden.

Wär'n alle Berge golden,
Und alle Waſſer Wein,
So hätt' ich dich viel lieber,
Schönes Kind, dann wärſt du mein.

Hätt'ſt du mich dann viel lieber,
Als du nur thuſt zum Schein,
So geh' vor meinem Vater ſtehn,
Und bitt' um die Tochter ſein.

Ich ſtand vor deinem Vater,
Doch er verſagt dich mir.
Nimm Abſchied von dir ſelber,
Schönes Kind und komm mit mir.

Von mir ſelber Abſchied nehmen?
Die Knappen ſind ſo los,
Und läßt du mich dann ſitzen,
So bin ich freundelos.

Ich will dich nicht verlaſſen,
Von nun an bis in den Tod.
Du biſt eines Königs Töchterlein,
Ein Röschen gar ſo roth.

Bin ich eines Königs Tochter,
Und du eines Grafen Kind,
Sie nahmen einander bei der Hand,
Und gingen unter die Linde.

Er nahm bei der Hand das Mädchen,
Und führte ſie unter die Linde,
Nach einem abgelegenen Lande,
Die Mutter und ihr Kind.

Nun ſitz ich hier gebunden,
Im Schooß ein kleines Kind;
So bitt ich die reine Maria,
Daß ſie mich davon entbind.

Ich wollt du wärſt entbunden,
Von deinem kleinen Kind,
Und daß ich dich begrübe
Unter dieſer grünen Linde.

Wollteſt du, ich läg begraben
Unter dieſer Linde grün,
So wollt ich mein ſtolzer Ritter,
Daß du an der Kehle hingſt.

Der Ritter hub auf ſeine Rechte,
Er gab ihr einen Schlag,
Daß ſie zur Erde ſtürzte,
Nichts hörte und nichts ſah.

So haſt du mich geſchlagen,
Mein Liebſter, da iſt keine Noth,
Sind um die ſieben Jahre,
So ſollſt du kommen um's Brod.

Als um die ſieben Jahre,
Der Ritter kam um's Brod,
In der Hand die Lazarusklapper,
Litt er viel Pein und Noth.

Kind, ſprach ſie, vor ſieben Jahren,
Nun ſetz' deinem Vater einen Stuhl,
Ich hab den Tag wohl geſehen,
Da war er ein Ritter kühn.

Kind, ſprach ſie, vor ſieben Jahren,
Nun gib deinem Vater Brod,
Ich hab den Tag wohl geſehen,
Da hatt' er dran keine Noth.

Kind, ſprach ſie, vor ſieben Jahren,
Nun ſchenk deinem Vater Wein,
Ich hab den Tag wohl geſehen,
Da war er der Liebſte mein.

Der Vater ſtand vor der Thüre,
Er hörte das hohe Wort,
Er zog ſein Schwert aus der Scheide,
Und ſchlug ihm ab den Kopf.

Er nahm den Kopf bei den Haaren,
Und warf ihn in ihren Schooß:
Wohlan meine Herzallerliebste,
Beweine deinen Apfel roth.

Sollt' ich das alles beweinen,
Was zu beweinen wär,
Ich hätte zu thun alle Tage,
Die gehn und kommen im Jahr.

Es ritt ein Herr mit ſeinem Schildknecht.

Es ritt ein Herr mit ſeinem Schildknecht, Santio!
Den ſchmalen Pfad und den breiten Weg.
Sante jante iko,
Kante ko de kandelar de iſio.

Der Herr zu ſeinem Schildknecht ſprach, Santio!
Steig auf den Baum, hol's Täubchen herab
Sante jante iko,
Kante ko de kandelar de iſio.

Mein Herr und das thu' ich nicht, Santio!
Die Aeſte ſind dünn und halten mich nicht.
Sante jante iko,
Kante ko de kandelar de iſio.

Der Herr ward ſeinem Schildknecht gram, Santio!
Er ſelber auf den Baumaſt klam,
Sante jante iko,
Kantiko de kandelar de iſio.

Nun iſt mein Herr gefallen todt, Santio!
Wo krieg ich nun mein verdientes Brod.
Sante jante iko,
Kantiko de kandelar de iſio.

Dein verdientes Brod das kriegſt du wohl, Santio!
Der Stall iſt von Pferden und Wagen voll.
Sante jante iko,
Kantiko de kandelar de iſio.

Pferde und Wagen begehr ich nicht, Santio!
Aber die jüngſte Tochter verſchwör ich mir nicht.
Sante jante iko,
Kantiko de kandelar de iſio.

Nun iſt der Knecht geworden ein Herr, Santio!
Und fährt mit Kutſch' und Pferden einher.
Sante jante iko,
Kantiko de kandilar de iſio.

Altes Lied aus der ſpaniſchen Zeit; daher der närriſche Refrain: Sante jante iko u. ſ. w., ein verdrehtes Spaniſch, womit der Holländer ſich luſtig machte über den ſteifen Signor, der ſich aus Halsſtarrigkeit den Hals bricht. Santio iſt ſo viel als Santico, kandiko de kandelar ſo viel als cantico de candelaria.

Es ging ein Pater wohl über Land.

Es ging ein Pater wohl über Land,
Hei es iſt im Mai.
Er nahm ſein Mädchen bei der Hand,
Hei es iſt im Mai ſo frei,
Hei es iſt im Mai.

Pater du mußt niederknien,
Hei es iſt im Mai.
Nonne, ſtell dich neben ihn.
Hei es iſt im Mai ſo frei,
Hei es iſt im Mai.

Pater breit dein Käppchen aus,
Hei es iſt im Mai.
Fromme Nonne knie darauf,
Hei es iſt im Mai ſo frei,
Hei es iſt im Mai.

Pater küß die Nonne nun,
Hei es iſt im Mai.
Kannſt es auch noch ſechsmal thun,
Hei es iſt im Mai ſo frei,
Hei es iſt im Mai.

Stell sie wieder auf die Bein',
Hei es ist im Mai.
Schwing dein Kirmißpüppelein,
Hei es ist im Mai so frei,
Hei es ist im Mai.

Pater du mußt wandern gehn,
Hei es ist im Mai.
Nonneken du bleibst noch stehn,
Hei es ist im Mai so frei,
Hei es ist im Mai.

Nonneken die Wahl hast du,
Hei es ist im Mai.
Leg dir 'n andern Pater zu,
Hei es ist im Mai so frei,
Hei es ist im Mai.

Lied zu einem alten Volksspiel im Frühling; aus mündlicher Mittheilung.

Es thät ein Mägdlein früh aufstehn.

Es thät ein Mägdlein früh aufstehn,
Ihren Herzallerliebsten zu suchen gehn,
Und sie sucht ihn unter der Linden,
Aber sie konnt ihren Liebsten nicht finden.

Da kam gegangen ein Herrchen fein,
Der sprach: was thut sie da ganz allein,
Oder zählt sie die grünen Bäume
Und alle die gelbgoldenen Rosen?

Ich zähle die grünen Bäume nicht
Und alle die gelbgoldenen Rosen nicht,
Ich hab meinen Liebsten verloren,
Kann keine Zeitung von ihm hören.

Hat sie ihren Liebsten verloren,
Kann keine Zeitung von ihm hören?
Er lebt auf Seelands Auen
Und verkehrt mit andern schönen Frauen.

Lebt er auf Seelands Auen,
Verkehrt er mit andern ſchönen Frauen;
So mag der Himmel ſein Leitsmann ſein,
Und aller ſchönen Frauen, die bei ihm ſind.

Was zog er aus ſeinem Ermel?
Ein Kettlein roth von Gold;
Schönes Kind die will ich ihr ſchenken,
Will ſie an ihr Lieb nicht mehr denken.

Und wäre noch einmal ſo lang das Ding,
Daß ſie vom Himmel zur Erde hing,
Viel lieber will ich ſie miſſen,
Als eine andere Lieb mir erkieſen.

Da ward dem Junker ſehr leicht zu Muth,
Schönes Kind, ſeh ſie ſich vor, was ſie thut.
Sie iſt ja mein bräutelich Mägdelein,
Will mein Lebstage keine andere frein.

Blaues Buch.

Nach Oſterland will ich fahren.

Nach Oſterland will ich fahren,
Da wohnt mein ſüßes Lieb.
Ueber Berg und über Thale,
Hin über die Haide,
Da wohnt mein ſüßes Lieb.

Vor meines ſüß Liebchens Thüre,
Da ſtehn zwei Bäumchen fein,
Der eine trägt Nüß von Muskaten,
Hin über die Haide,
Der andre trägt Nägelein.

Die Nüſſe ſind ſo runde,
Die Nägelein riechen ſo ſüß.
Ich meint', daß mein Freier ein Ritter,
Hin über die Haide,
Nun iſt er ein armes Blut.

Er nahm ſie bei ihrem Händchen,
Bei ihrer ſchneeweißen Hand.
Er führte ſie alſo weiter,
Hin über die Haide,
Wo er ein Bettchen fand.

Da lagen die zwei verborgen
Die liebe lange Nacht,
Vom Abend bis zum Morgen,
Hin über die Haide,
Bis ſchien der lichte Tag.

Die Sonne iſt untergegangen,
Die Sterne ſcheinen ſo klar.
Ich wollte, daß ich und mein Liebchen,
Hin über die Haide,
In einem Baumgarten wär.

Der Baumgarten iſt verſchloſſen,
Und da kann niemand hinein,
Als die trutzige Nachtigale,
Hin über die Haide,
Die fliegt von oben hinein.

Man ſoll die Nachtigal binden,
Ihren Schnabel an ihren Fuß,
Dann kann ſie nicht weiter plaudern;
Hin über die Haide,
Was zwei Verliebte thun.

Habt ihr mich auch gebunden,
Meinen Schnabel an meinen Fuß,
Doch kann ich weiter plaudern,
Hin über die Haide,
Von zwei, die vor Liebe verwund't. —

Blaues Buch.

Es ritt ein Ritter wohl durch das Ried.

Es ritt ein Ritter wohl durch das Ried,
Hub an zu ſingen ein ſchönes Lied,
Ein Lied mit heller Stimme,
Durch die grünen Berge hin.

Das hörte eine Jungfrau fein,
Sie lag in ihrer Schlafkammer allein,
Und ſie flocht ihr Haar mit Seiden:
Mit dem Lanzknecht wollte ſie reiten.

Der Lanzknecht hatte ſie lieb und werth,
Er ſetzte ſie vor ſich auf ſein Pferd,
Er führte ſie in kurzer Weile
Wohl über die vierundſiebzig Meile.

Er führte sie über ein Feld, war weit,
Das Feld war mit rothen Rosen bestreut.
Er sprach, Frau Maged, müßt hinten stehn,
Mein graues Pferd ist so müde vom Gehn.

Und warum soll ich hinten stehn?
Hätt' ich meines Vaters Willen gethan,
Dazu meiner Frau Mutter Willen,
So wär ich gewesen eine Kaiserin.

Wärt ihr gewesen eine Kaiserin
Und ich eines Markgrafen Söhnlein bin,
So laßt euch die Mühe nicht reuen,
Denn morgen woll'n wir uns freien.

Eh ich werd euer getrautes Weib,
Eh will ich verlier'n meinen jungen Leib;
Eh ihr mich habt zu euer Hausfrauen,
Eh laß ich mir den Kopf abhauen.

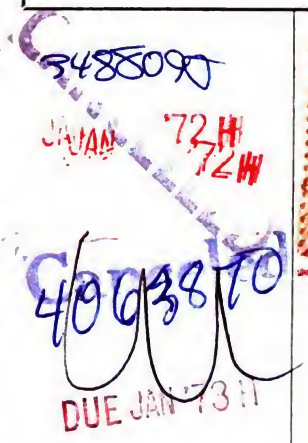
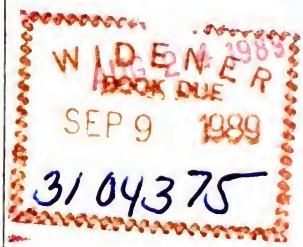
Eh sie die Worte zur Hälfte sprach,
Ihr Kopf ihr schon zu Füßen lag.
Mit dem allzuscharfen Schwerte,
Hieb er ihr den Kopf zur Erde.

Er nahm ihren Kopf bei ihrem Haar,
Er warf ihn in den Brunnen, der Brunnen war klar,
Der Brunnen war tief von Grund,
Lieg da du lachender Mund!

Lieg hie, lieg da, du lachender Mund!
Du haſt mich gekoſtet viel tauſend Pfund,
Und ſo manchen rothen Pfennig von Gold,
Nun biſt du ganz abgeſchlagen.

Blaues Buch.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.